Landesbibliothek
Coburg

1252
B II 10.
60

Practische
Logik
für
junge Leute
die nicht studiren wollen

von

Villaume.

Neue verbesserte Auflage.

Libau,
bey Friedrich,
1794.

Coburger
Landes-
Bücherei

Vorrede.

Zu gegenwärtigem Werke scheint mir eine Vorrede durchaus nothwendig zu seyn, weil es so sehr von dem Gange der Schriften gleicher Art, oder vielmehr gleichen Titels, abgeht. Ich muß also dem Leser meine Absicht erklären, damit er von meiner Arbeit gründlich urtheilen könne.

Meine Logik ist nicht für Gelehrte bestimmt; diese haben Compendien genug.

Dem sey aber, wie ihm wolle, der Ungelehrte braucht die Formen nicht. Es ist ihm an dem Materiellen des Denkens mehr, als an dem Formellen, gelegen. Ich habe mich also auf das Materielle eingeschränkt.

Unter den Ungelehrten verstehe ich alle Jugend, ehe sie sich auf das Formelle der Wissenschaften legt. Der einstige Gelehrte, ehe er die Universität verläßt, gehört zu meinem Gegenstande.

Ich bin dreist genug zu glauben, daß das Studium meines Buches in den Gymnasien nicht ganz überflüssig seyn dürfte; deswegen habe ich mich an seinem Orte bis ins Gebiet der Litteratur erhoben.

Darauf habe ich mich nicht eingeschränkt. Auch in Bürgerschulen, und vornemlich in diesen, müßte meine Schrift, gut gebraucht, von nicht unerheblichem Nutzen seyn. Hauptsächlich auf diese habe ich gesehen.

Ferner habe ich an solche junge Leute gedacht, deren Stand oder Gewerbe sie, ohne eigentliche Wissenschaft, zu einer höhern Sphäre von Kenntnissen erhebt. Es lesen, es urtheilen, es sprechen von Wissenschaften ja so viele Leute, die keinen schulmäßigen Unterricht genossen haben — Es wäre ja Schade, daß diese ohne eine etwanige Anleitung zur Bildung ihres Verstandes bleiben sollten.

Auch viele Damen lesen, und erheben sich über die Sphäre der Musenalmanache und der Romanen. Diesen möchte auch wol eine Anweisung zur Erkenntniß der Wahrheit willkommen seyn.

So weit hat sich mein Gesichtskreis erstreckt.

Diese Absicht nun hat die Form meiner Schrift bestimmt.

Einmal hab' ich mich nicht an die gewöhnliche systematische Ordnung gebunden — Z. B. ich handle von der Definition erst nach dem Urtheile, weil die Definition ein Satz ist.

Zweitens habe ich mich fast nur auf das gemeine Leben, oder wenigstens auf die gewöhnliche Sphäre meiner vermuthlichen Leser eingeschränkt. Nichts von eigentlicher Wissenschaft; der Ungelehrte kanns nicht brauchen, und mag es gemeiniglich nicht.

Drittens habe ich zugleich mit der Anweisung zum Gebrauche des Verstandes, die Uebung desselben verbinden, und allerlei nützliche Kenntnisse vereinigen wollen. Daher habe ich immer zugleich mit der Lehre den Gebrauch selbst zu vereinigen gesucht.

Nicht allein Denken überhaupt wird mein Leser lernen, sondern er wird zugleich darin geübt, auf die Quellen des Irrthums und der Wahrheit geführt. Jede Lehre ist angewandt, und zwar mehrentheils auf die Prüfung der Mittel zur Wahrheit selbst.

Daneben habe ich auch viele wichtige Lehren als Beispiele gebraucht, um dem Leser zugleich den wichtigsten Stoff zum Denken vorzulegen, und ihn auf den Weg, wie man diesen Stoff behandeln muß, zu führen. Ich hoffe, daß es manchem willkommen seyn wird.

Es ist mir von wichtigen Männern der Vorwurf gemacht worden, daß ich bis zum Erschrecken die Schwierigkeit zur Erkenntniß der Wahrheit, und die Gründe zum Zweifel gehäuft hätte. Manche Leser möchten mir diesen Vorwurf auch machen; ich muß ihm begegnen.

Allein ich frage: ist mein Skepticismus wahr, oder nicht? Ist er nicht wahr, nun dann bitte ich um Belehrung; man zeige mir, worin ich die Sache übertrieben habe; ich will, wenn man mich überzeugt, das Uebertriebene gern zurücknehmen. Denn ist es mir an meinen Sätzen nichts, an der Wahrheit und an dem Nutzen meiner Leser alles gelegen.

Ist mein Skepticismus wahr —? Nun was soll der Einwurf? Sollte ich, da meine Absicht ist, zur Wahrheit zu führen, einen Theil der Schwierigkeiten verschweigen; d. h. manchen Irrweg unent-

deckt lassen, damit der Leser hierin irre geführt werden könnte? Sollte ich reine Wahrheit lehren; sollte ich alle Irrwege entdecken; sollte ich einen richtigen Weg zur Wahrheit zeigen? Das habe ich gethan, wenn meine Zweifelsgründe wahr sind.

Sollte mir das zum Vorwurf gereichen, daß ich den Glauben an manche Dinge, z. B. an die Wahrheit der Geschichte, erschüttert habe? Wenn ich sie wirklich erschüttert habe, diese Lehren, so standen sie nicht fest, so waren sie nicht ausgemachte Wahrheit. Und dann, mußte ich es nicht zeigen, wo sie schwankten? Muß denn der Mensch immer gewisse Lehren blindlings verehren, ihre schwache Seiten verdecken? Ists denn diese oder jene Lehre, oder ists die Wahrheit, die uns heilig seyn soll? Was gehen mich denn Horatius Cocles, Decius, die Nymphe Egeria, Romulus sammt Sylvia und Mars und der Wölfin an? Es ist traurig, daß man noch zu unsern Zeiten eine Schutzschrift für sich schreiben muß, wenn man, ohne Rücksicht auf angenommene, aber zweifelhafte Lehren, den geraden Weg zur Wahrheit gezeigt hat.

Aber ich hätte den Weg zur Wahrheit zeigen sollen, ohne der Irrwege zu gedenken, ohne so viele Zweifel zu erheben. Nicht wahr, dieß wäre der Vorschlag, den man mir gethan hätte?

Was hätte ich da gelehrt? Gerade nichts. Wenn der Reisende mich frägt, welcher Weg ihn zu seinem Ziele führt, ists genug, daß ich ihm sage:

Die=

Dieser Weg, auf dem du gehest, führt dahin? Muß ich nicht zugleich vor den Wegen, die links und rechts gehn, warnen? Kann ich sagen? Brauche deine Sinne und deinen Verstand recht; wenn ich nicht zugleich sage, was dieser rechte Gebrauch ist, und mithin die Irrungen zeige?

Der Mensch muß zweifeln, wenn er Wahrheit kennen lernen will. Das hat Descartes schon gelehrt; und es versteht sich, daß man die Wahrheit nicht suchen wird, wenn man sie schon zu haben glaubt; daß man seine Begriffe nicht prüfen wird, weil man sie schon für ächte Wahrheit hält; daß die Prüfung schlecht von statten gehen muß, wenn man für seine Ideen schon eingenommen ist; daß man wünscht, seine Vorstellungen richtig zu finden, wenn man sich vor der Prüfung fürchtet; ein sonderbarer Fall, der aber äußerst häufig vorkommt.

Also muß man, wenn man wirklich Wahrheit suchen und finden will, damit anfangen, gegen alle seine Ideen den Verdacht zu hegen, daß sie irrig seyn können, ohne alles Interesse dafür und dawider; und ganz gleichgültig seyn, ob sie wahr oder falsch befunden werden mögen. Und was ist dieser Verdacht und diese Gleichgültigkeit anders, als Zweifel?

Also muß der Mensch zweifeln, ehe er Wahrheit suchen und finden kann. — Er muß aber zweifeln lernen; denn zweifeln lehrt uns die Natur nicht. Man sehe die Kinder; sie glauben alles, was man

ihnen sagt, es mag noch so ungereimt seyn. Die mehresten Lehrer lehren auch die Kunst zu zweifeln nicht. Sie tragen alle ihre Sätze mit solcher Zuversicht und so entscheidend vor, daß der Schüler keinen Augenblik daran zweifeln kann.

Was entsteht daraus? Die Menschen werden so leichtgläubig, daß sie alles, was ihnen vorgeschwatzt wird, wenn sie nur gegen die Person nichts haben, für baare Wahrheit halten. Sie glauben niemals aus Ueberzeugung, sondern, weil sie vernünftig zu zweifeln nicht verstehn; und sie zweifeln nur aus Zweifelsucht — Ihr Glaube und ihr Zweifel sind regellos und fast immer unzeitig.

Wer die Menschen den Weg zur Wahrheit lehren will, muß also damit anfangen, daß er ihren steifen Glauben erschüttert und sie zweifeln lehrt. Dieß habe ich zu thun gesucht. Es ist mir gelungen, wenn ich die Schwierigkeiten gegen die Erkenntniß der Wahrheit recht stark geschildert habe.

Und nun noch eine Betrachtung. Nicht wahr, der Mensch soll nicht allein die Wahrheit kennen, und als die Führerin seines Lebens brauchen; sondern er soll auch die Wahrheit genießen, er soll durch Anschauen, durch Untersuchung, durch Bewußtseyn des Besitzes der Wahrheit, Seligkeit genießen —? Wenn das ist, so muß er auch die Wahrheit als Wahrheit erkennen, fühlen, schätzen lernen. Was gehört aber dazu?

Das Gefühl der Wahrheit, sagt einer von unsern scharfsinnigsten Schriftstellern (*), ist kein positives Gefühl: „Dieses Gefühl besteht in weiter „nichts, als in dem Gefühle der Nothwendigkeit, „den natürlichen und wesentlichen Gesetzen und Re„geln, die dem Verstande der Menschen von dem „Schöpfer ursprünglich eingeprägt sind, zu folgen.

„Diese Gesetze aber sind keine positive Bestim„mungen; sondern vielmehr nur gewisse Schranken „und Gränzen, wodurch die Wirksamkeit des Ver„standes eingeschränkt und gehindert wird. Die „Nothwendigkeit, die bei dem Gefühle der Wahr„heit zum Grunde liegt, entspringt also aus kei„nem positiven und bestimmenden Triebe; son„dern nur aus dem unmittelbaren Bewußtseyn der „physischen Unmöglichkeit, diese Schranken des „Verstandes zu überschreiten; und sie ist daher, wie „alle Gefühle, bloß eine wesentliche Anlage, wo„durch uns nur eine gewisse Art der Wirksamkeit „dadurch nothwendig wird, daß die ihr entgegenge„setzte, vermöge dieser Anlage, unmöglich ist.

„Wir fühlen also die Wahrheit unsrer Gedan„ken nicht an sich selbst, geradezu und unmittelbar; „sondern nur dadurch, daß wir, indem wir das Ge„gentheil eines wahren Gedankens denken, und da„durch die wesentlichen Schranken des Verstandes „überschreiten wollen, die Unmöglichkeit, dieses zu „thun, empfinden, und auf diese Weise genöthigt „werden, jenen Gedanken beizubehalten, und sein „Gegentheil zu unterdrücken.

 „Wir

(*) Witte Versuch über die Bildung der Völker zur Vernunft, S. 20. 21.

„Wir fühlen also die Wahrheit nur vermit„telst der Erkenntniß der Falschheit des Gegentheils „unsrer Gedanken.„ ꝛc.

Wenn dieß seine Richtigkeit hat, so muß der Mensch nothwendig Irrthum und Zweifel kennen, ehe er die Wahrheit kennen und fühlen, und durch sie beseligt werden kann.

Nun noch ein Wort vom Gebrauch dieser Schrift.

Das Gemeinnützigste daraus kann ein mittelmäßig geübter Verstand, ohne Hülfe, begreifen. Aus diesem Grunde habe ich immer, so viel als möglich, Thatsachen zur Lehre gemacht, oder doch gemeinverständliche Beispiele gebraucht.

Oftmals habe ich aber für die Jugend mit auf den Lehrer rechnen müssen. Also ist mein Buch eigentlich ein Lesebuch für Schulen.

Es ist nicht nöthig, die Sätze dieser Lehre ins Gedächtniß einzuprägen; dieß kann nicht schaden, ist aber nicht nothwendig. Das muß man thun — Es recht verstehen — und immer dabei nachdenken, und die Lehren auf wirkliche Dinge anwenden. Wenn ich mich nicht irre, so ist diese Logik so beschaffen, daß der junge Mensch schon dadurch — ohne Regeln auswendig zu lernen, oder mühsam wörtlich ins Gedächtniß zu zwängen — nachdenken lernen und seinen Verstand bilden wird.

Ueber-

Uebersicht der Materien.

Eingang Seite 1.
1. Von den Sinnen überhaupt 8.
2. Aeußere Sinne 13.
3. Erhaltung und Verbesserung der Sinne 42.
4. Erkenntniß der Wahrheit durch die Sinne 45.
5. Irrungen der innern Sinne, und Mittel ihnen abzuhelfen 50.
6. Vom Geschmack 59.
7. Vom moralischen Gefühl 72.
8. Von den Ideen 81.
9. Von der Vorstellungskraft 85.
10. Von der Erfahrung 89.
11. Abstractionen 100.
12. Von dem Urtheile 108.
13. Von den Schlüssen 113.
14. Fehler der Abstractionen 125.
15. Bestimmung der Begriffe 133.
16. Kennzeichen der Wahrheit 148.
17. Von der Sprache 158.

18. Hy-

18. Hypothesen Seite 169.
19. Kenntniß des Menschen 180.
20. Kenntniß der Andern 182.
21. Kenntniß alter und roher Völker 190.
22. Selbsterkenntniß 195.
23. Werke der Kunst. 202.
24. Unterricht überhaupt 210.
25. Unterredung 216.
26. Rathgeben 223.
27. Beispiel 227.
28. Bücher 229.
29. Vergleichung der verschiednen Quellen unsrer Erkenntniß 239.
30. Von der Wahrheit 246.
31. Grade des Wahrheitsgefühls 255.
32. Einige Mittel zur Erkenntniß der Wahrheit 263.
33. Von Lesung der Bücher 266.
34. Beurtheilung der Wahrscheinlichkeit 269.

Ein=

Eingang.

§. 1.

Ein erschöpfter Wandrer siehet Früchte, die er nicht kennt; er glaubt Stärkung und Labsal daran zu finden, er bricht und ißt sie. Es kann sich zutragen, daß die Frucht gut ist, daß der Ermüdete die gehoffte Erquickung erhält; manchmal aber ist es geschehen, daß Menschen in diesen Umständen, statt einer stärkenden Speise, ein schädliches Gift zu sich genommen haben.

Man glaubt an einem Menschen, der unsern Umgang sucht, einen Freund zu finden. Manchmal aber suchen solche vermeinte Freunde nur ihren eignen Nutzen auf Kosten Andrer zu befördern. Sie wollen nur etwa eine gute Mahlzeit erhaschen, Geld abschwatzen, die Verhältnisse Andrer ausspähen, um solche zu ihrem eignen Vortheil zu gebrauchen. Man glaubt, sie seyen Freunde, und sie sind es nicht.

Der Kranke fühlt sich ermattet; er glaubt durch starke Speisen, durch Wein sich zu stärken, weil ihn diese Nahrungsmittel bey gesunden Tagen stärkten. Allein er macht sich Beschwerden, er fühlt unerträgliche Hitze, das Fieber wird heftiger. Er glaubte, die Speisen wären ihm gesund; hingegen, sie waren ihm schädlich.

Wenn man sich von einem Dinge etwas vorstellt, das nicht ist, so irrt man. Die Vorstellung, die man sich von der Sache macht, und die unrichtig ist, nennt man einen Irrthum.

§. 2.

Die Menschen irren sehr oft. Das werden wir in der Folge sehen.

§. 3.

Irren kann niemals gut seyn. Der Wandrer, der sich irrt, und statt einer erquickenden Speise, Gift zu sich nimmt — der Kranke, welcher glaubt, daß Speise ihn stärken wird, — schaden ihrer Gesundheit, weil sie sich irren. Wer einen Menschen, der nicht Freund ist, für seinen Freund hält, der wird betrogen und leidet Schaden, weil er sich irrt.

Irrthum, wenn man darnach handelt, muß allemal schaden.

Denn 1) er stellt uns das Schädliche als gut vor — wie in den angeführten Beispielen — dann ergreifen wir das Schädliche, und machen uns unglücklich durch das, was wir zu unserm Wohl wählen und thun. Unsre Absicht ist, unser Glück zu befördern, und wir arbeiten an unserm Elende.

2) Wenn wir auch nicht gerade Böses für Gutes, sondern ein Gut ergreifen, wenn wir ein anders zu erlangen vermeinen; so wird das unerwartete Gut nicht gut seyn, und der Irrthum wird uns schaden, und das aus zween Gründen.

a) Weil jedes Gut, wenn es wirklich gut seyn soll, nach seiner besondern Eigenschaft behandelt werden muß, und wenn es unrecht angewandt wird, Schaden thut.

Z. B.

z. B. jemand hält einen Freund für einen Mann von Standhaftigkeit und Muth — Nun aber ist der Mann zwar Jenes Freund, er ist gut, ehrlich, dienstfertig; allein er hat keinen Muth, etwas schweres zu unternehmen, und keine Standhaftigkeit, ein langwieriges, beschwerliches Geschäft auszuführen; so irrt sich gewiß derjenige, der ihn zum Freunde hat — nicht, daß er einen bösen Menschen für einen guten hält — aber darin irrt er sich, daß er nicht die rechte Güte und Brauchbarkeit seines Freundes kennt. Dieser Irrthum kann ihm sehr schädlich seyn; denn er wird sich auf den Freund in Dingen verlassen, worin dieser keinesweges zuverlässig ist. Im Vertrauen auf den Freund, der sich seiner Angelegenheiten angenommen hat, wird er selbst nicht dafür sorgen, und seine Geschäfte werden rückgängig gehen. Dieser Freund, wenn er brauchbar seyn soll, muß ganz anders behandelt werden, als ein Freund von Muth und Standhaftigkeit. Man muß ihm nur leichte und bald zu verrichtende Geschäfte auftragen.

b) Weil jedes Gut, wenn es gut seyn soll, am rechten Orte und zur rechten Zeit angewandt werden muß. Ohne diese rechte Anwendung wird das Gute schädlich, und um desto gefährlicher, je vortreflicher es ist.

z. B. Wenn man bei Feuersgefahr statt eines Gefäßes mit Wasser eine Tonne Oel oder Weingeistes ins Feuer gösse, so würde dieser Irrthum, der ein Gut statt eines andern ergreift, höchst traurige Folgen haben. Oel und Weingeist sind vortrefliche Dinge, aber nicht bei Feuersnoth.

Wer im brennenden Durste, statt des Glases mit Wasser, ein Glas mit Kalklauge ergreift und trinkt, der

muß seinen Irrthum, wodurch er ein Gut für ein anders ansieht, sehr theuer bezahlen.

§. 4.

Es giebt aber auch unschädliche Irrthümer — solche nemlich, die unser Thun und Lassen nicht angehen, und auf unsre Ruh und Zufriedenheit keinen Einfluß haben. Deren giebt es viele.

Z. B. Es ist nicht gleich viel, ob ich meinen Nachbar, mein Gesinde kenne, oder mich in ihrem Character irre; es ist aber daran nichts gelegen, ob ich Alexander den Großen für einen tugendhaften Held, oder für einen unsinnigen Stöhrer der Ruhe der Welt, mit Recht oder Unrecht halte. Was schadet es, ob ich Surinam in Africa, oder Calicut im America verlege, oder nicht? wenn ich aber eine Reise thun will, muß ich die Lage des Orts wissen, wohin ich trachte; die Straßen meiner Wohnstadt muß ich kennen. Im gemeinen Leben braucht man wenig Geographie und Historie; wenn man denn nur zu schweigen weiß, wann davon gesprochen wird.

§. 5.

Der Gegensatz des Irrthums, wenn wir uns nemlich die Dinge so vorstellen, wie sie wirklich sind — heißt **Wahrheit.**

§. 6.

Das Wort **Wahrheit** hat im gemeinen Leben eine zwiefache Bedeutung.

1) Wenn der Mensch spricht wie er denkt. — Das Gegentheil — nemlich, wenn er ganz anders spricht, als er denkt, — ist die Lüge.

2) Wenn wir uns die Dinge **richtig** vorstellen. — Der Gegensatz ist Irrthum.

Hier

Hier handle ich nur von der Wahrheit der Vorstellungen. — Die Wahrheit im Reden, und die Lüge, betrift die Moral.

§. 7.

Es führt nur immer ein einziger gerader Weg von einem Ort zum andern; es giebt aber daneben mehrere krumme Wege, und noch mehrere führen weit vom Ziel ab. So auch giebt es nur Eine wahre Vorstellung von jedem Dinge, nemlich diejenige, welche die Sache genau so vorstellt, wie sie wirklich ist. Daneben aber giebt es eine Menge Vorstellungen, die man sich von der Sache machen kann, die theils wahr und theils falsch sind. Man kann sich auch ein Ding fast ganz anders vorstellen, als es wirklich ist, so daß man die Vorstellung ganz falsch nennen kann.

Die Vorstellungen, die wir von den Dingen haben, sind als Bilder dieser Dinge anzusehen; also kann man von unsern Vorstellungen in mancher Rücksicht das nemliche, als von einem gemahlten Bilde sagen.

Ein Bild ist wahr — das heißt, es stellt die Person recht vor, die es vorstellen soll — wenn es alle Theile, die man gemahlt hat, so vorstellt, wie sie wirklich sind. Die Nase, die Augen, die Stirn, der Mund müssen genau so auf dem Bilde aussehen, als man sie an der gemahlten Person sieht. Nur dieses Bild ist wahr.

Es kann also von einer Person nur ein Bild das wahre seyn. Jedes Bild, das anders aussieht, ist falsch.

Um das Bild falsch zu machen, ists gar nicht nöthig, daß alle Züge davon falsch seyen. Wenn alle andre Züge richtig und nur einer falsch ist, so ist das Bild nicht richtig.

Es kann also so viele falsche Bilder geben, als es Züge im Gesicht giebt, die man unrecht mahlen kann.

Ja, jeder Zug kann nur auf Eine Art wahr, und auf viele Arten falsch gemahlt werden.

Z. B. das Auge kann schief, zu tief oder zu hoch, zu lang oder zu rund, zu groß oder zu klein, zu hell oder zu dunkel auf dem Bilde seyn. Wenn das Auge schwarz ist, so wird es richtig seyn, nur wenn man es schwarz mahlt. Nun aber kann es blau, grau, nach vielen verschiedenen Schattirungen vorgestellt werden.

Für ein richtiges Bild können einige hundert falsch seyn.

Eben so ist es mit unsern Vorstellungen. — Man kann sich ein und ebendasselbe Ding auf hunderterlei Art vorstellen — und von diesen hundert Vorstellungen kann nicht mehr als Eine richtig seyn; die andern sind alle falsch.

Also kann man immer gegen Eine Wahrheit hundert Irrthümer rechnen.

§. 8.

Es muß also nicht ganz leicht seyn, die Wahrheit zu finden und den Irrthum zu vermeiden.

Es ist sehr zu vermuthen, daß eine Menge Irrthümer in unsern Vorstellungen stattfindet.

§. 9.

Die Wahrheit ist nicht leicht zu finden. (§. 8.) Sie ist aber von der größten Wichtigkeit, denn der Irrthum ist immer schädlich. (§. 3.) Daraus folgt, daß man sich bemühen, und sehr vorsichtig seyn muß, wenn man nach Wahrheit sucht.

Es

Es folgt auch noch daraus, daß man einige Kunst anwenden muß, um die Wahrheit zu finden, und den Irrthum zu meiden.

Diese Kunst wird man in diesem Buche finden. — Man nennt diese Kunst die Logik.

Um diese Kunst recht zu lehren, werde ich alle die Hülfsmittel, wodurch wir Vorstellungen erhalten, untersuchen; ihre Fehler, und wie sie uns in Irrthum verleiten, bemerken; Mittel angeben, diese Fehler und die daraus entstehenden Irrthümer möglichst zu vermeiden; und endlich selbst die Werkzeuge, wodurch wir Vorstellungen erlangen, zu verbessern.

§. 10.

Wir erlangen Vorstellungen von den verschiedenen Dingen.

1) Durch die Sinne, wozu die Erfahrung gehört.

2) Durch das Nachdenken über schon erlangte Vorstellungen.

3) Durch den Unterricht, den wir von Andern erhalten.

Alle diese Mittel zur Erkenntniß haben ihre Irrungen; deswegen muß man sie wohl kennen lernen.

Erstes Capitel.
Von den Sinnen überhaupt.

§. 11.

Wir können wissen, was um uns her vorgeht; wir werden das Licht, die Menschen, die Thiere, die Gewächse und allerlei andre Dinge gewahr; wir vernehmen den Schall, das Geräusch, den Geruch der Blumen, die Härte der Steine, die Kühlung des Windes; wir empfinden den Wohlgeschmack der Speisen. Auch erfahren wir, was in uns vorgeht, ob wir hungrig oder satt, gesund oder krank, vergnügt oder betrübt sind. Wir unterscheiden, was gut oder schlecht, schön oder unangenehm, recht oder unrecht ist.

§. 12.

Die Mittel, wodurch wir uns dieses alles vorstellen können, nennen wir die Sinne.

§. 13.

Das Licht, die Menschen, der Schall, der Duft der Blumen, der Saft der Speisen, die Kühlung der Winde, die Härte des Steines, sind nicht in uns, sondern außer uns; und die Werkzeuge oder Sinne, wodurch wir diese Dinge wahrnehmen, sind an der Oberfläche unsers Körpers — daher heißen sie die äußern Sinne.

Hunger und Durst, Gesundheit und Krankheit, Schmerz, Stärke, Schwäche, Fröhlichkeit und Betrüb-

trübniß, sind nicht, wie die Blume und der Schall der Glocke, außer uns, sondern in uns.

Die Güte oder Schlechtheit, die Schönheit oder Mißgestalt, das Recht und Unrecht — sind Dinge, die wir nicht mit den Augen sehen. Ich muß mich erklären.

Das Ding, das gut oder schlecht, schön oder ungestaltet, die That, die recht oder unrecht ist, sehen wir freilich mit den Augen. Aber die Augen sind es nicht, die das Gute, das Schöne, das Recht unterscheiden. Wenn sich ein paar Leute zanken oder schlagen, so sehen und hören alle Anwesende den Streit — nicht alle aber sehen das Häßliche und Unschickliche davon; denn viele lachen und hetzen die Streitenden auf einander. Sie haben doch Augen; und dennoch sehen sie das Unschickliche nicht. Also sieht man die Unschicklichkeit nicht mit den Augen; man empfindet sie durch eine innre Kraft der Seele, welche man Gefühl nennt.

Die Sinne, wodurch wir das, was in uns vorgeht, und die Schönheit, das Recht, die Güte wahrnehmen, heißen die innern Sinne.

§. 14.

Die äußern Sinne sind, das Gesicht, das Gehör, das Gefühl, der Geschmack, und der Geruch.

Die Werkzeuge dazu sind, die Augen, die Ohren, der Gaumen und die Nase.

§. 15.

Das Gefühl ist zwiefach.

1) Wir erfahren durch das Gefühl, daß Dinge da sind.

2) Wir unterscheiden diese Dinge von einander.

Mit der Spitze der Finger, insbesondre der beiden größten Finger, erfahren wir, nicht allein, daß Dinge da sind, sondern wir unterscheiden auch, was diese Dinge sind.

Dieses Gefühl nenne ich das deutliche Gefühl.

Es ist bei manchen Menschen ganz außerordentlich stark und fein, so daß sie die geringsten Merkmale der Dinge damit unterscheiden. Vor allen aber zeichnen sich die Blinden durch ihr feines Gefühl aus; sie unterscheiden die Münzsorten, sie erkennen die Flecken in der Wäsche; und man will sogar sagen, daß ein blindes Frauenzimmer die Farbe eines seidenen Bandes durch das Gefühl unterscheiden konnte.

Das Gefühl der Blinden ist deswegen so stark, weil sie die Finger statt der Augen brauchen, und ihr Gefühl durch Uebung schärfen. Wer Augen hat, braucht die Augen, und vernachlässigt sein Gefühl; daher es denn nicht sehr scharf wird.

Ueber den ganzen Leib fühlen wir es, wenn etwas uns berührt. Wir unterscheiden aber nicht, was uns rührt.

Z. B. es steckt mir jemand etwas in den Nacken — ich fühle es; auch kann ich merken, ob es warm oder kalt, groß oder klein, hart oder weich, glatt oder rauh ist; aber ich weiß nicht, ob es Holz oder Metall, ob es ein Stock oder Messerheft ist, mit Einem Wort — was es für ein Ding ist.

Dies Gefühl nenne ich das undeutliche Gefühl.

Anmerkung.

Sehr merkwürdig ist hier, daß das deutlichste Gefühl nicht das stärkste ist.

Die

Die Finger, welche die Dinge so gut unterscheiden können, vertragen Hitze und Kälte, und halten manchen Stoß und Schlag aus.

Sollte man nicht glauben, daß die Finger, weil sie so genau und richtig fühlen, auch gegen Schmerz sehr empfindlich seyn müßten? — Sie sind es aber nicht.

Das Auge, die Brust, und manche andern Theile des Leibes fühlen jeden harten Eindruck heftig.

Sollte man nicht denken, daß sie, vermöge ihres zarten Gefühls, auch die Dinge, und zwar besser als die Finger, unterscheiden müßten? — Und sie unterscheiden nichts.

Wie geht das zu?

§. 16.

Wir haben auch mehrere innre Sinne.

§. 17.

Erstlich das innre Gefühl, das wir schlechtweg so nennen, wodurch wir unsern Zustand, unsre Gesundheit oder Krankheit, unsre Empfindungen, Ruhe der Seele, Zufriedenheit, Mißvergnügen, Begehren, Zorn, Furcht, und unsre Vorstellungen gewahr werden. Ich fühle, daß ich denke, daß ich froh bin rc.

§. 18.

Zweitens — das Gefühl, wodurch ich das Schöne und Gute, von dem, was schlecht und unangenehm ist, unterscheide. Das kleinste Kind wird lieber eine Rose, als ein trocknes Blatt haben; es findet also die Rose schöner; es fühlt die Schönheit derselben, denn es kann nicht sagen, warum sie ihm gefällt.

Dieses Gefühl wird verschiedentlich genannt, nach der Verschiedenheit der Dinge, die es wahrnimmt.

§. 19.

Es fühlt die Schönheit in den Dingen, als z. B. in einer Rose, in einem Gesicht, in einem Gebäude, in einer Schrift, in einem Zeuge; oder die Schicklichkeit einer Handlung, ob sie lächerlich ist oder nicht. — Dann heißt dieses Gefühl **Geschmack**.

§. 20.

Wenn es das Gute von dem Schädlichen, das Recht von dem Unrecht in den Handlungen des Menschen unterscheidet, dann heißt es **Moralischer Sinn** oder **Moralisches Gefühl**.

Z. B. Ich sehe, daß ein Mensch den andern schlägt, ohne Recht und Ursach dazu zu haben; das ist mir unangenehm; ich fühle, daß diese That unrecht ist.

Ich fühle ganz anders, wenn ich sehe, daß der Vater seinen unartigen Sohn bestraft, daß der Wundarzt einem Kranken Schmerzen verursacht, um ihn zu heilen. — Angenehm ist mir die Sache nicht, aber ich fühle doch, daß sie gut ist.

§. 21.

Ich fühle auch von meinen Handlungen, die ich thun will, oder schon gethan habe, daß sie gut oder schlecht, recht oder unrecht sind. Dieses unterscheidende Gefühl des Rechts und Unrechts heißt das **Gewissen**.

§. 22.

Wenn das Gewissen zukünftige Handlungen unterscheidet, mit Lust für gute Handlungen, und Widerwillen gegen böse vergesellschaftet ist, so daß es zum Gutesthun ermuntert und vom Bösesthun abhält, nennt man es auch — ein **gutes Herz**.

Das

Das sind nun die Mittel, wodurch wir Vorstellungen der einzelnen Dinge in und außer uns erhalten. — Man kann sie alle Gefühl nennen.

§. 23.

Wenn wir etwas oft oder stark genug fühlen, um die Vorstellung davon nicht zu vergessen, so nennen wir unsre Vorstellung von dem Dinge — Erfahrung. Und dies ist die eigne Erfahrung.

§. 24.

Wir sehen aber auch, was andre empfinden: wir bemerken ihre Angst oder ihre Freude in gewissen Umständen. Das ist auch Erfahrung, aber fremde — wir erfahren nicht, aber wir lernen durch die Erfahrung Anderer.

Der ist glücklich, der durch den Schaden Anderer klug wird.

Zweites Capitel.
Von den äußern Sinnen insbesondere.

§. 25.

Durch die äußern Sinne erhalten wir Vorstellungen von den Dingen außer uns. (§. 10.) Wir sehen, hören, fühlen, schmecken und riechen, was außer uns vorgeht.

§. 26.

Wir irren aber oftmals. — Irrthum ist schädlich; also müssen wir uns davor in Acht nehmen. Es

giebt

giebt Mittel wider den Irrthum. Nur müssen wir wissen, wie die Sinne uns irre führen.

§. 27.

Unsere Sinne sind sich nicht immer gleich. Unsre Augen z. B. sind einmal schärfer und heller, als ein andermal. Daraus können manche Irrthümer entstehen. In dem Augenblick, da mein Auge schärfer ist, und ich etwas entdecke, was ich vorher nicht sah, gerathe ich auf die Vermuthung, daß ich etwas neues sehe, was noch nicht da war — und wenn ich den Fehler meiner Augen nicht bemerke und den Betrug nicht kenne, so glaube ich es gewiß, und behaupte, daß sich die Sache selbst geändert hat; und es ist nicht wahr.

Wenn mein Auge schwächer ist, so glaube ich, daß das Ding verändert ist und nicht mehr das hat, was ich sonst daran sah.

Dieß gilt von allen Sinnen.

Die alten Leute klagen immer, daß der Sommer nicht mehr so heiß ist, als er in ihrer Jugend war; sie schließen daraus, daß die Natur schwächer wird. Die Hitze und Kälte sind gewiß noch, im Ganzen genommen, so groß, als sie vor funfzig, vor hundert und vor tausend Jahren waren. Aber die Alten fühlen die Hitze nicht mehr so sehr, weil ihr Blut kälter geworden ist. Sie meynen, die Natur habe sich verändert — Nichts ist verändert, als — ihre Sinne. Der Beweis davon ist; daß wenn diese Erkältung der Natur wirklich wäre, schon seit langer Zeit gar keine Wärme mehr seyn müßte. Vor beinah 2000 Jahren sagte Horaz, daß ein Berg bei Rom mit Schnee bedeckt wäre, und daß alles vor Frost starrte. Vor zweitausend Jahren war Deutschland weit kälter als es jetzt ist. Also wird die Natur

nicht,

nicht, sondern unsre Sinne im Alter, kälter und schwächer.

Eben so müssen den alten Leuten die Speisen schlechter, und der Duft der Blumen schwächer vorkommen, — weil ihr Geruch und ihr Geschmack stumpf geworden sind.

§. 28.

Es giebt eine Krankheit — die Gelbsucht — in welcher man alles gelb sieht. — Wenn ein Mensch diese Krankheit lebenslang behielte, so würde er nur eine einzige Farbe, die gelbe, kennen, und er würde alles gelb glauben. Die andern Farben würde er wol nennen hören, aber er hätte keine Vorstellung davon. Wenn es dem Schöpfer gefallen hätte, die Augen aller Menschen so zu organisiren, wie sie bei der Gelbsucht sind, so würde Niemand in der Welt eine andre Farbe, als die gelbe kennen.

Wenn die Feuchtigkeit unserer Augen grün wäre, so würden wir — wie durch eine grüne Brille — alles grün sehn. Mit einem Worte, die Farbe unsrer Augenfeuchtigkeit wäre die Farbe aller Dinge.

Durch gewisse zusammengesetzte Sehröhre — als astronomische Ferngläser, und Microscope, — sehen wir die Dinge verkehrt; was oben ist, sehen wir unten, und was links ist, scheint rechts zu seyn.

Wenn unsre Augen so gestaltet wären, wie jene Gläser, so würden wir die Thürme, Berge und Häuser auf der Spitze stehen und die Menschen auf dem Kopfe gehen sehen. Von der Sonne und den Sternen würden wir sagen: sie sind unten. Freilich würden wir durch Gehen und Fühlen den Irrthum berichtigen. Allein, gesetzt wir könnten, so z. B. wie die Auster, wenig aus

der

der Stelle kommen, und wir hätten kein Gefühl; dann könnten wir nicht anders denken, als daß alles verkehrt ist.

Man hat Gläser, die einen und denselben Gegenstand mehr als hundertmal vorstellen; wo Ein Mensch ist, sieht man hundert, u. s. w.

Die Fliege hat Augen, die ohngefehr so wie jene Gläser geschliffen sind.

Auch unsre Augen könnten, wenn es der Schöpfer gewollt hätte, so wie die Augen der Fliege gebildet worden seyn. Dann würden wir alle Dinge hundertfach sehen; und wenn wir weder durch Sehen noch durch Fühlen den Irrthum berichtigen könnten, dann würden wir glauben müssen, daß die Dinge wirklich so sind, als wir sie uns vorstellen.

Wenn das Blut in heftiger Wallung ist, dann scheint auch die kühleste Luft heiß — und in dem Schauder des kalten Fiebers scheint der heißeste Ofen und die brennendste Sonnenhitze nicht warm.

Gesetzt nun, daß unser Blut immer so wallte, oder daß wir immer solchen Fieberfrost hätten — dann würde uns die Temperatur der Luft ganz anders vorkommen, als jetzt. Wir würden so brennen, wie in Africa, oder so frieren, wie in Grönland; und wir müßten denken, daß die Luft wirklich so wäre, wie sie uns vorkäme.

Wer weiche, zarte Hände hat, findet alles rauh, hart, und brennend. Mit einer harten Haut kann man alles angreifen, ohne die geringste Empfindung. Eine schöne Dame fühlt die Dinge ganz anders, als der Hufschmidt. Sie würde nicht, wie dieser, ein brennendes Eisen in der Hand halten. Sie spricht — das ist brennend — und der Schmidt sagt — es ist gar nicht heiß.

Wir fühlen noch anders, als beide; nicht so zärtlich wie die Dame, sind wir doch weichlicher als der Hufschmidt.

Dieselben Dinge sind also für die Dame, für den Schmidt, und für unser einen, ganz anders; und sind doch dieselben Dinge.

Geruch, Geschmack, Gehör sind bei dem Kranken ganz anders, als bei dem Gesunden. Es könnte seyn, daß der Schöpfer uns den Geschmack der Ente oder des Wolfes gegeben hätte — dann würde die Welt uns ganz anders vorkommen, als jetzt.

Mit anders gebildetem Ohre, würde uns die Musik unerträglich, und das Gequäke der Frösche oder das Mauen der Katzen angenehm seyn können. Die Töne würden dann für uns ganz etwas andres, als jetzt, seyn.

Man findet in der That Leute, die, ob sie gleich übrigens recht gut hören, für die Musik keinen Geschmack haben. Sie hören lieber eine Trommel, eine Katze, oder einen Frosch, als eine Flöte. Der Bauer läßt in der Stube auf der Trompete ein Stückchen blasen, und ist nicht froher, als wenn die Geiger recht streichen. Mißtöne hört er nicht.

Also scheinen uns die Dinge, wie unsre Sinne sind. Andre Sinne würden uns ganz andre Vorstellungen von den Dingen geben, ob die Dinge gleich dieselben blieben.

Die Dinge sind also für uns — nicht was sie an und für sich sind, sondern was sie uns scheinen.

§. 29.

Wenn wir also der Wahrheit unsrer Vorstellungen versichert seyn wollen, so müssen wir uns erst versichern, daß unsre Sinne gesund sind und richtig wahrnehmen.

§. 30.

Wann können wir aber sagen, daß unsre Sinne gesund sind, und richtig wahrnehmen?

Wir können uns nicht versichern, daß wir die Dinge wahrnehmen, wie sie sind — denn wir wissen, daß eine Veränderung in unsern Sinnen, unsre Wahrnehmungen der Dinge ganz verändert. Wenn es dem Schöpfer gefallen hätte, irgend eine Täuschung in unsern Sinnen zu veranstalten, so könnten wir diese Täuschung gar nicht entdecken. Also können wir auch nicht wissen, ob wir die Dinge so sehen, wie sie wirklich sind, oder ob nicht irgend eine Täuschung stattfindet.

Anmerkung.

Wenn ich eine Logik für Gelehrte schriebe, würde ich mich, vornehmlich hier, ganz anders ausgedrückt haben. In einer Schrift wie diese, war es nicht der Ort, zu sagen: — Wir können nichts als Phänomene wahrnehmen. — Die Wesen bleiben uns ewig verborgen.

Also können wir nicht sagen: Ein gesunder und richtiger Sinn ist derjenige, der die Dinge wahrnimmt, wie sie wirklich sind. Denn so würden wir nimmermehr wissen können, ob unsre Sinne gesund sind und richtig wahrnehmen, oder nicht. (§. 28.)

§. 31.

Wir verlieren auch dabei nichts. — Es ist nicht nöthig, daß wir die Dinge erkennen, wie sie an und für sich sind, wenn wir nur richtig wahrnehmen, was sie für uns sind, d. h. was sie uns scheinen.

Denn — wozu brauchen wir Wahrheit?

1) Um

1) Um unser Wohl und unsre Zufriedenheit zu befördern.

2) Um uns mit den Menschen verstehen zu können.

Unser Wohl aber und unsre Zufriedenheit hängt nicht von dem Wesen der Dinge, sondern von dem Eindruck ab, den die Dinge auf uns machen. Es mag, nach dem Thermometer, eine brennende Hitze oder eine erstarrende Kälte seyn; was thut das mir, wenn ich eine mäßige, angenehme Wärme empfinde? Nicht was ist, sondern was ich fühle, macht mein Wohl oder Weh. Also brauche ich zu meinem Wohl nicht zu wissen, was die Dinge wirklich sind; wenn ich nur weiß, was sie für einen Eindruck auf mich machen, so ist dieß schon genug.

Um mich mit meinem Nebenmenschen zu verstehen, brauche ich eben so wenig die eigentliche Natur der Dinge zu kennen; denn die Andern kennen sie eben so wenig als ich, und sie werden mit mir nur nach dem, was ihnen die Dinge scheinen, sprechen können. Ich brauche nicht zu wissen, was das Grüne eigentlich ist — ich weiß, wie mir das vorkommt, was man grün nennt. Wenn ich nun bei dem Kaufmann grünes Zeug fodre, so wird er mir bringen, was er und ich grün nennen, und wir sind beide zufrieden, ob wir gleich nicht wissen, was das Grün eigentlich ist, oder warum diese Farbe gerade uns so vorkommt.

Und gesetzt auch, das Grüne käme dem Kaufmann anders vor, als mir; und daß es auf seine Augen ohngefähr den Eindruck machte, wie das Gelbe auf die meinigen, — was wir ganz und gar nicht wissen können; — so würde auch dieß nicht schaden. Er würde ebendasselbe grün nennen, was ich grün nenne; und wir

würden uns allemal richtig verstehen; unser beider Augen würden gesund seyn und richtig wahrnehmen.

Wenn es sich aber zutrüge, daß jetzt, nachdem ich lange grün gesehen hätte, was alle Menschen grün nennen, meine Augen sich änderten, und ich das, was mir sonst grün war, gelb sähe — dann würde mein Auge krank seyn, und falsch wahrnehmen; dann erst würde Irrthum entstehen.

Denn 1) ich würde grün nennen, was alle Menschen, die bei ihrer vorigen Organisation erhalten worden wären, mit dem Worte Gelb ausdrücken; wir würden einander nicht verstehen; und wenn man mich des Irrthums meines Auges nicht überführen könnte, würden unendliche Schwierigkeiten und Zänkereien entstehn.

Wenn aber mit meinen Augen, die Augen aller zugleich und auf dieselbe Art verändert würden, dann würde es kein Irrthum mehr seyn; wir blieben bei unsrer Sprache, wir verstünden uns — Nur würden wir uns über die sonderbare Veränderung der Dinge wundern; denn wir würden fest glauben, nicht daß unsre Augen, sondern daß die Dinge die Veränderung erlitten hätten. Der Färber würde von neuem sein Handwerk lernen müssen; was ihm sonst grün gefärbt hätte, würde jetzt ihm gelb färben.

2) In Ansehung des Wohls und Wehes würde die Veränderung der Sinne noch weit wichtiger seyn. Wir haben nun einmal nach den Vorstellungen unsrer Sinne die nützlichen und schädlichen Dinge kennen und von einander unterscheiden gelernt. Nun würden wir, nach veränderten Sinnen, alle diese Merkmale gar nicht mehr brauchen können, oder, wenn wir sie brauchten, würden wir dadurch in schädliche Irrthümer gestürzt werden.

Z. B.

z. B. wenn unsre Augen, unser Geruch und Geschmack sich dergestalt geändert hätten, daß der Schierling auf sie gerade den Eindruck machte, als sonst die Petersilie; so würden wir, ehe wir den Betrug entdeckten, immer Schierling statt der Petersilie nehmen — und dabey möchten wir uns nicht allzuwohl befinden. Wir dächten ein nützliches Kraut zu genießen, und bekämen Gift. Hätte uns der Schierling immer so afficirt, dann würde es nicht schaden; denn wir hätten ihn unter diesen Vorstellungen als Gift kennen gelernet.

§. 32.

Daraus folgt, daß die Richtigkeit unsrer Sinne — nicht in der Art, wie sie uns die Dinge vorstellen — sondern darin besteht, daß sie uns die Dinge immer auf dieselbe Art vorstellen.

Wer die Dinge immer so sieht, wie er sie immer gesehen, hat gute Augen, u. s. w.

§. 33.

Selbst die Veredlung der Sinne durch größere Schärfe und Feinheit, wenn sie plötzlich und so geschähe, daß wir ihren Grad nicht gleich bemerken könnten, würde, wenigstens eine Zeitlang, und bis der Irrthum gehoben wäre, ein Fehler seyn.

§. 34.

Jede Krankheit, jede Unordnung in dem Körper, verdirbt die Sinne, und hebt manchmal ihre Wirkungen auf eine Zeitlang gänzlich auf. Ich habe schon die Gelbsucht, welche alles gelb färbt, genannt. Uebermäßige Anstrengung und Erhitzung des Auges verursacht rothe und andre Erscheinungen. Beim Fieber ist der Geschmack und das Gefühl stumpf; beim Schnupfen

riecht man gar nichts. Der geschwächte Kranke fühlt alles zu stark; das mäßigste Licht blendet ihn, das geringste Geräusch scheint ihm schrecklich; er sieht Dinge, die gar nicht da sind; er riecht, und der Geruch ist nur in seiner Nase, u. s. w.

§. 35.

Wenn die Krankheit merklich und mäßig genug ist, daß der Leidende seinen Zustand kennen kann, dann läßt er sich nicht leicht durch den Betrug seiner Sinne täuschen. Zuweilen aber ist die Krankheit schmerzenlos und unmerklich, oder sie ist so heftig, daß der Kranke seinen Zustand nicht kennt. — In beiden Fällen ist sich der Mensch der Zerrüttung nicht bewußt, er hält die Gaukeleien seiner Sinne für wahre Erscheinungen, und behauptet Dinge, die nicht sind.

So sah ein gewisser Mann, wenn er getrunken hatte, Rauch — es war kein Rauch da; er wollte sichs aber nicht ausreden lassen.

§. 36.

Wenn viele Dinge zugleich auf unsre Sinne wirken, dann können wir nichts recht zuverlässig und genau wahrnehmen.

Z. B. wir sind in der Kirche, und wollen recht andächtig seyn. Es kommt eine Person in lächerlicher Kleidung herein, sie zieht unsre Augen auf sich; und ob sie gleich mit unserm Ohr nichts zu thun hat, so wendet sie es doch von der Predigt oder dem Gesang ab — wir hören nichts mehr.

Eben so geht es denen, die gern den Putz der Leute mustern; indeß daß ihre Augen die Stühle durchsehen, hört ihr Ohr den Prediger nicht.

Wenn

Wenn wir also Eines recht wahrnehmen wollen, so müssen wir uns von allem Uebrigen abzuziehen suchen.

Wir können also nicht viele Dinge auf einmal wahrnehmen.

Und doch ist niemals ein Eindruck in die Sinne einfach; sondern es sind immer tausenderlei Dinge auf einmal gegenwärtig.

Z. B. Ich sehe einen Menschen. — Man sollte sagen, es wäre nur ein einziger Gegenstand; allein, es sind wol einige tausend. Erstlich, die Gestalt des Menschen, d. h. seine Größe, die Dicke seines Bauchs, die Breite seiner Schultern, die Höhe seiner Brust, die Gestalt seiner Beine, seiner Füße, seiner Arme, die Länge seiner Finger, das Verhältniß aller dieser Theile gegen einander, die Breite seiner Hand, die Farbe und Stärke seines Bartes und seiner Augenbraunen, die Länge und Farbe seiner Haare, die Farbe, die Bewegung, die Größe, der Glanz und das Leben seiner Augen, die Oeffnung seines Mundes, die Dicke seiner Lippen, die Größe und der Schnitt seiner Nase, die Höhe und Wölbung seiner Stirn, u. s. w. Nun kommen seine Bewegungen, sein Gang, seine Geschicklichkeit, seine Sprache, seine Kleidung. Jedes dieser Stücke besteht wiederum aus einer unendlichen Menge Theile. Tage gehörten dazu, dieses alles zu betrachten — wie könnten wir in einem Augenblick alles gefaßt haben? Dieß war nun der Mensch allein. Er war aber bei weitem nicht der einzige Gegenstand, der auf uns Eindruck machte. Wir sahen ihn in einem Garten. Da waren Himmel und Wolken und Sonne; der Wind wehte, oder die Sonne stach. Es dufteten tausend Blumen; Gras, Bäume, Früchte, Gartengewächse boten

sich zugleich dar; die Vögel sangen, eine beschwerliche Fliege stach, eine Bremse summete um die Ohren. — Oder es war in einem Zimmer; da beschäftigten das Hausgeräth, die Tapeten, das Bett, das Canapee, eine Uhr, Schildereien unsre Augen; Reinlichkeit oder Schmutz, Ordnung oder Unordnung, Wohlgeruch oder Gestank machten auf uns Eindruck; Hitze oder Kälte, Licht oder Finsterniß, eine Aussicht auf die Straße oder auf einen Garten, theilten unsre Aufmerksamkeit, und zerstreuten uns, ob wir gleich nicht darauf achteten. Man rechne hierzu ein Gespräch, unsre eignen Gedanken, die uns während dieser Zeit durch den Kopf gingen — wie war es möglich, alles richtig wahrzunehmen?

§. 37.

Daher entstehen viele Irrungen. — Man glaubt manches gesehen zu haben, das man nicht gesehen hat. — Man sieht und bemerkt ganz anders, als die Dinge uns vorgekommen seyn würden, wenn wir genauer darauf geachtet hätten. — Wir verwechseln die Theile, bringen oftmals links hin, was rechts war; schreiben dem einen Gegenstande zu, was dem andern zukam. — Wer diesen Betrug der Sinne nicht kennt, der glaubt richtig wahrgenommen zu haben, und hat sich oftmals sehr geirrt.

§. 38.

Wenn man von allem Uebrigen sich abzuwenden sucht, um auf Einen Gegenstand recht genau zu sehen, so heißt es aufmerken, — oder aufmerksam seyn. Die Bemühung, die man dabei anwendet, heißt Aufmerksamkeit. Das Gegentheil — wenn man nichts betrachtet — heißt Leichtsinn; und wenn man zu ge-

schwind von einem Gegenstand auf den andern geht — Flatterhaftigkeit, — wenn nemlich dieser Mangel an Aufmerksamkeit Gegenstände betrifft, die wir bemerken sollten.

§. 39.

Die Menschen sehen und hören gern oft und viel Neues — daher halten sie sich nicht lange bei einem Gegenstand auf — sie sind flatterhaft. Sie wissen mehrentheils nicht, daß die Sinne uns sogleich und so häufig täuschen; — daher halten sie es nicht für nöthig, genau aufzumerken — sie sind leichtsinnig. Dieser Leichtsinn und diese Flatterhaftigkeit vermehren ungemein die Irrthümer.

§. 40.

Unter den verschiedenen Menschen sind die Sinne sehr verschieden, und von sehr ungleicher Stärke. Der Eine sieht, hört, ꝛc. was dem Andern entgeht. Dieß kommt theils von natürlicher Beschaffenheit, Schärfe oder Stumpfheit, theils von Verwöhnung, von Uebung oder Vernachlässigung der Sinne, von Gesundheit und Krankheit.

§. 41.

Daher muß man niemals sagen: Ich sehe, ich höre dieß nicht, also ist es nicht da. Wenn ein andrer spricht, ich sehe, ich höre; muß jener schweigen.

Man muß auch nicht sprechen: Man sieht oder hört dieß und jenes nicht. Alles was man mit Gewißheit sagen kann, ist: Ich sehe, ich höre nicht. Denn es kann seyn, daß ein Andrer sieht, ꝛc.

§. 42.

Da die Sinne, nach Beschaffenheit ihrer Schwäche und Stärke, und nicht nach der Natur der Dinge,

wahrnehmen (§. 10.) — so kann sichs zutragen, daß verschiedene Menschen ein und dasselbe Ding anders gewahr werden. Der Eine wird alsdann sprechen: **Es ist warm**; und der Andre: **Es ist kalt**; und beide werden in gewisser Rücksicht recht haben.

Nemlich, wenn sie meinen, jeder, daß es **ihm** so ist; denn **ihm** ist es so, wie ers fühlt.

Wenn er aber damit sagen wollte, daß es überhaupt so ist, und daß jedermann so wie er empfinden sollte, hat er Unrecht. Ob mich gleich heute friert, kann doch das Thermometer wol auf 16 oder 18 Grad Reaumür stehn; und umgekehrt.

In solchem Fall kann man zu dem, der anders wie wir wahrnimmt, nicht sagen — **du irrst**. Und doch sagt man es oft.

Dieses gilt von allen äußeren Sinnen ohne Ausnahme.

Auch verursachen vorhergehende Eindrücke Irrthum. Ist der vorhergehende Eindruck stark gewesen, so scheint der nachfolgende schwächer, als er uns sonst vorgekommen seyn würde: und ist der erste sanft und schwach gewesen, so scheint der folgende stark. Wer aus der Kälte in die Stube kommt, dem kommt die gemäßigte Wärme auffallend vor. Wenn er von dem Schmelzofen käme, würde er die Stube kalt finden. Der Wassertrinker findet den Wein hitzig; wer aber gebrannte Wasser zu trinken gewohnt ist, findet den Wein schwach. Ueberhaupt bestimmen die vorhergehenden Eindrücke allemal die nachfolgenden.

Z. B. auf Käse schmeckt auch schlechter Wein gut — man muß also nicht Käse essen, wenn man Wein zum Kaufe kosten will. Will man nur den Wein zum

Ver-

Vergnügen trinken und ihn recht schmecken, so wird man wohlthun, solche Speise zu genießen. Obst und Säure aber machen den Wein unschmackhaft. So kann der eine von demselben Weine sagen: Er ist gut; und der andre: Er ist schlecht; und doch können sie, ihrem Geschmack nach, beide Recht haben.

Wenn man eine vortrefliche Musik gehört hat, scheint eine mittelmäßige schlecht. Nach dem Posthorn wird eine sehr mittelmäßige Flöte angenehm seyn.

Wenn man Vergnügen haben oder geben will, muß man also niemals mit dem Besten, sondern mit dem Mittelmäßigen anfangen, und dann zum Besseren gehn. Das gilt von allen Gegenständen der Sinne.

§. 43.

Geschmack und Gefühl werden nur durch die Berührung ihrer Gegenstände gereizt. Geruch, Gehör und Gesicht wirken schon von fern.

§. 44.

Je näher der Gegenstand des Geruchs und Gehörs, desto stärker die Eindrücke; so daß Gerüche und Töne, die in gehöriger Ferne angenehm zu seyn pflegen, in der Nähe heftig und unangenehm seyn können.

§. 45.

Je weiter sich die Gegenstände entfernen, desto schwächer und unvernehmlicher werden ihre Eindrücke; dann kann man leicht irren und eins für das andere halten.

In der Ferne mag ein unangenehmer Geruch angenehm seyn, ein Geschrei kann für Gesang gehalten werden, oder umgekehrt; die Worte des Redenden werden unrecht verstanden, ich halte das Rollen eines Wagens

gens für den Schall einer Trommel oder das Rasseln des Donners u. d. m.

§. 46.

Das Gesicht ist schwieriger, als irgend ein andrer Sinn. Es verlangt eine gewisse Ferne. Wenn ihm ein Gegenstand zu nah ist, sieht es eben so wenig, als in einer übermäßigen Entfernung. Wenn man mir etwas aufs Auge legte, würde ich es nicht sehen; höchstens würde ich einen Schatten gewahr werden.

§. 47

In einer großen Entfernung verlieren sich die Gestalten: — Man sieht etwas, weiß aber nicht, ob es ein Mensch, ein Thier, ein Baum oder ein Thurm ist. Viele Gegenstände fließen in Eins zusammen — viele Berge scheinen Ein Berg; die Bäume in einem Walde scheinen ganz dicht an einander zu stehen, und in gerader Linie gepflanzt zu seyn. — Ein Thurm in der Ferne scheint rund, ob er gleich viereckigt ist, und andre Irrungen mehr.

§. 48.

Von oben hinab gesehen, scheint eine Höhe beträchtlicher, als von unten hinauf. Z. B. ich sehe von unten eine Leiter oder eine Mauer von zehn Fuß, so scheint sie mir nicht so hoch, als wenn ich darauf stehe, und auf die Erde sehe. Wenn ich also eine Mauer von unten hinauf, und eine andre von oben hinab betrachte, kann ich beide nicht mit einander vergleichen, und sagen: diese ist höher, jene aber niedriger: — Das hat zwei Ursachen:

1) Die Gewohnheit. Wir sehen selten tiefer hinunter, als bis zu unsern Füßen — denn wir kommen selten auf Leitern oder schmale Höhen, von welchen wir

sehr

sehr tief hinab sehen. Diese Ungewohnheit machts, daß viele Leute eine gewisse Angst fühlen, die sie Schwindel nennen, so bald sie auf eine Höhe kommen.

Fast beständig aber sehen wir von unten hinauf, da wir überall mit hohen Gegenständen, mit Häusern, Bäumen, Thürmen umgeben sind. Die Höhe macht also weniger Eindruck auf uns, als die Tiefe. Bergbewohner werden schwerlich einen so großen Unterschied, als wir, zwischen hinauf- und hinuntersehen finden.

2) Von oben herab gesehen ist auch der Abstand in der That größer, als von unten hinauf; und das um zweimal die Größe des Menschen.

Gesetzt, eine Mauer von zehn Fuß, und einen Menschen von fünf Fuß bis an die Augen. Wenn er von unten auf die Zinne der Mauer sieht, so sieht er nur eine Höhe von fünf Fuß; denn er sieht die Mauer nicht von der Erde, sondern von fünf Fuß Höhe, nemlich von seiner Größe. Er steigt hinauf und sieht auf die Erde herab. Nun sieht er einen Abstand — nicht von fünf Fuß, wie vorher, nicht von zehn Fuß, der Höhe der Mauer, — sondern von funfzehn Fuß — denn er steht auf der Mauer, und sein Auge ist fünf Fuß höher als diese. Also sieht er in diesem Fall von oben herab einen dreimal größeren Abstand, als von unten hinauf. Was Wunder, daß er einen großen Unterschied findet —? Der Unterschied ist ja in der That sehr groß.

Die Höhe mag nun so groß seyn, als sie will, so machen diese zehn Fuß Unterschied immer ein Ansehnliches aus.

Jede andere Höhe oder Größe thut auf unsere Vorstellungen eben dieselbe Wirkung. Der betitelte Bürger sieht zwischen ihm selbst und dem Adel nur einen kleinen

Abstand. Der Edelmann sicht diesen Abstand viel grösser — Und wenn der Bürger ein Edelmann wird, scheint ihm der Abstand noch weit beträchtlicher.

§. 49.

Die Gewöhnung schwächt alle Eindrücke in die Sinne. Der Lohgerber, der Ackermann, der sein Feld düngt, riechen den unangenehmen Geruch ihres Gewerbes nicht. Wenn wir vor einer Apotheke vorbei gehen, kommt uns ein starker Duft entgegen. Der Apotheker, der mitten in dem Duft lebt und webt, empfindet davon nichts.

Der Müller in seiner Mühle hört das Rauschen und Rasseln nicht; er spricht und hört, was man ihm sagt, wie wir in einem stillen Zimmer; er schläft, wie wir in einem wohlverschlossenen Alcoven.

Wenn wir zum erstenmale etwas essen, das recht für unsern Geschmack ist, so finden wirs vortreflich. Essen wirs nun alle Tage, oft, — so verliert sich das Vergnügen nach und nach; und wenn wir dabei nicht mäßig sind, verwandelt sich die Lust in Eckel. Man erzählt von einem unsrer Gelehrten, daß er den Wein gern trank; er hatte aber nur zehn Thaler monatlicher Einnahme, mit denen er äußerst sparsam umgehen mußte, wie man wol denken kann. Er brach aber von den zehn Thalern jedesmal acht Groschen für eine Bouteille Wein ab, die dann den ganzen Monat zureichen mußte. Man stelle sich vor, mit welcher Wollust er sein halbes Gläschen täglich ausgeschlürft haben mag! Gewiß wird ihm nachher, als er mehr haben konnte, der Wein nicht so vortreflich geschmeckt haben.

Der Mann, der alle Tage harte Dinge angreift, der Schmidt sein brennendes Eisen, der Matrose die

rauhen

rauhen Taue, — bekommen ein hartes Gefühl; bald empfinden sie davon nicht mehr Mißhagen, als die Dame von ihrer Stickerei empfindet.

Es ist eine große Wohlthat des Schöpfers, daß wir uns so leicht an unangenehme Empfindungen gewöhnen — ohne dieses würden viele Menschen unglücklich seyn.

Angenehme Empfindungen verlieren freilich dadurch; — ihre Annehmlichkeit geht verlohren. — Aber es kommt auf uns an; wir dürfen sie ja nur nicht immer, und dann jederzeit mit Mäßigung genießen. Rousseau's Julie trank sehr gern Caffee — um ihn aber immer mit demselben Vergnügen zu genießen, trank sie ihn nur alle acht oder vierzehn Tage einmal.

Es kann leicht kommen, daß uns diese Kraft der Gewohnheit irre führt. Mancher mag glauben, daß die Dinge ihren Reiz verlieren, da doch nur seine Sinne durch die Gewöhnung ihre Reizbarkeit verlohren haben.

Ein solcher muß dann nur nicht Andre tadeln, und des Irrthums beschuldigen, die nicht so empfinden wie er.

Man muß sich auch nicht einbilden, daß ein solcher in allen Dingen so stumpfe Sinne hat, als er sie in solchen Stücken zu haben scheint.

Der Mangel an Gewöhnung und die Unbekanntschaft hingegen, geben jedem Eindrucke eine außerordentliche Stärke.

Wer aus dem ersten Eindruck auf die beständige Vortreflichkeit oder Beschwerde schließen wollte, würde sich sehr irren.

Noch stärker täuscht Ueberraschung — Ein Blitz in der finstern Nacht, ein Knall, wenn alles still ist, machen einen fürchterlichen Eindruck.

§. 50.

Wer sich vor Feuer fürchtet, sieht in jedem Glanz Feuer, riecht in jedem Dampf Rauch, hört in jedem undeutlichen Geräusch: Feuer, schreien. Wer die Finsterniß scheut, sieht überall Gespenster. Ein Mädchen holte auf Befehl ihrer Herrschaft Arsenicum; man warnte sie, damit nicht zu spielen, weil es Gift wäre. Vor Furcht fühlte das Mädchen in den Fingern, worin sie das Pulver getragen hatte, ein Brennen. Wer ein medicinisches Buch, als z. B. Tissots Unterricht an das Volk lieset, der fühlt fast bei jeder Beschreibung einer Krankheit, einige Symptomen oder Kennzeichen dieser Krankheit an sich. — Aus dem Grunde ist es nicht gut, daß Personen, die nicht Aerzte sind, viele medicinische Bücher lesen. Sie werden zu ängstlich, besonders wenn sie einen reizbaren und schwachen Körper haben.

Also stören Furcht und Angst die Sinne, und verleiten sie in Irrthum. Das thun auch alle übrige Leidenschaften, z. B. die Hoffnung, die Freude, das Verlangen. — Eine Mutter erwartet heut ihren Sohn, der von einer langen Reise kommen soll. — Jede männliche Stimme wird ihr die Stimme ihres Sohnes seyn; jeden Mann, der ohngefähr so aussieht, wie ein Reisender, wird sie für ihren Sohn ansehen.

§. 51.

Wenn man sich ein Ding in seinem Kopf recht lebhaft vorstellt, so geschiehts manchmal, daß man es sieht oder hört, ob es gleich nicht da ist.

§. 52.

§. 52.

Alle unsre Sinne bedürfen gewisser Mittel, wodurch sie die Dinge wahrnehmen. Diese Mittel sind ein Etwas, das zwischen Sinn und Gegenstand tritt, und zu der Wahrnehmung beiträgt.

Das Mittel des Gefühls, ist die Berührung.

Das Mittel des Geschmacks, der Speichel, der die Salze in den Speisen auflöset, und aus den Drüsen des Mundes quillt.

Das Mittel des Geruchs ist die Luft, und die kleinen unsichtbaren Körperchen, welche aus den riechenden Dingen duften und in der Nase die Geruchswarzen berühren und reizen.

Das Mittel des Gehörs ist wieder die Luft, welche durch den tönenden Körper in eine gewisse Bewegung gesetzt wird, und diese Bewegung bis an das Ohr trägt, welches dadurch auch in Bewegung gesetzt wird. Aber — nicht alle Bewegung erzeugt Schall, wenigstens einen UNS hörbaren Schall. Z. B. wenn man die Hand in der Luft schwingt, hört man von dieser Bewegung der Luft nichts.

Das Mittel des Gesichts, ist das Licht — ein Körper, den man noch gar nicht kennt. Die Luft hilft zum Sehen nicht; denn man kann unter der Glocke der Luftpumpe, wo keine Luft ist, recht gut sehn.

Daraus sieht man, daß alle Eindrücke in die Sinne durch Berührung geschehen. Wenn der Gegenstand von dem Sinne fern ist, so ist etwas dazwischen, welches von der einen Seite den Sinn, und von der andern den Gegenstand berührt. Bei dem Geruch sind es die von dem Gegenstand ausgedünsteten Körperchen; bei dem Gehör die Luft; und bei dem Gesicht das Licht.

§. 53.

Diese Mittel, wodurch die Sinne ihre Eindrücke erhalten, tragen zu ihrer Richtigkeit oder Unrichtigkeit sehr vieles bei.

Wenn es dem Munde an Speichel fehlt, sind die Speisen unschmackhaft; oder vielmehr kann der Gaum ihren Geschmack nicht empfinden.

Wenn der Speichel nicht flüssig genug ist, oder einen unangenehmen Geschmack hat, schmecken die Speisen schlecht.

Bei dem Gefühl kommt es sehr auf die Art, d. h. auf die Stärke und Schwäche der Berührung, an. Ein ganz leises Berühren kitzelt, ein mäßiges verräth die Beschaffenheit des Gegenstandes, ein hartes macht Schmerz. Mit einem Strohbande kann man so hart schlagen, daß man einen Stock zu fühlen glaubt.

§. 54.

Das Gehör wird durch eine ungewöhnliche Bewegung der Luft sehr oft getäuscht. Der Wind sauset in den Ohren, und man kann nicht hören; die Abwechslung des Windes macht, daß man einen Gegenstand einmal hört, und ein andermal nicht hört; als z. B. die Uhr auf dem Thurme. Daher kommts, daß man einen tönenden Körper hört, zuweilen als wenn er nah, und zuweilen als wenn er fern wäre, ob er gleich immer in derselben Entfernung geblieben ist.

§. 55.

Der Schall geht in gerader Linie, wenn nichts ihn hindert. Ein dazwischenkommender Körper verhindert zwar das Hören nicht, er schwächt aber den Schall, und führt ihn durch einen Umweg, so daß man nicht mit Zuver-

läſſigkeit wiſſen kann, auf welcher Seite der tönende Körper iſt. Wenn ich z. B. nicht weit von einem Kreuzwege bin, und es kommt ein Wagen durch die Queerſtraße von der rechten Seite, ſo werde ich das Raſſeln links hören, als wenn der Wagen von der linken Seite käme.

Dieß kömmt daher: — Der Schall, der in gerader Linie fortgeht, ſchlägt an die Gebäude an, welche ihm gerade entgegen ſtehn; das iſt in dieſem Falle, an die Gebäude zu meiner Linken. Der Schall prallt von da natürlicher Weiſe auf mein linkes Ohr.

§. 56.

Vor allen unſern Sinnen aber bedarf das Geſicht, der vortreflichſte unter allen, des reinſten Mittels, und leidet am mehreſten durch die Unvollkommenheit deſſelben. Ohne Licht kann es gar nichts, mit ſchwachem Licht nur wenig und undeutlich wahrnehmen; zu viel Licht blendet es; und dann kann es auch nicht richtig ſehen. Bei der Blendung ſieht das Auge Flecken und Farben, die nicht ſind. Auch die Abwechſelung des Lichts und Schattens ſtört es in ſeinen Verrichtungen. In allen dieſen Zuſtänden iſt der Irrthum ſehr leicht. Im Finſtern, nemlich wenn es nicht helle genug iſt, um deutlich zu ſehen, ſieht man einen großen entfernten Körper für einen nahen kleinen Körper an; und umgekehrt. Eine Fliege, die nahe vor den Augen vorbei fliegt, ſcheint ein großer Vogel in der Ferne; ein nahes Schaaf hält man für einen entfernten Ochſen; einen großen Baum in der Ferne, für einen Strauch in der Nähe. Die Geſtalten verändern ſich — ein Stamm wie ein Räuber, der dem Wandrer auflauert, ein Handtuch wie ein hängender Menſch. Der Mondſchein verurſacht viele Ir-

 rungen.

rungen. Dieses alles geschieht am öftesten an unbekannten Orten, auf Reisen, und vornehmlich in Wäldern.

An den Gemälden sieht man, wie sehr Licht und Schatten und Farben die Augen täuschen können. Obgleich alles auf dem Bilde flach ist, so glaubt man doch Erhöhungen und Vertiefungen, Wölbungen, Ferne und Nähe zu sehen; und oftmals ist die Täuschung so groß, daß man sehr genau darauf sehen muß, um gewiß zu seyn, daß es ein bloßes Gemälde, und nicht ein wahrer Körper ist. Die ganze Malerkunst ist nichts anders, als eine Kunst zu täuschen.

§. 57.

Die Beschaffenheit der Luft thut auch zum Sehen sehr viel. Beim Nebel kann man gar nicht weit sehen, und die nahen Gestalten werden sehr verändert, mehrentheils ziemlich vergrößert. Wenn die Luft wäßricht ist, ohne dunkler zu werden, scheint in der Ferne alles größer, die Berge höher und näher.

Von diesen Wirkungen der Luft und der Dünste in derselben kommt es her, daß man zuweilen zwei auch drei Sonnen, einen großen Cirkel um Sonne und Mond sieht, den man einen Hof nennt. Von den Dünsten kommt die schöne Morgen- und Abendröthe. Die Regentropfen machen den Regenbogen, wenn die Sonne darauf scheint. Alle die prächtigen Himmelserscheinungen in unsrer Luft sind Dunst und Täuschung.

§. 58.

Gewisse Umstände der Lage können das Auge sehr irren. Wenn ich von der Lichtseite eines entfernten Thurms stehe, vornehmlich, wenn er weiß ist, scheint

er mir viel näher, als wenn ich dessen Schattenseite sehe. Bei Sonnenschein sieht eine Gegend des Morgens ganz anders aus, als des Abends. — Noch größer ist die Gefahr zu irren, wenn ich etwa des Morgens hingehe, und des Abends wiederkomme. Von einem hohen Berge gesehen, scheinen die umliegenden Gegenstände näher, als auf der Ebne. Auf dem Felde scheint wieder alles näher, als in der Stadt; weil auf dem Felde der größere Gesichtskreis einen größern Maaßstab giebt, und weil kein dazwischenliegender Gegenstand die Entfernung zu messen hilft, so daß man die Theile der letzteren nicht sieht. Eben so auch scheinen die Gegenstände in einem großen Gebäude näher, als in einem kleinen, weil das Auge diesen kleineren Abstand mit der ganzen Größe des Gebäudes vergleicht. Wenn man einen Thurm oder irgend einen hohen Gegenstand hinter einem Berge hervorragen sieht, so scheint es, als wenn der Thurm auf dem Berge, oder dicht dahinter stünde, ob er gleich weit hinter demselben steht. Diese Irrungen finden an bekannten Orten nicht leicht statt.

§. 59.

Alle durchsichtige Körper können das Gesicht irre führen. Im Wasser sieht man die Dinge nicht an ihrem wahren Orte; daher kommts, daß ein halb ins Wasser gesenkter Stock krumm, und an dem Ort zerbrochen scheint, wo er durch die Oberfläche des Wassers geht. Wenn man in eine Schüssel ein Stück Geld legt, und sich so dagegen stellt, daß man es vor dem Rande der Schüssel nicht sehen kann, so darf man nur Wasser darauf gießen, um es zu sehen, ohne seinen Ort zu ändern. Glas vergrößert, verkleinert die Gegenstände, kehrt sie

um, rückt sie näher oder weiter. Flecken in dem Glase geben den Dingen eine andre Gestalt, scheinen Flecken in den Dingen. So glaubte jemand ein Thier in dem Mond zu sehen, ein gewaltiges Ungeheuer; und es war — eine Maus in seinem Sehrohr.

§. 60.

Der Schein, eine gewisse Aehnlichkeit, können das Auge betriegen — Ein Insektenschwarm in der Ferne, Staub, Wasserdampf, werden für Rauch von Feuer angesehen. Faules Holz, Johanniswürmer in der Finsterniß, sieht man für Feuer an.

§. 61.

Standort und Bewegung verursachen Irrthum. Wer in einem verschlossenen Wagen oder in einem Kahn sitzt, sieht die Bäume am Ufer oder am Wege gehn; — im Kahn glaubt er selbst still zu stehen, indem alles sich um ihn bewegt. Es deucht uns, daß Sonne, Mond und Sterne sich um unsre Erde täglich drehen; und das ist doch nicht wahr.

§. 62.

Es ist (§. 34.) schon gesagt worden, daß man in der Krankheit Dinge sieht, die gar nicht da sind — das können die Leidenschaft und Einbildung auch. Wenn nun der Mensch diesen Betrug nicht weiß, so glaubt er wirklich das zu sehen, was nur in seinem Gehirn oder in seinen Sinnen ist. — Wer den Betrug kennt, ist verlegen, und weiß — vornehmlich wenn die Krankheit nicht recht merklich ist — nicht, ob das, was er zu sehen glaubt, wirklich da ist, oder nur in seiner Phantasie vorgeht.

Ein alter Gelehrter hatte einige Wochen lang allerlei Erscheinungen; er fühlte, hörte und sah Dinge, die nicht vorzugehen pflegen. Er zweifelte selbst, ob die Erscheinungen etwas wirkliches wären; aber er war geneigt, es zu glauben. — Eine Cur, die er brauchte, machte die Erscheinungen verschwinden.

§. 63.

Alle diese Ursachen des Irrthums, unmerkliche Krankheit, wozu Trunkenheit gehört, Furcht, Schrecken, Angst, ein falsches Licht, eine besondre Lage der Dinge, ein unrichtiges Mittel, die Aehnlichkeit, die Einbildung, nebst einigen Bübereien, haben die Geistererscheinungen und Gespenster erzeugt und in Ruf gebracht.

Einen schönen Winterabend bei hellem Mondenschein, legte ich mich etwas späte nieder; kaum hatte ich den Kopf auf das Kissen gelegt, als ich ein Stöhnen hörte, etwa wie das Stöhnen eines schwerkranken Menschen; und es schien, als wenn es neben meinem Bett wäre. — Gesetzt, ich wäre erschrocken, hätte die Sache nicht untersucht, und ein paar Tage nachher wäre mir die Nachricht von irgend einem Todes- oder Unglücksfall hinterbracht worden; so hätte das Stöhnen eine Ahndung, das Aechzen des verunglückten Freundes seyn müssen. — Es kam nichts. Doch, wieder zur Geschichte. Ich richtete mich im Bett auf, um genauer zu hören; da kam es mir vor, als wenn es von der Straße unter meinem Fenster herkäme. Es kann ein armer Unglücklicher da unten liegen, dacht ich; wir wollen sehen. Ich gehe ans Fenster, mache es auf: — Weg war das Stöhnen; ich höre und sehe nichts.

Kaum war ich wieder im Bette, so fing es wieder an, mit den scheinbaren Abwechselungen, wie vorher. Ich gehe ans Fenster, und — nichts! Im Bett höre ich von neuem alles, wie vorher: — Zum drittenmal mache ich das Fenster auf; zum drittenmal werde ich wieder angeführt; es läßt sich nichts sehen oder hören. Diesmal aber blieb ich im Fenster; ich wollte durchaus wissen, was es war — Endlich entdeckte sichs. Es war — ein heiserer Hund, der einige hundert Schritte vom Hause bellte.

Daraus kann man sehen, wie schwer es zuweilen ist, die Wahrheit herauszubringen, und wie hartnäckig man anhalten muß, wenn man sie wissen will. Wie leicht wäre es gewesen, aus dieser nichtsbedeutenden Scene eine abentheuerliche Erscheinung zu machen.

Eine verständige, aber krampfhaften Zufällen sehr unterworfene Frauensperson, war einen Abend mit einer zahlreichen Gesellschaft am Tisch. Plötzlich stand sie mit sichtbaren Zeichen von Aengstlichkeit auf. Man drang in sie, um die Ursach ihrer Unruh zu wissen. Nach vielem Forschen sagte sie endlich, sie sähe an der Thür eine Frauensperson stehen, deren ganzen Anzug sie beschrieb; und dieses ängstigte sie, ob sie gleich recht wohl wußte, daß es eine bloße Täuschung ihrer Sinne war.

Wäre diese Person nicht verständig und von diesem Betrug der Sinne unterrichtet gewesen, so wäre sie überzeugt gewesen, eine wahre Erscheinung zu sehen, und hätte an Erscheinungen geglaubt. Der unwissende Haufe bleibt dabei stehn, und versichert, daß er Gespenster gesehen hat.

§. 64.

§. 64.

Wir sehen, daß die Sinne ganz und gar nicht zuverlässig sind; und doch haben die Philosophen immer gesagt, daß die Sinne nicht trügen: — wie ist das zu verstehen?

Um dieses zu begreifen, muß man sich an das, was wir (§. 28 — 31.) gesagt haben, erinnern; nemlich, daß die Sinne uns nicht lehren, was die Dinge an und für sich sind, sondern nur, was sie für einen Eindruck auf uns machen; so daß der Eindruck abwechselt, und die Dinge uns anders vorkommen, wenn unsre Sinne eine Veränderung leiden.

Man muß nun noch in der Wahrnehmung der Dinge durch die Sinne zweierlei unterscheiden.

1) Den Eindruck selbst. Es ist mir, als sähe ich einen Menschen, und als wenn dieser Mensch alt wäre.

2) Das Urtheil, das ich fälle. Dieser Mensch ist wirklich da, und sieht in der That so aus, als er mir vorkömmt.

Dieses Urtheil irrt uns oftmals, wie wir gesehen haben. Dieses Urtheil ist aber nicht in den Sinnen, sondern in dem Verstande, welcher auf die Eindrücke der Sinne seine Urtheile spricht. Dieser Irrthum, wenn einer stattfindet, ist also nicht in den Sinnen.

Der Eindruck selbst, der kein Urtheil ist, irrt uns niemals. Bei jedem Eindruck in die Sinne, werden wir so behaftet, als wenn wirklich ein Gegenstand da wäre, wie wir uns ihn vorstellen. In einem Wald sehe ich des Nachts in der Ferne ein Ding, das mir vorkommt, als wenn es ein laurender Räuber mit einer Kugelbüchse wäre. Das ist richtig und wahr, daß in mei-

nen Augen ein Eindruck geschieht, als wenn wirklich ein Räuber mit dem Feuerrohre da säße. Auch das ist richtig, daß in oder außer mir etwas ist, das diese Erscheinung veranlaßt. So weit ist gar keine Irrung. Wenn ich aber aus dieser Erscheinung schließe: Es ist wirklich ein Räuber da; so kann Irrthum obwalten; denn das, was ich sehe, kann eine Staude seyn; es ist auch möglich, daß nichts da ist, daß meine Augen erhitzt sind, oder daß meine Einbildungskraft und meine Furcht mir, ohne äußere Veranlassung dazu, einen Räuber vormalen.

Oder: die Sinne sind nur bestimmt, uns die Eindrücke mitzutheilen, welche auf sie geschehen; und darin irren sie niemals; denn sie können keinen Eindruck uns mittheilen, ohne einen empfangen zu haben, und ohne eine Ursach dieses Eindrucks; diese Ursach mag nun seyn, was sie will, oder wo sie will, außer uns, oder in uns.

Drittes Capitel.

Von Erhaltung und Verbesserung der Sinne.

§. 65.

Wenn wir richtig wahrnehmen wollen, müssen unsre Sinne gesund seyn. (§. 29.) Ihre Gesundheit und Krankheit aber hängt großentheils von uns ab; deswegen müssen wir darauf merken.

§. 66.

Wir können unsre Sinne auf mancherlei Art verderben.

1) Ueberhaupt durch alles, was unsre Gesundheit zerrüttet, als Unmäßigkeit im Essen und Trinken, in Vergnügungen; Unbesonnenheiten. Das ist an und für sich deutlich.

2) Durch Verwöhnung, welche sehr vielfach ist.

3) Einen jeden Sinn durch Unvorsichtigkeiten, die ihm eigen sind.

§. 67.

Die Augen werden durch Verwöhnung verdorben, wenn man die Dinge zu nah an die Augen hält — Dadurch werden sie kurzsichtig, sie sehen nicht in die Ferne. Alle Landleute können sehr weit und scharf sehen. Diejenigen, die viel in engen Zimmern sitzen, viel lesen, schreiben, oder feine Arbeit machen, sehen gar nicht weit und scharf. Der Gebrauch der Vergrößerungsgläser verwöhnt die Augen. Wer oft von der Seite sieht, die Augen verzerrt, giebt ihnen leicht eine falsche Richtung. Die Gewohnheit, welche viele Kinder und auch Erwachsene an sich haben, ins Licht zu sehen, blendet und schwächt das Gesicht.

Durch Verwöhnung an rauhe und harte Töne, wird das Ohr unvermögend, die wahren Schönheiten der Musik und die Richtigkeit der Töne zu unterscheiden. Darum lieben die Landleute nur eine rauschende Musik; die Trommel ist ihnen lieber, als die beste Flöte. Daher ist es nicht gut, die Kinder, welche Musik lernen sollen, ein unreines Instrument spielen zu lassen.

§. 68.

Wir können unsre Sinne durch Uebung verfeinern und schärfen. Der Koch und ein geübtes Leckermaul wissen den zusammengesetztesten Geschmack zu zerlegen und jedes Gewürz herauszufinden; das kann nicht jedermann.

Der Musicus unterscheidet in einem wohlbesetzten Concerte, wo dreißig und mehr Instrumente sich alle zusammen hören lassen, den Ton eines jeden Instruments. Das kann man ohne große Uebung nicht.

Der Maler sieht in einem Gesicht gleich alle Züge.

Wenn man in unsrer Gegenwart eine uns unbekannte Sprache redet, so vernehmen wir kaum einige Articulationen; es scheint uns das Ganze nur ein undeutliches Gemurmel zu seyn. In einer uns bekannten Sprache aber unterscheiden wir jeden Ton, weil unser Ohr hierin geübt ist.

Eine unbekannte Schrift, als z. B. Malabarische oder Chinesische Charaktere, scheinen unsern Augen bloß verworrene Züge, ohne merklichen Unterschied. Wer diese Sprache versteht, erkennt jeden Zug, und verwechselt keinen mit dem andern.

Dieß thut die Uebung und Gewohnheit.

Man kann also sehen, hören, fühlen lernen.

Man lernt dieß dadurch, daß man viel, oft, genau sieht, hört und fühlt, u. s. w. Wir können also unsre Sinne verbessern, wenn wir wollen, aber auch verderben.

Vier-

Viertes Capitel.
Mittel zur Erkenntniß der Wahrheit durch die Sinne.

§. 69.

Die Wahrheit der Sinne besteht darin, daß jedes Ding immer dieselben Eindrücke auf uns mache, oder daß wir jeden Gegenstand immer auf gleiche Weise wahrnehmen. (§. 31. 32.)

§. 70.

Um dieses zu erreichen, muß man dahin sehn, daß die Sinne immer dieselben bleiben. d. h. man muß sie vor allem Schaden hüten, jede starke Veränderung vermeiden, und möglichst für die Gesundheit des Körpers sorgen. (§. 33. 34.)

§. 71.

Es ist unmöglich, jede Veränderung, jede Schwächung der Sinne, jede Krankheit des Körpers, und mithin jede Täuschung der Sinne zu vermeiden. Wie glücklich wären wir, wenn das in unsrer Gewalt stünde! In solchem Falle aber ists noch möglich, der Täuschung zu entgehn.

Da muß man wohl in Acht nehmen, welchen Eindruck bekannte Gegenstände jetzt auf uns machen, und diesen Eindruck mit dem vergleichen, welchen diese Gegenstände sonst auf uns gemacht haben. Alte Leute, z. B. welche nunmehr die Hitze nicht so wie vormals in

ihren Jugendjahren empfinden, dürfen nur ihre Thermometer fragen, um zu wissen, daß die Hitze noch immer eben so groß ist, als sonst, ob sie sie gleich nicht fühlen, und daß die Veränderung in ihnen, und nicht in der Natur, vorgegangen ist. Wenn ihr Geschmack stumpf wird, so dürfen sie nur eben dieselbe Speise, die ihnen sonst so angenehm war, schmecken, und die verschiedenen Eindrücke mit einander vergleichen. Gewürze z. B. bleiben Gewürze; wenn sie also finden, daß diese ihrem Gaumen nicht mehr so wie sonst behagen, so können sie sich versichern, daß ihr Gaumen eine Veränderung erlitten hat: denn Salz bleibt immer Salz.

Noch ein Mittel, dieser Täuschung zu entgehn, ist, daß man auf Andre Achtung giebt, und ihre Sinnesempfindungen mit den seinigen vergleicht. Wenn viele Menschen mir durch ihre Aeußerungen zeigen, daß sie die Dinge so wahrnehmen, wie ich mich erinnere dieselben sonst wahrgenommen zu haben, so ists klar, daß nicht die Dinge, sondern meine Sinne verändert sind; weil meine Sinne leichter, als die Sinne Vieler, verdorben werden konnten.

Es bekommt ein Mensch die Gelbsucht — Die verschiednen Gegenstände, die er täglich um sich gehabt und noch hat, und von denen er weiß, daß keine so große Veränderung in ihnen vorgegangen seyn kann, können ihm zur Richtschnur dienen, um seine Wahrnehmungen andrer Gegenstände zu berichtigen.

Man kann auch mehrere Sinne in solchem Falle zu Hülfe nehmen.

§. 72.

Da die Verstärkung der Sinne (§. 33.) eben so wohl als Schwächung und Krankheit, Täuschung verursachen

ursachen würde, so müßte man eben solche Vorsicht, wie bei jenen Fällen, brauchen.

Solche Verstärkung der Sinne ist nun allerdings ein seltener, aber doch kein unmöglicher und unerhörter Fall. Ich habe von einem Menschen erzählen gehört, daß er von Jugend auf ziemlich blöde und kurzsichtige Augen hatte, und nun plötzlich in seinen männlichen Jahren weitsehende Augen bekam. Einen Morgen, da er aus dem Fenster sah, erblickte er Gegenstände in einer Ferne, die er sonst nie erreicht hatte. In solchem Falle muß der Mensch von neuem sehen lernen; er muß lange die ihm bekannten Gegenstände unter der neuen Erscheinung betrachten, um sich aus ihnen einen neuen Maaßstab für unbekanntere Dinge zu machen. Noch lange wird er die Dinge nach Fuß und Zoll messen müssen, ehe er sich versichern kann, daß sie wirklich nicht größer sind, als sie ihm sonst erschienen waren.

§. 73.

Wenn man sich nun der Gesundheit und Richtigkeit seiner Sinne versichert hat, so muß man

1) Auf die natürlichen und künstlichen Mittel sehn, die man braucht.

Jener Astronom glaubte in dem Mond ein ungeheures Thier zu sehen; und dann war es — eine Maus in dem Sehrohr. Wenn in der Luft unmerkliche Wasserdünste schweben, scheinen entfernte Gegenstände näher und größer. Man muß also sich der Reinheit der Luft und der Instrumente versichern — und sich nicht eher auf die Erscheinungen verlassen, als man sich der Zuverlässigkeit dieser Mittel versichert hat. (§. 52. 53. 57.)

2) Man

2) Man muß auf die Verhältnisse der Lage, der Entfernung, der Umstände, der gleichzeitigen und vorhergehenden Eindrücke sehen. (§. 44. 47. 49. 55.) Man muß bemerken, ob wir von oben hinab, oder von unten hinauf (§. 48.) sehen; ob uns die Gegenstände neu sind, oder nicht, (§. 49.) ob die Einbildung ruhig ist, (§. 51.) ob nicht Leidenschaften, Furcht, Freude rc. sich ins Spiel mischen. (§. 50.) Wenn wir ganz gewiß wissen, daß alle Umstände günstig sind; dann können wir auf die Eindrücke der Sinne rechnen.

Doch gehört noch dazu,

3) Daß man nicht flüchtig, sondern mit Aufmerksamkeit gesehen habe.

Man sagt, daß das Chamäleon seine Farbe nach dem Lichte verändert. Auf diese Sage hat ein Dichter eine artige und lehrreiche Fabel gebaut. Reisende erzählen einander ihre Bemerkungen und kommen auf das Chamäleon — der eine sagt: es ist blau; der andre: es ist grün; ein dritter macht es schwarz. Sie streiten lange mit einander; jeder spricht: ich hab' es gesehen. Endlich wird eins gebracht, und — siehe da, es ist weiß.

Mehrere Personen sehen einen Menschen zum ersten mal. Der eine hat ihn schön gefunden; der andre nicht. Der eine hat auf das Auge, der andre auf die Nase, ein dritter auf das ganze Gesicht gesehn. Dieser hat ihn in der Nähe, jener nur von fern betrachtet; dieser sieht scharf, jener hat blöde Augen. Der eine hat ihn völlig gekleidet, der andre im Nachtzeuge angetroffen. Der Fremde hat den einen, als einen berühmten Mann, besucht; den andern, den er nicht kennen gelernt hat, ob dieser gleich auch ein berühmter Mann

seyn will, hat er nicht besucht. Mit dem einen hat er sich viel unterhalten, den andern hat er nur im Vorbeigehen angeredt. — Es ist kein Wunder, daß der eine ihn schöner, als der andre, gefunden hat.

§. 74.

Man muß, so oft als es sich thun läßt, mehrere Sinne zu Rathe ziehn. Ich sehe einen Stock halb ins Wasser gesenkt; meine Augen stellen ihn mir vor, als wenn er gebrochen wäre: wenn ich aber mit der Hand längs hinunter streiche, erfahre ich, daß er ganz und gerade ist. Bald kann man den Geruch, bald den Geschmack, bald das Gefühl brauchen, um das Gesicht zu berichtigen. Will man sich der Wahrheit versichern, so muß man alle Sinne zu Hülfe nehmen. Hätte man dieß immer beobachtet, so würde man nicht so viele Gespenster gesehen haben, als man sagt. Für die Augen ist manches ein Gespenst, was sich dann verkörpert, und in das Gebiet der Natur zurückgeht, wenn man Hand anlegt. Das Auge läßt sich gar leicht betriegen, weil viele Dinge darauf Eindruck machen.

§. 75.

Maaß, Größen, Entfernungen kann man mit bloßen Augen schätzen lernen, wenn man sich darin geübt hat. Es ist gut, daß man sich früh darin übe.

Fünftes Capitel.

Von den Irrungen des innern Sinnes, und von den Mitteln ihnen abzuhelfen.

§. 76.

Das innere Gefühl (§. 17.) lehrt uns unsern innern Zustand, sowohl der Seele als des Leibes, kennen.

Wenn es uns lehrt, daß wir denken, daß wir Freude haben, Zorn oder Furcht empfinden — dann irrt es uns niemals.

§. 77.

Viel eher irrt es uns, wenn es uns sagt, daß wir ruhig, ohne Furcht, ohne Zorn, ohne Neid, ohne Vorliebe sind. In der That, mancher liebt, haßt, zürnt, beneidet, ohne es — wenigstens in dem Augenblick — zu wissen; er glaubt sich ruhig, und ist es nicht; nachher, wann er ruhiger werden wird, wird er es erst einsehn, daß er Leidenschaft hatte.

§. 78.

Dieser Irrthum ist sehr schädlich, weil die Leidenschaft niemals ganz richtig sieht und urtheilt.

Z. B. ein Vater entschuldigt alles an seinen Kindern, und hält alle ihre Vergehen für verzeihliche Jugendfehler. Er glaubt sie nur nach Vernunft und Billigkeit zu beurtheilen, weil er starke Liebe, die ihn gegen seine Kinder verblendet, in seinem Herzen nicht fühlt. Ein andermal wird derselbe Mann ein leichtes Vergehen

für

für wichtig halten und mit Strenge ahnden, weil er eben mürrisch ist, Verdruß hat, oder weil er wider dieses Kind schon eingenommen und aufgebracht war. Wenn er nun die Leidenschaft nicht sieht, so glaubt er nach Recht und Gerechtigkeit zu urtheilen; und er ist doch in beiden Fällen ungerecht gewesen; in beiden Fällen hat ihn sein Irrthum auf Kosten seiner Kinder falsch geleitet. Durch blinde Nachsicht verdirbt er sie; durch unzeitige Strenge verhärtet er ihre Herzen.

Es ist also sehr wichtig, daß man den Zustand seines Herzens richtig fühle.

Die Leidenschaft urtheilt jedesmal falsch, und stellt uns allemal die Dinge in einem gar zu vortheilhaften oder in einem gar zu nachtheiligen Lichte vor. Ein leidenschaftliches Herz ist wie eine Wunde — beide fühlen alles heftig.

Wenn ein Mensch bei übler Laune, oder gar schon aufgebracht ist, dann nimmt er alles übel, und findet die geringste Kleinigkeit beleidigend, er zürnt, und findet, daß er das größte Recht und die wichtigsten Gründe dazu hat. Die andern, die es sehen, finden nicht, daß er so große Ursach zu zürnen hat; und er selbst, wann er erst ruhig geworden seyn wird, wird ganz anders denken; vielleicht wird er dann nicht einmal finden können, was ihn jetzt so sehr aufbringt.

Also sieht die Leidenschaft falsch. Und da solcher Irrthum sehr schädlich werden kann, so ist es gut, wenn man ihn zu vermeiden sucht. Wie muß man es aber anfangen?

§. 79.

Man muß sich selbst beobachten, und bemerken, wie man bei der Leidenschaft ganz anders denkt und

sieht, als bei ruhigem Gemüthe. Dadurch wird man lernen, wie die Leidenschaft täuscht. Dazu haben wir, leider! oft genug Gelegenheit.

Noch öfter werden wir es bemerken können, wenn wir auf Andre Achtung geben. Da werden wir sehen, wie der Mensch bei pochendem Herzen alles so ganz falsch sieht. Dann mögen wir uns bedenken, daß wir auch Menschen sind, und daß es uns eben so geht.

§. 80.

Nun müssen wir lernen, daß die Leidenschaft uns so sehr betriegen kann, daß wir sie in dem Augenblick nicht einmal gewahr werden. Man beobachte wieder die Menschen. Hier zittert einer, und spricht doch: ich fürchte mich nicht; dort glüht ein andrer, seine Zunge stottert; und doch sagt er: ich bin nicht zornig. Mehrmals ist es bloße Pralerei, um die Unruhe des Herzens, deren man sich schämt, wo möglich, vor andern zu verbergen. Es ist aber auch sehr oft Täuschung; der Aufgebrachte glaubt sich wirklich ruhig. Noch besser aber wird es seyn, wenn man auf sich selbst merkt.

§. 81.

Nun bleibt noch übrig, dieser Täuschung zu entgehn, und es allemal zu erkennen, wenn man Leidenschaft hat.

Dazu muß man vorerst auf den Körper sehen. Wenn man, bei sonstiger Gesundheit, und bei einer Veranlassung zu Gemüthsbewegungen, sich verfärbt, bleich wird oder glühet, wenn die Glieder zittern, wenn das Blut wallt, wenn man einen Schauder empfindet, wenn der Mund trocken wird, wenn die Zunge stottert, wenn man nicht ruhig sitzen kann, sondern viel gehen, oft auf=

aufstehen und sich stark bewegen muß; dann ist man nicht ruhig, ob man schon keine eigentliche Leidenschaft fühlt — dann muß man sich vorsehen, der Irrthum droht.

Auch der Seelenzustand wird dem aufmerksamen Beobachter die Leidenschaft verrathen. Wenn viele Vorstellungen von einer Art sich ungewöhnlich schnell häufen und starken Eindruck machen; wenn man empfindlicher als sonst ist: dann ist Leidenschaft, oder doch Laune — die nächste Stimmung zur Leidenschaft — da; man muß sich hüten, ein Urtheil zu sprechen; das Gefühl ist unrichtig.

§. 82.

Im Zustande der Leidenschaft ist es schlechterdings unmöglich, reine Wahrheit zu finden und sich derselben zu versichern. Die Leidenschaft ist, noch einmal, wie eine offne Wunde — sie fühlt die leiseste Berührung heftig; ja sie hält oftmals das innere Pochen für einen Stoß von außenher. In solchem Zustande hat man gar keinen richtigen Maaßstab, wornach man die Eindrücke beurtheilen könnte; denn der Verstand selbst wird von der Leidenschaft verfälscht.

Eigentlich müßte man also jedes Urtheil vermeiden, weil jedes Urtheil in diesem Zustande mehr oder weniger unrichtig ist. Diese Vermeidung ist aber nicht immer möglich. Jener Griechische Weise konnte die Strafe, die sein Sklave verdient hatte, aussetzen, bis sich sein Zorn gelegt hatte, damit er gegen diesen nicht ungerecht würde —; ein Vater kann mit der Strafe zögern, bis sein Zorn verschwunden ist; und er wird daran sehr wohl thun. Allein, diese Verzögerung findet nicht immer statt; oftmals muß man, obgleich in der Leidenschaft,

schaft, handeln; und dann kann man nie recht sicher gehn.

§. 83.

Kann man den Irrthum nicht ganz vermeiden, so ist man es sich, der Wahrheit und der Gerechtigkeit schuldig, dahin zu trachten, daß man den Irrthum so viel als möglich vermindre, und der Wahrheit, so nah als man kann, zu kommen suche. Das einzige Mittel dazu ist, daß man viel, sehr viel von dem Urtheile abrechne, welches die Leidenschaft gesprochen hat.

§. 84.

Das innre Gefühl betriegt uns noch in dem Grade der Leidenschaft. Mehrentheils glauben wir nicht, daß wir so sehr von der Leidenschaft übernommen sind, als es wirklich ist. Dann treffen alle Irrungen ein, die wir vorher gesehen haben (§. 79.) und man muß die Vorsichten (§. 80 — 83.) brauchen.

§. 85.

Eben so irrig ist das innre Gefühl in Ansehung unsers körperlichen Zustandes. Wir fühlen nicht alles, was in unserm Körper vorgeht, als, die Bewegung der innern Theile, des Blutes, der Säfte, der Muskeln und Fibern, so daß wir nicht wissen, wie solche geschieht. Auch manche Zerrüttung empfinden wir gar nicht. — Die Lunge fühlt nichts. Man erzählt von einem Manne, dem man einen Arm abgenommen, daß er an den Fingern des verlohrnen Armes Schmerzen empfunden habe. In manchem Traume wissen wir nicht, ob wir wachen oder träumen. Bald einmal glauben wir krank zu seyn, ob wir uns gleich, dem Körper nach, sehr wohl befinden. Dieß trifft gemeiniglich die sogenannten

Hypo-

Hypochondristen; diejenigen, welche bei einer zarten Leibesbeschaffenheit eine lebhafte Einbildungskraft haben; diejenigen, welche Krankheiten und den Tod fürchten, vornemlich wenn Epidemien grassiren. Dann fühlen sie allerlei Schmerzen, welche ihnen Vorboten von der wüthenden Krankheit sind; und diese Schmerzen sind bloß in ihrer Vorstellung.

Aus solcher Aengstlichkeit und Einbildung entstehen oft wirklich die Krankheiten, die man fürchtet, und die anfänglich bloß in der Phantasie waren. Man erzählt davon ganz außerordentliche Beispiele.

Ein Mann hatte sich in den Kopf gesetzt, er habe Frösche im Leibe. Er brauchte viele Arzeneien, und konnte doch die Frösche nicht los werden — weil sie in seiner Einbildung saßen. Endlich fiel es seinem verständigeren Kammerdiener ein, einige Frösche in den Stuhl seines Herrn zu werfen, und letzterem solche zu zeigen. Da war der Phantast auf einmal geheilt.

In einem Waisenhause in Holland, bekommt ein Kind die fallende Sucht. Bald darauf befällt das nemliche Uebel einige andre Kinder; täglich nimmt die Zahl der Kranken zu, so daß nur noch wenige davon frei bleiben. Der berühmte Arzt Boerhave wird geholt. Statt Arzeneien zu verordnen, droht er den Kindern, daß derjenige, welcher fallen würde, mit glühenden Zangen gezwickt, und so wieder zu sich gerufen werden soll. Er läßt wirklich Kohlenbecken und Zangen herbeiholen, und macht alle Zurüstungen zur Execution. Siehe da, es wurde Niemand befallen. Boerhave hatte gemerkt, daß es bloße Einbildung war; und er suchte, durch seine Drohungen und Anstalten, die Einbildung

auf etwas anderes zu bringen: es gelang ihm; ein Beweis, daß er sich nicht geirrt hatte. Ich könnte noch viele solcher Beispiele anführen.

Wenn die Einbildung wirkliche Krankheiten machen kann, so kann sie auch machen, daß man sich krank glaubt, ohne es zu seyn, und daß man Schmerzen fühlt, die man nicht hat.

Man kann sich also auf sein Gefühl hierin nicht verlassen.

§. 86.

Wie wollen wir aber dem lästigen Irrthum entgehn?

Wenn ein Mensch, der sich krank und Schmerzen zu fühlen glaubt, dabei gut und wie sonst ißt, trinkt und schläft; wenn er bei seinem vermeinten Schmerz, der nicht recht deutlich ist, eine leichte Wallung des Blutes empfindet; wenn ihn die Vorstellung von einer Krankheit verfolgt; wenn er vorher einige Veranlassung zur Furcht vor dieser Krankheit gehabt hat: dann kann er sicher darauf rechnen, daß Einbildung mit im Spiel ist, und daß er in der That nicht fühlt, was er zu fühlen glaubt.

Anmerkung.

Schwachen Personen von starker Einbildung ist ernstlich anzurathen, daß sie keine medicinische Bücher lesen, nicht oft Krankheitengeschichten hören, selten Kranke besuchen, hauptsächlich wenn die Krankheit ansteckend seyn sollte, oder wenn sie solche fürchten.

Aus diesem Grunde wäre es zu rathen, daß man den Kindern, welche die Blattern nicht gehabt haben, sagte, daß sie solche gehabt haben. Durch diesen unschuldigen Betrug würde man ihnen viel Angst und Noth,

und vielleicht einen frühzeitigen elenden Tod ersparen. Zärtliche Eltern möchten Bedenken tragen, weil sie dadurch ihr Kind weniger vorsichtig machen würden; dieses könnte einst, im Vertrauen auf seine schon gehabten Blattern, sich in die Gefahr setzen, angesteckt zu werden, und umkommen. Das gebe ich zu. Aber die Furcht, wenn es weiß, daß es die Blattern noch nicht gehabt hat, ist wahrlich kein Präservativ. Die bloße Angst, ohne andre Ansteckung, kann die Krankheit erzeugen; und dann kann es eben so gut sterben. Wenigstens habe ich ihm doch mit meiner Täuschung ein ruhigeres Leben verschafft. Ich bitte, folgende Erzählung zu beherzigen.

Zween Freunde wurden von einem Hunde gebissen. Der eine reiset darauf weg, und bleibt ohngefähr zwanzig Jahre aus. Nach diesen kehrt er wieder heim, frägt nach jenem Freunde, und erfährt, daß er von dem Biß eines tollen Hundes vor etwa zwanzig Jahren gestorben ist. Unser Wandrer vergleicht die Zeiten, und findet, daß der tolle Hund eben der ist, welcher ihn mit seinem Freunde zugleich gebissen hat. Er erschrickt, wird toll, und stirbt. Hätte man ihm nichts gesagt, so würde er länger gelebt haben; und hätte er zwanzig Jahr eher die Geschichte gewußt, so wäre er zwanzig Jahr eher gestorben. Also ist es ausgemacht, daß die Furcht, so gut als die körperliche Ansteckung, eine Krankheit und den Tod geben kann. Ansteckung steht nicht in unsrer Gewalt, wol aber die Furcht unsrer Kinder; man muß thun, was man kann. Laß ich meinem Kinde die Furcht, so sichre ich es doch nicht vor Ansteckung; denn die Ansteckung geschieht auch durch die Luft. Fürchtet es nicht, so kann es durch Ansteckung krank werden und sterben.

fürchtet es, so kann es durch Ansteckung auch krank werden und sterben, und die Furcht hat es noch oben drein, als Quaal und als Gefahr. So lasse man ihm doch nur Ein Uebel, und nicht zwei, wenn man ihm eines abnehmen kann.

§. 87.

Wenn wir in der That Schmerzen fühlen, so irren wir oftmals in dem Orte, wo die Schmerzen seyn sollen. Mancher glaubt, z. B. daß er an der Brust leidet, da nur sein Magen krank ist; wenn ein Zahn weh thut, so fühlt man zuweilen an mehreren Zähnen, auch wol im Ohre und im Auge, Schmerzen. Man glaubt, alle diese Theile seyen krank, und es ist doch nur ein einziger Zahn. Man kann also aus dem Schmerz den eigentlichen Sitz der Krankheit nicht mit Zuverlässigkeit bestimmen.

Eben so wenig auch die Art der Krankheit. Man kann z. B. Grimmen von Verschleimung, aber auch von Entzündung haben.

Aus solchen Irrungen entsteht öfters großes Unglück. Wer einmal einen Schmerz mit einem gewissen Mittel gehoben hat, der will den ähnlichen Schmerz allemal mit diesem Mittel stillen; er thut sich aber noch mehr Schaden, und zieht sich vielleicht den Tod zu, weil die Krankheit ganz verschieden war, ob er gleich den nemlichen Schmerz fühlte.

Es ist unmöglich, daß derjenige, der nicht Arzt ist, mit Zuverlässigkeit die Natur und den Sitz seiner Krankheit bestimme. Er muß also nicht sich selbst oder andre curiren wollen.

§. 88.

§. 88.

Mancher glaubt sich gesund, weil er keine Schmerzen fühlt, und ist doch, und manchmal gefährlich, krank.

Sechstes Capitel.

Vom Geschmack.

§. 89.

Man nennt Geschmack dasjenige innere Gefühl, welches uns die Dinge als gut und schön, oder als schlecht und unangenehm vorstellt.

Anmerkung.

Ich weiß, daß man dieses für ein Urtheil ausgeben will, und ich lasse es auch gern für ein Urtheil gelten, so bald es eine Vorstellung geworden, so bald man die Ideen, gut, schön, schlecht, damit verbindet. Diesem Urtheil aber muß nothwendig ein Gefühl von Behagen oder Mißbehagen vorgehn, worauf das Urtheil sich gründet. Und dieses Gefühl nenne ich Geschmack. Uebrigens ist es zu meinem Zweck in dieser Schrift gar nicht nöthig, so haarscharf zu analysiren. Vielleicht würde eine schulgerechte Strenge hier mehr schaden, als nützen. Ich setze also jede Streitfrage hierüber beiseite.

§. 90.

Alle Dinge in der Natur haben ihre Schönheit und ihre Güte: denn jedes findet seinen Liebhaber. Die garstig-

garstigste Kröte gefällt der Kröte. Es ist also ein gewisses Verhältniß zwischen der Gestalt der Kröte und ihren Augen, welches Verhältniß ihr Vergnügen macht. Der Neger findet seine schwarze plattnasichte Negerin schön; dem Huron mit eingedrücktem Kopfe gefällt seine Huronin, die ohngefähr so aussieht wie er. Unsre schönsten Damen würden jenen Männern nicht so gut gefallen, als die schmuzigen Weibesbilder dieser Länder. Wir sind weiß, darum gefällt uns das Weiße; wären wir schwarz, so würden wir an der Schwärze unsre Freude haben. Man kann also sagen, daß alles seine Güte und Schönheit hat.

§. 91.

Wenn man von einem Dinge spricht: es ist gut oder schön; so will man damit nicht sagen, daß es einige Güte oder Schönheit überhaupt, sondern daß es mehr Güte, mehr Schönheit hat, als andre Dinge, die man damit vergleicht. Gute, schöne Leinewand, heißt nicht Leinewand, die man mit Vergnügen hat und gut brauchen kann — denn alle Leinewand kann gebraucht werden, und man hat sie gern, sollte sie auch nur zu Säcken oder Emballage dienen: schöne Leinewand heißt vorzüglich schöne Leinewand. So auch, wenn man von Personen und von Thieren spricht. Schön heißt immer vorzüglich schön; und gut, vorzüglich gut. Schlecht heißt nicht unbrauchbar, nicht unangenehm; sondern minderschön, mindergut.

§. 92.

Schön nennen wir, was uns durch das Anschauen Vergnügen macht; Gut, was wir mit Nutzen brauchen können.

Daraus folgt, daß wenn jemand etwas schön findet, solches für ihn wirklich schön ist, weil er Vergnügen daran findet. Dem Kinde ist eine Puppe oder ein Steckenpferd schön, weil es solches mit Vergnügen sieht und besitzt. Ists recht bunt angestrichen, so ist es ihm noch lieber, folglich noch schöner. Dem Volk ist das Bunte mit starken abstechenden Farben, die Verzierung schön, weil es Vergnügen daran findet: dem gebildeten Menschen gefällt nur die edle Einfalt und das Ebenmaaß.

So kann von einem und demselben Dinge der Eine sagen: Es ist schön; und der Andre: Es ist schlecht; und sie werden beide, jeder für sich, Recht haben: denn der Eine findet daran Vergnügen, der Andre aber nicht. Das will man sagen, wenn man spricht: **Es läßt sich über den Geschmack nicht streiten** (*).

Der Geschmack ist unter den Menschen wirklich sehr verschieden. In der Fabel rühmt der eine Vogel die Distelköpfe, der andre den alten Käse, und der dritte die Mehlwürmer; und ein jeder lacht über den schlechten Geschmack der beiden andern, und möchte vor Eckel über ihre Leckerbissen brechen. So sind auch die Menschen unter sich in ihrem Geschmack verschieden — Wenn sie, wie diese Vögel, alles verachten, was ihnen nicht behagt, so zeigen sie so viel Verstand, wie der Zeisig und der Staar.

§. 93.

Es gibt viele Ursachen der Verschiedenheit des Geschmacks.

1) Die Verschiedenheit in der Organisation, oder der Bildung unsrer Organen.

Wenn

(*) De gustibus non est disputandum.

Wenn wir krank sind, gefällt uns das nicht, woran wir bei gesunden Tagen Vergnügen finden; als Thätigkeit, freie Luft, Speise, starke Eindrücke; wir lieben nur Stille, schwache Empfindungen. Bei gesunden Tagen wäre uns dieß unerträglich.

Der Geschmack ist also bei Gesunden ganz anders, als bei Kranken. Es ist aber auch gewiß, daß die Leibesbeschaffenheit bei beiden ganz anders ist.

Wer rauhe, schreiende Töne mit Vergnügen hört, muß nothwendig ein andres Ohr haben, als der, der nur vollkommene Melodie liebt.

Wer scharf sieht, kann die Dinge unmöglich so sehen, als der Blödäugige. Der eine muß manche Dinge schön finden, die dem andern nicht gefallen; und manches muß ihm widrig seyn, das den andern vergnügt. Er sieht mehr Schönheiten und mehr Fehler.

2) Die Gewöhnung bestimmt den Geschmack: und zwar in einigen Fällen macht Neuheit, in andern das Gewohnte Vergnügen.

Die rohen Völker, die zum erstenmal ihr Vaterland verlassen, sehnen sich wieder dahin. Dem Grönländer sind seine Eisberge und Schneefelder das Paradies; er zieht sie den blühendsten Landschaften und dem mildesten Himmel vor.

Aus Gewöhnung haben alte Leute, die von ihrer Jugend an gewisse Moden, Kleidertrachten, Tänze und Lieder gehabt, für alle diese Dinge eine große Vorliebe; sie sind davon nicht abzubringen, sie mögen sie um keinen Preis gegen andre vertauschen. Nur diese Dinge finden sie schön; alles Neue ist ihnen widrig, lächerlich.

Aus Gewöhnung ist es vermuthlich, daß unsre Damen den Putz schön finden, der ihre Schönheit bedeckt; — oder

— oder geschiehts aus Gefälligkeit für die Ungestalteten, welche damit die Fehler ihres Baues zu verheelen suchen?

Diese alle, welche nie geändert haben, sind an diese Dinge gewöhnt, und finden nur diese Dinge, und was damit übereinkommt, schön; alles übrige verachten sie.

Diejenigen hingegen, welche oftmals geändert, und sich daher an nichts stark gewöhnt haben, lieben mehr das Neue, und finden das Neue schön, nicht weil es schöner ist als das Alte, sondern weil es neu ist.

Daher haben die neuen Moden so viel Reiz; sie verstellen manchmal die Schönheit, sie sind oftmals unbequem und beschwerlich — die alte Mode kleidete gut — schadet nicht; die neue Mode wird schön gepriesen, die alte wird verlacht.

Solche Personen finden auch die neuen Tänze, die neue Musik, die neuen Gedichte schön — weil diese neu sind.

Der reiche Europäer, der viel reiset, findet fast jedes Land schöner, als sein Vaterland — das Neue ist ihm schön.

3) Alles, was mit unsern Vorstellungen, unsern Gefühlen, unsrer Bildung einige Aehnlichkeit, ein gewisses Verhältniß hat, macht uns Vergnügen, und wir halten es für schön. Was dawider ist, scheint uns schlecht.

Darum findet der Grönländer den Grönländer schön — weil er selbst ein Grönländer ist.

Aus eben dem Grunde verachten diejenigen, die weiter nichts als ihre alltäglichen Gegenstände kennen, alles was fremd ist. Sie lachen über die lange Klei-

dung,

dung, die Bärte und die abgeschornen Köpfe der Morgenländer, über ihre Art zu grüßen rc.

Personen von feinen Gefühlen und höflichen Sitten können eine gewisse rauhe Gradheit nicht vertragen, und lieben nur Feinheit und Höflichkeit im Betragen. Nur letztere scheint ihnen schön. Diese Politur verachtet aber der Mann von wenig Lebensart und Erziehung; — weil er etwas rauh ist, kann er die Rauhigkeit wohl vertragen, sie paßt zu seinem Geschmack, er ist mit ihr in seinem Element. Also findet er nur diese Rauhigkeit schön, er lobt nur sie. Und weil die Politur manchmal der List zum Deckmantel dient, so findet er die Politur schlecht. Wenn er recht dächte, müßte er nur diese List verachten; und von der Politur könnte er nichts weiter sagen, als: sie gefällt mir nicht. Im Allgemeinen kann er sie aber nicht mit Recht tadeln.

4) Alles, wovon wir einigen Nutzen oder einiges Vergnügen haben oder hoffen, scheint uns schön.

Und zwar um desto schöner, je mehr es mit unsern Neigungen und Leidenschaften harmonirt. Ganz natürlich: denn unser Vergnügen beruht auf unsern Neigungen und noch mehr auf unsern Leidenschaften.

Wer Ruhm und Ehre liebt, der findet nichts vortreflicher, als Lob, und was Lob erhalten kann. Der Mann im Stern und Bande wird ihm weit mehr Vergnügen machen, als der schönste Mann ohne Ehrenzeichen.

Carl der zwölfte fand das Gezische der Kugeln, die ihm um den Kopf flogen, schön. Das soll meine Musik seyn, sagte er, als er dieses Geräusch zum erstenmal hörte.

Der

Der Liebhaber des Geldes findet nichts schöner, als Goldstücke; der Dichter zieht die Verse, der Maler ein Gemälde, und der Philosoph eine philosophische Abhandlung, allen andern Dingen vor. Das Sprichwort sagt: Einem jeden Narren gefällt seine Kappe. Es ist etwas grob, aber es ist wahr.

§. 94.

Hat denn, bei der Verschiedenheit des Geschmacks, jedermann Recht? Giebt es einen guten und einen schlechten Geschmack, oder ist jeder Geschmack gleich gut?

Diese Frage ist sehr wichtig. Denn wenn jeder Geschmack gleich gut ist, so kann man

1) Niemanden eines übeln Geschmacks beschuldigen; und jeder wird Recht haben, bei seinem Geschmack zu bleiben, und keine weitere Bildung anzunehmen. Der Grobe wird grob bleiben können, ohne daß man ein Wort dazu sagen darf: der gothische und bäurische Geschmack wird so gut seyn, als der veredelte Geschmack der Künstler und des Hofes; dann können wir uns nach dem Eulenspiegel eben so gut, als nach Bürger und Göcking bilden.

Der Ungebildete ist sehr geneigt, diesen Grundsatz anzunehmen, zur Vertheidigung seines groben Geschmacks.

2) Auf der andern Seite ist jeder sehr geneigt, seinen Geschmack für die allgemeine Regel des Geschmacks auszugeben. Der Ungebildete tadelt den feinen Geschmack unter dem Namen der Künstelei, der Weichlichkeit, und rühmt seinen Geschmack unter dem Titel des Natürlichen, des Heitern, des Dauerhaften, ꝛc.

§. 95.

Wenn es bloß auf Gefühl und Vergnügen ankömmt, dann ist jeder Geschmack an sich gleich gut; der Ungebildete findet an den rohen Gegenständen, die ihn erfreuen, für sich eben so viel Vergnügen, als der feinere Mensch an wahrer Schönheit. Dann wird man aber eine Vorsicht zu beobachten haben.

Nemlich, daß man suchet sich nach dem allgemeinsten Geschmack zu bilden. Dadurch wird man am meisten Vergnügen genießen; sonst möchte man wenig angenehmes und viel widriges finden. Wenn man bloß Vergnügen sucht, dann muß man nicht nach dem besten, sondern nach dem allgemeinsten Geschmack, nach der herrschenden Mode fragen. Der ungebildete Mensch von rohem, bäurischem Geschmack, wird unter feineren Gesellschaften, wo Geschmack und Kunst herrschen, wenig Vergnügen haben. Was würden in einer Dorfkirche alle Raphaels, Titiane und Corregio's nützen? Hans würde an einem Balle am Hofe, wenn er darin aufgenommen würde, sich wenig freuen; und die Bauern können ein Concert von Graun eben so wenig, als Austern und feine Ragouts, genießen. Wo die Mehresten verfeinert sind, muß man seinen Geschmack zu verfeinern suchen, oder man geht leer an Genuß aus.

Aber auch der verfeinerte Mensch müßte, wenn er genießen wollte, seinen Geschmack ein wenig herabstimmen; denn sonst würde er wenig genießbares, und vieles harte und unangenehme antreffen. Wenn der Hofmann, durch irgend einen Zufall, unter Bürgern oder Landleuten zu leben genöthigt wird, so muß er seinen feinen Geschmack verleugnen. Sein Geschmack ist nun nicht

nicht mehr der beste, weil dieser ihn nicht mehr vergnügen kann.

In diesem Sinn hat jedermann Recht, seinen Geschmack an und für sich, für eben so gut als jeden andern zu erklären; und die Menge hat das Recht, ihren Geschmack für den besten auszugeben — Hier gelten allemal die mehresten Stimmen.

§. 96.

Wenn aber von Veredlung des Menschen und von wahrer Schönheit und Vollkommenheit die Rede ist, dann giebt es allerdings einen guten und einen schlechten Geschmack; dann gelten die mehresten Stimmen nichts, sondern man muß Grundsätze haben, nach welchen man das Gute und Schöne beurtheilt; und der gute Geschmack wird alsdann derjenige seyn, welcher an wahrer Schönheit und Vollkommenheit Vergnügen findet.

Was wird denn aber wahre Schönheit und Vollkommenheit seyn?

Jedes Ding in der Natur und in der Kunst hat seine Absichten. Eine Uhr, ein Gebäude, die Sprache, der Mensch haben einen Zweck ihres Daseyns; und jeder Theil in allen diesen Dingen muß zu der Erreichung dieses Zwecks mit beitragen.

Die Vollkommenheit also dieser Gegenstände bestünde darin, daß sie ihren Zweck, am gewissesten, am genauesten und mit dem wenigsten Aufwande von Kräften erreichten.

Sie müssen mit den wenigsten Kräften ihre Absicht erfüllen, weil die überflüssigen Kräfte zu einem andern Behuf gebraucht werden können. Je mehr Gutes ge-

schieht, desto besser. — Also muß man mit den Kräften sparsam haushalten.

Z. B. die vollkommenste Uhr. — Diejenige, welche zu große Stücke hätte, wäre unvollkommen — 1) weil sie mehr Metall verschwenden würde, welches zu andern Absichten hätte gebraucht werden können, — 2) weil man sie nicht so bequem handhaben, nicht gut z. B. in der Tasche tragen könnte.

Aber, wohl zu merken! man muß darum nicht sagen, daß die Thurmuhr, weil sie sehr groß ist, unvollkommener ist, als die Taschenuhr. Die Thurmuhr muß große Zeiger und schwere Hammer bewegen, damit, nicht Ein Mensch, sondern tausende die Stunde wissen können. Sie muß also stark und groß seyn. Allemal muß man, bei der Beurtheilung der Vollkommenheit, auf den Zweck sehen.

Die vollkommenste Sprache — denn es giebt keine ganz vollkommene, — ist diejenige, welche ihren Zweck am leichtesten erreicht. — Dieser Zweck ist, Kenntnisse mitzutheilen. Wenn ich also so spreche, daß jedermann am gewissesten und am geschwindesten mich verstehen kann, so habe ich vollkommen gut gesprochen.

§. 97.

Diese Vollkommenheit erfordert Ebenmaaß und Verhältniß aller Theile zu einander. — Wenn die Theile (z. B. einer Uhr) nicht ganz in einander greifen, so ist die Erreichung des Zweckes entweder unvollkommen, oder wol gar unmöglich. Dieses Ebenmaaß und dieses genaue Verhältniß ist es, was man insbesondre **Schönheit** nennt.

§. 98.

Da die mehresten Menschen dieses Ebenmaaß und Verhältniß nicht einsehen, so finden sie kein Vergnügen daran: und daher kommts, daß sie auf andre Mittel bedacht gewesen sind, die Dinge in ihren Augen schön zu machen. Diese Mittel sind das, was man Verzierungen nennt.

Sie besetzen z. B. eine Uhr mit Steinen, oder geben ihr ein buntes Gehäuse; sie winden die Füße eines Tisches, sie schnitzen die Balken eines Gebäudes, machen in die Wände Nischen, Statüen und Säulen. Der Redner, der die Sachen nicht in ihr rechtes Licht zu setzen weiß, sinnt auf Bilder, Declamationen und Ausrufungen. Da man den Kleidern ein gefälliges Ansehn zu geben nicht versteht, so macht man sie durch Bänder und Stickereien angenehm. Niemals wird ein Maler von Geschmack unsern Putz brauchen können.

§. 99.

Diese Zierathen haben mannigfaltige Fehler.

1) Sie kosten mehr Mühe, Arbeit und Aufwand, als die Sache es erfordert. Diese Mühe, diesen Aufwand hätte man zu andern nützlichen oder angenehmen Dingen verwenden können.

2) Manchmal verderben die Zierathen die Vollkommenheit, als die gewundenen Füße, die schwächer und zerbrechlicher sind, als grade.

3) Wenigstens gehören die Verzierungen niemals zur Sache; es sind ganz außerwesentliche Dinge. Was thun z. B. die Diamanten an der Uhr, die Bänder zum Kleide, die Säulen zum Hause? Sie gewähren keine Erleichterung des Zwecks; sie sind die Sache nicht. Es

ist also nicht die Uhr, das Kleid, das Haus, deren Anschauung mir Vergnügen macht; es sind die Verzierungen allein, die ich betrachte. Wenn sie schön sind, sind sie es für sich; die Sache aber machen sie nicht schöner.

Wenn also die Sache selbst mir Vergnügen machen soll, so machet doch die Sache schön! Ich soll das Haus bewundern; und ihr prahlet mit Säulen und Statüen! Ei, ich soll ja ein Haus sehen — es ist eine wahre Neckerei, mir Säulen für ein Haus auszugeben. Lasset mich euer Haus sehen — und daher — nehmet eure Säulen weg!

Denn 4) verstecken die Zierathen die Sache. Wie kann ich das Gebäude sehen, wenn ihr mirs hinter eure Säulen, Statüen, Puppen und Schnitzwerk versteckt? Der Unwissende wird die Verzierungen — nicht aber das Gebäude angaffen; und der Kenner wird lachen, daß ihr die Schönheit eures Baues und eure Kunst mit Schnitzwerk bedeckt habt. Gerade so, als wenn ihr ein schönes Gemälde ausstellen wolltet, und ihr decktet eine prächtige Tapete darüber. Was geht mich eure Tapete an? ihr habt mir ja ein Gemälde versprochen.

Ihr führtet mir euer Kind vor. Ich bin euch für die Höflichkeit von Herzen verbunden. Man hat mir gesagt, daß es schön ist; ich werde es mit Vergnügen ansehen. Aber — ich sehe Bänder, Zeuge, Reifen, Locken, Puder, Flor, und was der schönen Dinge mehr ist. Das ist euer Kind nicht, das ist ein Kramladen — in dem Waarenlager könnte ich noch viel schönere Dinge sehn; euer Kind wünsche ich zu sehen; seine Schönheit, seinen Wuchs, seinen Bau, seine schlanken Glieder. Davon aber sehe ich gerade nichts. Unter

diesem

LB Coburg

diesem Putz kann es lahm und bucklicht seyn, es kann krumme Beine und schiefe Hüften haben. Habt ihr etwa mit diesem Putz so etwas zu decken gesucht? oder wollt ihr mich nur mit dem Argwohn necken?

Zierathen machen also die Schönheit nicht — sie können für sich schön seyn, aber sie machen die Sache nicht schön; weil sie die Sache nicht sind, und zur Sache nicht gehören.

Es giebt also eine wahre Schönheit, nemlich die Vollkommenheit; und eine fasche Schönheit, die Verzierung.

Es giebt also einen wahren Geschmack und einen falschen.

§. 100.

In dem, was vollkommen ist, giebt es Dinge, die auch den einsichtsvollsten Kenner mehr erfreuen, als andre.

Dahin gehört 1) die Größe. Zwischen zwei gleich vollkommnen Dingen, wird allemal dasjenige mehr rühren und erfreuen, was groß ist. Der Rhein setzt den Zuschauer in Erstaunen; das Meer noch weit mehr; der Bach oder der Teich im Garten macht Vergnügen.

2) Alles, was Kraft verspricht, oder was Kraft erfordert. Man glaubt da die Kraft zu sehen; und Kraft ist etwas vollkommnes.

Darum gefällt uns ein sehr großer Thurm — wir bedenken dabei, wie viel Kunst er verlangt hat —

Als Blanchard über den Canal flog, ward er bewundert, und verdiente Bewundrung. Man bedachte die schöne Erfindung und den Muth des Unternehmers — man glaubte in dem kühnen Fluge die große Seele des

Fliegenden zu sehen. — Schade! er hat uns bewiesen, daß er nur ein geldgieriger Waghals war.

Mit Vergnügen sieht man die Kanone an — man wundert sich über ihre erstaunliche Kraft.

In dem ächten Geschmack giebt es also einen edleren und einen kleineren. Beide vergnügen; der edlere aber erhebt die Seele. Letzterer verdient also vor dem andern den Vorzug.

§. 101.

Es giebt also einen wahren und einen falschen, einen kleinen und einen edeln Geschmack. Durch Gefühl und Vergnügen lassen sie sich aber nicht unterscheiden. Also muß man den Geschmack durch Verstand und Grundsätze berichtigen.

Man kann durch Grundsätze den Geschmack eines andern beurtheilen und berichtigen. Tadel und Spott helfen nichts.

Siebentes Capitel.

Von dem moralischen Gefühl.

§. 102.

Das moralische Gefühl ist eine besondre Bestimmung des Geschmacks des Guten und Schönen auf das Betragen der Menschen, in Ansehung des Rechts und Unrechts in demselben.

Es

Es ist in manchen Fällen unsre Richtschnur, und bei dem größten Haufen die einzige. Manche wollen es sogar für die einzige untrügliche Regel unsrer Handlungen ausgeben.

Als eine Ableitung vom Geschmack, ist es eben den Irrungen, als der Geschmack selbst, unterworfen.

Der Eine hat ein zarteres Gefühl, als der Andre; der Eine hält für gut und billig, was Jenem tadelhaft scheint. Den Vater tödten, wäre bei uns das größte Verbrechen; bei einigen Canadischen Völkern geschieht es aus Liebe. Die Hottentotten mißhandeln ihre Mütter; es ist bei ihnen Sitte. In Lacedämon kämpften Jünglinge und Mädchen öffentlich ganz nackt mit einander. — Der Eine scheut sich, auf irgend eine Weise etwas mit List an sich zu bringen; der Andre nicht. Diese Verschiedenheit giebt schon Ursach, an der Zuverlässigkeit des moralischen Gefühls zu zweifeln.

Es ist aber den Leidenschaften noch mehr unterworfen, als der Geschmack.

§. 103.

Wenn wir etwas Böses vorhaben, so wollen wir es thun, nicht weil es böse, sondern weil es auf irgend eine Art uns angenehm oder nützlich ist. Unsre Absicht ist also nur auf das Vortheilhafte der Sache gerichtet; und es kann geschehen, daß wir an das Recht und Unrecht dabei gar nicht denken. In solchem Falle fühlen wir auch das Recht und Unrecht wenig oder gar nicht; und wenn wir ja etwas widriges fühlen, so wird dieses schwache Gefühl von dem stärkeren Eindruck des Nutzens oder Vergnügens erstickt. In dem Falle können wir

uns nicht auf das moralische Gefühl verlassen, weil eine Begierde oder eine Leidenschaft es verdunkelt.

§. 104.

In Rücksicht auf das Betragen Andrer hat unser moralisches Gefühl einen doppelten Fehler.

a. Entweder trifft das Betragen der Thäter uns selbst, so daß wir Vortheil oder Nachtheil davon haben. Dann ist es schwer, daß unser Gefühl ganz richtig seyn sollte. Es kann leicht geschehen, daß uns das Vergehen, woraus wir Nutzen ziehn, billig und gut dünke, und daß wir eine gute Handlung, daraus uns aber Unbequemlichkeit erwächst, für unrecht halten. Untergebene z. B. werden dem Vorgesetzten seine Liebe zur Ordnung und Pünktlichkeit, die ihnen Zwang anthut, leicht zu Härte und Eigensinn anrechnen; die Schlaffheit des einen aber, wird in dem Munde der andern mit dem Ehrennamen der Güte belegt.

b. Oder wir sind gegen die Person nicht ganz gleichgültig. Vollkommen gleichgültig sind wir gegen die Menschen niemals, wir sollen und können es nicht seyn. Selbst Unbekannte haben für uns einiges Interesse, sie sind uns wenigstens Menschen. Auf der andern Seite hegen wir gegen sie Abneigung, wenn in ihrem Betragen oder in ihrer Person etwas ist, das uns auf irgend eine Art beleidiget. Liebe und Haß, Zuneigung und Abneigung aber verdunkeln und verwirren unsre Gefühle von Recht und Unrecht, und zwar um desto mehr, je stärker sie sind. An dem Geliebten ist alles gut und schön; an dem Verhaßten, alles schlecht — wenn wir bei dem Gefühl stehen bleiben.

§. 105.

Die übertroffene oder getäuschte Hoffnung schadet gleichfalls der Richtigkeit unsrer Gefühle. Wenn ich mir von einem Menschen viel versprochen habe, so mißfällt mir an ihm alles, was meine Hoffnung täuscht. Z. B. ich habe von einem sehr wohlthätigen Menschen gehört, den ich noch nicht kenne. Ich denke ihn mir als einen guten, leutseligen Mann — und weil ich ihn mir ganz mit Seele und Leib denken muß, so stelle ich mir diese, wovon ich nichts gehört habe, in Verhältniß mit seiner Güte vor. Gut und schön sind harmonisch, fließen in Eine Idee zusammen. Daher stelle ich mir den Mann vor, als verständig, klug; ich gebe ihm alle Tugenden, die mit Güte und Klugheit verbunden sind. Seine Bildung — auch die denke ich mir schön, und so, daß sie die Eigenschaften seines Geistes und Herzens ankündigt, so — wie der Maler sein idealisches Bild entwerfen würde. Dieß verspreche ich mir von ihm. Nun lerne ich ihn persönlich kennen, und finde — was bei allen Menschen ist — Mängel und Fehler; er ist nicht ganz so, wie ich ihn mir gedacht habe. Dieß ist mir unangenehm, und seine Fehler werden mir desto auffallender.

So verhält es sich auch mit der übertroffenen Hoffnung. — — Den, der mir als fehlerhaft beschrieben wird, denke ich mir ganz fehlerhaft; die guten Eigenschaften, die ich unverhofft an ihm erblicke, erfreuen mich, und bringen mich wol dahin, daß ich seine Fehler übersehe.

Daher kommt es, daß jeder Mann, der sich durch Thaten oder Schriften berühmt gemacht hat, in der Ferne weit mehr, als in seinem Wohnorte, geschätzt wird.

wird. Die Fremden machen sich aus ihm ein vollkommnes Ideal, wozu seine bekannten Vorzüge den Maaßstab gegeben haben. Seine Mitbürger sehen ihn, wie er ist; und da er, so wie alle andre Menschen, kein vollkommenes Ideal ist, so muß nothwendig ihr Begriff von ihm ganz von dem verschieden seyn, den sich Fremde von ihm machen. Daher das Sprichwort, welches schon vor Christi Zeiten unter den Juden im Schwange ging: **Niemand ist Prophet in seinem Lande.** — Die Franzosen sagen: **Niemand ist ein Held für seinen Kammerdiener.**

Darin liegt nun von beiden Seiten Täuschung und Irrthum. Den Fremden blendet der Ruhm des berühmten Mannes; er kennt nur dessen glänzende Seite. Dem Mitbürger verheelen die Fehler das Gute und Große — Der eine sieht nur das Schöne, der andre nur das Schlechte. Beide irren sich, beide könnten zum Theil den Irrthum vermeiden.

Der Fremde weiß, daß der berühmte Mann ein Mensch ist, und daß Menschen nicht vollkommen sind. Er kann zwar nicht den Mann genau beurtheilen; allein er kann doch denken, daß jener auch ein Mensch ist.

Der Mitbürger irrt schon gröblicher, weil er den Mann vor Augen hat. Es ist unmöglich, daß er die Fehler desselben nicht sehen sollte; das wird von ihm nicht verlangt; aber das Gute müßte er darüber nicht übersehen.

§. 106.

Die Liebe thut zuweilen auf unsre Gefühle solche Wirkung, die der im §. 104. beschriebenen ganz entgegengesetzt ist. Wenn man einem Freunde oder einer Geliebten sein ganzes Herz geschenkt und sein ganzes Vertrauen

trauen in denselben gesetzt hat, so wird man leicht über das geringste Versehen entrüstet. Jedes Vergehen beleidigt, und scheint viel größer, als es ist — weil man sich dessen nicht versah, weil man ganz was andres erwartete, weil man fordert, daß der Geliebte die Schonung, die Aufmerksamkeit erwiedre, die man für ihn hegt. Jeder andre würde nicht so leicht beleidigt haben.

Die Verachtung hingegen macht, daß man sich über die Beleidigung hinwegsetzt. Derjenige ist in der Achtung sehr tief gesunken, von dem man spricht, daß er nicht beleidigen kann.

§. 107.

Oftmals stellt uns das moralische Gefühl dasjenige als schlecht vor, was in der That gut ist; wenn nemlich in der Sache ein Schein von Härte ist. Mancher kann den Bitten nicht widerstehen, keine Strafe auflegen, keine Wohlthat versagen. Viele Leute z. B. finden es hart und grausam, daß man ihnen das Almosengeben untersagt. Sie bedenken dabei nicht, daß das ordnungslose Almosengeben hundert Faullenzer macht und ins Elend stürzt, indeß daß es einem Elenden zweckmäßige Hülfe reicht. Ganz natürlich: das Gefühl kann nur Eindrücke und zwar des Gegenwärtigen und des Scheines annehmen. Es fühlt nur, es sieht nicht; also sind ihm die Natur der Sachen, die Wirkungen und Folgen verborgen. Das bloße Auge unterscheidet das Arsenicum vom Zucker nicht.

§. 108.

Gefühle sind Verhältnisse der Dinge zu unsern Kräften — die Kräfte stimmen sich nach und nach durch die Gewöhnung nach den Eindrücken; also hängen unsre

Gefühle von der Gewohnheit ab. Nach dem Gefühle also scheint uns das gut und recht, was wir zu empfinden gewohnt sind. In Asien und Africa, wo es Sitte ist, Menschen wie das Vieh zu verkaufen, hält niemand die Sklaverei und den Sklavenhandel für Ungerechtigkeit — In Europa würde man dadurch sein Gewissen verletzen. Ja, der Europäische Kaufmann, der in seinem Hause keinen Sklaven halten möchte, weil er sich der Sünde fürchtet, hat ganze Heerden von Sklaven in seinen Indischen Besitzungen, und glaubt nicht, der Menschheit zu nahe zu treten. Der Jude zu den Zeiten Jesu verzehndete Till und Kümmel; die Vernachlässigung der Opfer wäre ihm eine große Sünde gewesen; die Gerechtigkeit aber verletzte er ohne Scheu. Mancher glaubte sich vor Gott zu versündigen, wenn er einmal aus der Kirche bliebe; und macht sich aus Schwelgerei und Betrug kein Gewissen. Alle diese haben sich an diese Gefühle gewöhnt, darum fühlen sie so.

§. 109.

Also ist das moralische Gefühl ganz unzuverlässig. Wer nicht irren will, darf ihm allein nicht trauen. Es giebt Mittel, den Irrthum zu vermeiden.

§. 110.

Erstes Mittel — Man versichre sich vor allen Dingen davon, daß das Gefühl uns irre führen kann. Dann wird man dagegen mißtrauisch seyn.

§. 111.

Zweites Mittel — Man rechne dann nicht ganz auf sein Gefühl, sondern man sehe auf das Gefühl Andrer von der Sache. Diese können sich irren, sowohl als wir; allein es wird in ihrem Gefühl immer etwas

Wahres

Wahres seyn, so gut als in dem unsrigen. Wir tadeln, andre loben. Es ist also in der Sache etwas Gutes und etwas Schlechtes. Wir sehen nur das eine; das andre müssen wir aus fremdem Gefühl vermuthen.

§. 112.

Noch besser ist das dritte Mittel — Nemlich, daß wir den Unterschied unsers eignen Gefühls in verschiedenen Zeiten und Lagen, und gegen verschiedene Personen, bemerken. Heut finde ich hart und beleidigend, was gestern mich nicht rührte — oder ich billige heut, was ich vorher getadelt habe — Dieser bewegt mich zum Zorn, jener nicht; und beide haben dasselbe gethan — Also war in meinem Gefühl Unrichtigkeit; in Einem Fall gewiß, und vielleicht in beiden Fällen. War ich in Einem Fall ruhigen Gemüths, und in dem Andern voller Leidenschaft; so ist mein letztes Gefühl gewiß unrichtig.

§. 113.

Das vierte und letzte Mittel, das einzige, worauf man einigermaßen sich verlassen kann, ist, daß man Grundsätze habe, und nach denselben jedes Unternehmen prüfe und beurtheile. Das Herz kann nie Führer seyn, weil es nur fühlt und nicht sieht. Es ist bloß Triebfeder — Die Vernunft allein kann entscheiden.

§. 114.

Das Gewissen ist ein Theil des moralischen Gefühls — nemlich die Anwendung des letztern auf unser eignes Thun und Lassen. Es hat also die nemlichen Fehler, als das moralische Gefühl, und man muß dabei die nemlichen Verwahrungsmittel, als bei jenem, brauchen.

§. 115.

§. 115.

Nur noch eins ist zu bemerken; nemlich, daß das Gewissen ganz anders nach der That, als vorher, zu seyn pflegt. Ehe ich eine That unternehme, finde ich sie, wo nicht gut und untadelhaft, wenigstens doch zu entschuldigen; nachher finde ich sie viel schlechter. Woher das? Weil die Leidenschaft vorher mich antrieb, und mein Gefühl ganz für die gute Seite einnahm. Nun ist die Leidenschaft verschwunden, und ich fühle die That nur von Seiten der Unordnung und des darauf folgenden Schadens.

Unter diesen Gefühlen des Gewissens ist nothwendig eines irrig — Das erste ist ohnstreitig mit Leidenschaft verbunden — folglich ist unfehlbar Irrthum darin — Man kann sich also auf das Gewissen vor der That nicht verlassen.

Es giebt Menschen, die ein so zartes Gewissen haben, daß sie nur mit Furcht gewisse gute, vernünftige Handlungen unternehmen, und sich nachher solche vorwerfen, hauptsächlich wenn der Erfolg mißlich ist.

Z. B. eine Mutter ist schwer zu bewegen, ihren Kindern die Blattern einimpfen zu lassen — es ist ihr bange, ihre Kinder in Gefahr zu stürzen. Man stellt ihr vor, daß es das sicherste Mittel ist, ihre Kinder mit der größten Wahrscheinlichkeit zu retten. Sie entschließt sich endlich, obgleich mit Angst, und läßt die Operation geschehen. Sie hat aber das Unglück, eins von ihren Geliebten zu verlieren — Nun wirft sie sich den Tod desselben vor, und glaubt sich dadurch vor Gott versündigt zu haben. Ihr Gefühl ist falsch — Denn sie hatte nach guten Gründen gehandelt. Mehr kann der Mensch nicht — Nur Gott bestimmt den Erfolg.

§. 116.

Aus dem, was wir durch die Sinne und das innere Gefühl wahrnehmen, können wir weder auf die Gefühle und Empfindungen Andrer, (§. 40. 92.) noch auf die wahre Beschaffenheit der Dinge, (§. 28. 112.) noch auf die Beständigkeit der Eindrücke, (§. 32. 33. 34.) selbst nicht allemal auf das Daseyn der Dinge mit Zuverlässigkeit schließen. **Wir sehen nicht alles, was wir sehen.**

Achtes Capitel.

Von den Ideen.

§. 117.

Die Sinne und Gefühle lassen in uns Spuren von ihren Eindrücken zurück; welche Spuren Vorstellungen von den gehabten Eindrücken und von den Gegenständen sind, die den Eindruck gemacht haben. Diese Vorstellungen der Dinge und ihrer Eindrücke in unsrer Seele, heißen Ideen.

§. 118.

Eine Idee ist **wahr**, wenn sie uns den Eindruck, oder das Ding so vorstellt, wie es uns unter den gehörigen Bedingungen vorgekommen ist. (s. §. 29. 38. 69—75. 83. 110—113.)

§. 119.

Wir halten eine Idee für wahr, wenn sie uns den Gegenstand vorstellt, wie wir ihn wahrnehmen; wir mögen nun recht oder unrecht wahrgenommen haben. Ich fühle mich beleidigt, ob ich gleich nicht beleidigt bin, weil ich unrecht fühle und sehe. Ich denke mich beleidigt, und halte diesen Gedanken für wahr. Es ist nicht anders möglich, wenigstens für den Augenblick, und so lange meine jetzige Stimmung währt. Also ist es möglich, daß wir eine falsche Idee für wahr halten; — ja, wir müssen sie für wahr halten; und alles, was wir dabei thun können, ist, daß wir die Wahrheit derselben nicht ganz zuverlässig behaupten; daß wir vermuthen, unsre Idee könne irrig seyn; weil doch alle unsere Sinne und Gefühle irren können. Diese Vermuthung heißt Zweifel.

§. 120.

Alle unsre Ideen erhalten wir durch die Sinne und Gefühle. Sind diese unrichtig, wie der Fall sich nicht selten ereignet, so sind die Ideen nothwendig falsch. Da unsre Sinne oft irren, müssen wir nothwendig viele falsche Ideen haben.

§. 121.

Alle diese Ideen müssen uns wahr scheinen (§. 119.). Jeder Irrthum kann schädlich werden. Also ist es gut, daß man sich niemals auf die Richtigkei seiner Ideen verlasse, sondern daß man zweifle — Denn obgleich der Zweifel uns nicht vor allem Irrthum bewahren kann, so giebt er uns doch Anlaß, unsre Vorstellungen genauer zu prüfen, manchen Irrthum zu entdecken,

decken, und nicht so steif und fest etwas zu behaupten, das falsch seyn kann.

Ich stelle mir das so vor, als wenn ein Wandrer über einen gefrornen Fluß gehen sollte. Das Eis kann, ohne daß man es merkt, unsicher seyn. Wenn der Wandrer auf gutes Glück geradezu geht, ohne Vorsicht zu brauchen, so kann es kommen, daß er eine morsche Stelle trifft, sinkt und das Leben einbüßt. Der Vorsichtige versucht erst das Eis mit seinem Stabe. Dieß sichert ihn nicht ganz vor jedem Unfall; denn sein Stab trifft nur immer einen kleinen Fleck, und sein Fuß ist schwerer als der Stab, so daß das Eis wol die Probe aushalten, und doch unter dem Fuß brechen kann. Allein diese Behutsamkeit wird den Wandrer doch vor manchem Unfall bewahren. — Das Eis muß schon sehr betrieglich seyn, wenn er Schaden nehmen soll.

§. 122.

Die Ideen sind nicht alle gleich hell. Es geht in unserm Kopfe ohngefähr so zu, wie in der Körperwelt. Wenn ich von einem Berge hinunter und in die Ferne sehe, kann ich nicht alle Gegenstände gleich gut wahrnehmen. Diejenigen, die mir nah sind, und von dem vollen Licht der Sonne erleuchtet werden, sehe ich ganz und hell; ich kann sie erkennen und von jedem andern Dinge unterscheiden. Ich sehe, daß dieß ein Baum, und zwar eine Linde: daß jenes ein Mensch, und zwar ein Mann, und mein Freund; daß da ein Thier, und zwar ein Pferd ist. Fernerhin, oder in einem mindern Lichte, erkenne ich zwar, was ein Baum, ein Mensch, oder ein Thier ist; aber ich unterscheide nicht, welchen Baum, welchen Menschen, welches Thier. Je weiter-

hin, oder je dunkler der Schatten, desto weniger kann ich erkennen, bis daß die Gegenstände zuletzt so dunkel werden, daß ich wol etwas sehe, aber ohne zu wissen, was es ist. So haben wir Vorstellungen, die recht hell sind, z. B. die Vorstellung von einer Rose, von einem Menschen ꝛc. man möchte die Sache malen, wenn man malen könnte. Alle Vorstellungen sind aber nicht so hell. Oftmals sind unsre Ideen nur wie Schatten, oder wie Gegenstände in der Ferne; manchmal wissen wir gar nicht, was sie vorstellen. Jene ersten Vorstellungen nennt man **klare Ideen**; die andern aber **dunkle**.

§. 123.

Jede Idee hat Theile: wenn man diese von einander unterscheidet, so heißt die Idee **deutlich**; wo nicht, so nennt man sie **undeutlich** oder **verworren**. Z. B. ich sehe ein schönes Gesicht; ich erkenne es für schön, weil es mir gefällt, ohne zu wissen, warum es mir gefällt, und worin seine Schönheit besteht. Dann habe ich von der Schönheit eine verworrene Idee. Wenn ich aber weiß, was und warum jeder Zug des Gesichts zur Schönheit beiträgt, dann habe ich von der Schönheit eine deutliche Vorstellung.

§. 124.

Auf dunkle und halbverworrne Vorstellungen darf man sich nicht verlassen; sie führen uns leicht in die Irre.

Neun=

Neuntes Capitel.
Von der Vorstellungskraft.

§. 125.

Die Kraft des Menschen, vermöge welcher er Vorstellungen faßt und behält, heißt Vorstellungskraft. Diese wird nach ihren verschiedenen Verrichtungen auch verschiedentlich benennt.

§. 126.

Das Vermögen, Ideen zu fassen; dieß erklärt sich von selbst.

§. 127.

Das Vermögen, Ideen zu behalten und wieder vorzustellen, ist dreierlei: 1) Einbildungskraft, 2) Gedächtniß, 3) Erinnerung.

§. 128.

Die Einbildungskraft besteht in dem Vermögen, Ideen wieder vorzustellen, ohne Zusammenhang, oder außer dem Zusammenhange der Eindrücke in der Natur. Wenn ich mir einen Menschen denke, stelle ich mir ein Bild vor, nicht von diesem oder jenem, sondern von einem Menschen; und das Bild ist vielleicht keinem Menschen, den ich gesehen habe, ähnlich.

§. 129.

Unter dem Namen der Einbildungskraft versteht man noch etwas andres; nemlich die Kraft, die wir haben, Bilder aus verschiedenen Stücken zusammenzu-

setzen. Z. B. die alten Dichter hatten den Pegasus erdacht; es war ein Pferd mit Flügeln, das dem Apoll, dem Gott der schönen Künste und Wissenschaften, zugehörte. Dieses Pferd, eine Geburt der Einbildungskraft, ist zugleich ein Bild derselben, und stellt vor, wie sie den Menschen zu großen Ideen hebt und ihn mit Macht hinreißt. Es giebt in der Natur kein Pferd mit Flügeln. Die Einbildungskraft hat aber das Bild von einem Pferde und von Flügeln, durch die Sinne von der Natur erhalten; und nun hat sie diese Dinge, die in der Natur nicht zusammengehören, in ein Bild zusammengesetzt.

Wenn der Maler einen Mann im Zorne, den er nicht gesehen hat, malen soll, so denkt er sich das Bild eines Menschen; hierzu setzt er die Züge und Gebehrden des Zorns, die er vielen angesehen hat.

§. 130.

Wenn diese Art von Einbildungskraft große, schöne, angenehme Gedanken leicht zusammensetzt, dann heißt sie Genie.

Darum sagt man von Malern, Dichtern, Bildhauern, Rednern, die große, schöne und die Natur nachahmende Kunstwerke machen, daß sie Genie haben. — Der Mechaniker, der neue Maschinen erfindet, hat auch Genie; denn er weiß die Kräfte der Körper, die Hebel und andre Werkzeuge der Kraft, auf neue Arten zusammenzusetzen.

§. 131.

Das Vermögen unsrer Seele, sich die verschiedenen Gegenstände, die wir wahrgenommen haben, so

und in der Ordnung vorzustellen, wie sie uns vorgekommen sind —; heißt das Gedächtniß.

So behalte ich im Gedächtniß eine Sprache.

§. 132.

Die Erinnerung ist das Vermögen, sich einen Gegenstand mit den Umständen, unter welchen wir ihn gesehen haben, wieder vorzustellen. — Sie ist das Gedächtniß der Umstände.

§. 133.

Da die Einbildungskraft, das Gedächtniß und die Erinnerung alle ihre Vorstellungen von den (äußern und innern) Sinnen erborgen; so können sie nur gerade die Wahrheit haben, welche die Sinne ihnen überliefert haben. Sie können nicht richtiger seyn, als die Sinne.

Z. B. wenn in einem düstern Winkel der furchtsame Abergläubige ein Gespenst gesehen hat, wenn seine Augen Hörner oder einen schrecklichen Rachen sahen: so kann sein Erinnerungsvermögen nichts anders behalten, als Gespenst, Hörner und Rachen. Man kann also nicht mehr auf dieses Vermögen, als auf die Sinne rechnen.

§. 134.

Alle diese Erinnerungskräfte haben, außer den Fehlern, die von den Sinnen herkommen, noch ihre eignen Fehler. Das Gedächtniß ist fast niemals ganz getreu, so daß es den Eindruck und die Reihe der Vorstellungen genau so behielte, als es sie empfangen hat. Es läßt manche Idee ganz fahren, einige halb verwischen; in zusammengesetzten Vorstellungen verwechselt es die Ordnung; und die Einbildung setzt oftmals Züge hinzu, die dahin nicht gehören. Dadurch schleicht sich in die Idee

 immer

immer mehr Irrthum ein; so daß sie manchmal mit den Dingen gar keine Aehnlichkeit mehr hat.

Z. B. ich wäre einmal auf einer langen Reise durch eine Stadt gekommen, die, weil ich lange nichts als Dörfer und kleine Städte gesehen hatte, mir größer geschienen hätte, als sie war. Da wäre schon der Irrthum der Sinne — der nothwendig ins Gedächtniß übergehen muß. Auf eben der Reise habe ich aber auch manche Merkwürdigkeit, und zwar auch in dieser Stadt, gesehen. Diese verwechsle ich nach und nach in meinem Kopfe; bringe, was ich in dieser Stadt gesehen, anderswo hin, und etwas von dem, was ich anderswo bemerkt habe, in diese Stadt. Das sind Irrungen des Gedächtnisses, die zu denen der Sinne hinzukommen. So ist das Bild dieser Stadt in meinem Kopfe ganz falsch; die Stadt ist zu groß, sie hat Merkwürdigkeiten in meinem Kopfe, die ihr nicht gehören; und es fehlen ihr welche, die sie wirklich hat. Nun spricht ein solcher Reisender: ich bin da gewesen, ich hab' es gesehen; und doch ist es nicht wahr.

Wie wenig kann man auf das Gedächtniß rechnen.

§. 135.

Wenn man eine Sache, die nicht sehr zusammengesetzt ist, oft, lange und mit Aufmerksamkeit und ruhigem Gemüth, ohne Verwundrung, Furcht und Verachtung angesehen hat, dann kann man ziemlich auf sein Gedächtniß sich verlassen. In jedem andern Fall wird man wohlthun, wenn man dagegen mißtrauisch ist. Sonst ist der Irrthum unvermeidlich.

Zehntes Capitel.

Von der Erfahrung.

§. 136.

Die Erfahrung besteht überhaupt in einem starken, oder in mehrern gemäßigten Eindrücken, wodurch die Vorstellung von dem Dinge recht klar und lebhaft wird.

Man pflegt aber dieses Wort, Erfahrung, nur von solchen Eindrücken und Gefühlen zu brauchen, welche auf unser Wohl oder Weh einen Einfluß haben. Man sagt nicht: ich habe die Erfahrung von der Größe und Schönheit Berlins; ich habe die Erfahrung von dem Geschmack des Wildprets; ꝛc. man sagt aber wol: ich hab' es erfahren, wie unangenehm das Fieber ist, oder, wie sanft man auf hartem Boden ruhen kann.

Also bedeutet das Wort, Erfahrung, mehr die Idee von den Wirkungen der Dinge, als von den Dingen selbst.

§. 137.

Wenn man auf die bloßen Sinneseindrücke aufmerksam ist, die Sache von allen Seiten betrachtet, um einen klaren und zuverlässigen Begriff davon zu haben; so heißt dieses, beobachten, oder, Beobachtungen anstellen. So beobachtete Herschel in London den Uranus — das heißt — er betrachtete diesen Körper lange, sah auf seinen Gang, und auf die Zeit, in welcher der

Himmelskörper einen gewissen Weg zurücklegte — und so entdeckte er diesen Planeten, der uns vor dem 13. März 1783 noch unbekannt war.

§. 138.

Wenn wir selbst die Gegenstände in eine gewisse Lage bringen, um ihre Wirkungen zu beobachten, dann heißt das, Experimente oder Versuche machen, oder, experimentiren. — Z. B. wenn ein Mann sich nach einer ihm unbekannten Speise übel befunden hat, so ißt er sie noch einmal unter andern Umständen, um zu erfahren, ob es die Speise war, die ihm schadete. Wenn sie ihm jetzt nicht schadet, so ist die Speise nicht ungesund.

§. 139.

Die Erfahrung und Beobachtung beruhn also auf den Sinnen und den Gefühlen. Mithin sind sie allen Irrthümern der Sinne unterworfen. Sie werden durch das Gedächtniß behalten — folglich können sie von den Fehlern des Gedächtnisses leiden.

§. 140.

Dazu haben sie noch ihre eignen Fehler. Was ich von der Beobachtung sage, gilt auch von der Erfahrung.

1) Die Erfahrung, sowohl als die Beobachtung, betrachtet gewisse Wirkungen als Folgen von Dingen, die damit gar keine Verbindung haben, und nur zu gleicher Zeit geschehen. Der Abergläubige hört eine Eule schreien — um diese Zeit stirbt jemand in der Nachbarschaft. Nun hält er das Geschrei der Eule für eine Vorbedeutung jenes Sterbefalls — und sagt: ich habe es aus Erfahrung, daß die Eulen den Tod ankündigen.

digen. Er bedenkt dabei nicht, daß die Eulen alle Nächte um die Thürme flattern und schreien, weil sie da ihre Nester haben; daß mancher stirbt, ohne daß die Eule ihm den Tod meldet. Er sieht den Blitz auf ein lasterhaftes Haus fallen; und daraus schließt er, daß Gott diesen Blitz in der Absicht, dieses Haus zu strafen, darauf geschleudert hat; und sieht dabei nicht, daß der Blitz auch gute Menschen trifft; daß also das Laster die Ursach des Unglücks nicht ist. Die Ruhr kommt in der heißen Jahreszeit, wenn das Obst zu reifen anfängt. Lange hat man geglaubt, daß das Obst die Ruhr erzeuge, da es doch das beste Verwahrungsmittel gegen diese Krankheit ist. Viele Leute brauchen Hülfsmittel, und rühmen sie andern an, weil sie sich selbst nach dem Gebrauch derselben besser befunden haben — sie sehen nicht, daß das Mittel eher schädlich als heilsam war, und daß es nur zufällig geschah, daß die Heilung auf den Gebrauch der Arzenei folgte.

2) Da beständig viele Kräfte zusammen wirken, so ist es leicht, der einen die Wirkung der andern zuzuschreiben. Ich habe eine Speise genossen; darauf befinde ich mich übel; ich schreibe meine Schmerzen der genossenen Speise zu. Allein, es war auch kalt, vielleicht habe ich mich erkältet; oder, ich habe mich durch Anstrengung erhitzt; vielleicht lagen die bösen Säfte schon lange in meinen Eingeweiden.

3) Manchmal sehen wir nicht genau genug auf die Beschaffenheit der Dinge — Jene Speise mag wol die Krankheit erzeugt haben; allein nicht durch ihre eigne Beschaffenheit, als wenn sie an und für sich schädlich wäre; sondern, weil sie schlecht zubereitet oder verdorben war; oder, weil ich zugleich andre Speisen, die

zu

zu dieser nicht passen, genossen habe; oder, weil mein Magen in diesem Augenblick in einem Zustande war, für den die Speise sich nicht schickt; z. B. mein Magen war verschleimt, und ich habe eine starke Fleischbrühe gegessen. Der Beleidigte, weil er sich beleidigt fühlt, glaubt, daß ihn der Thäter mit Absicht und aus Haß beleidiget habe; er bedenkt nicht, daß der Beleidiger vielleicht nicht anders handeln konnte, daß er vielleicht aus Pflicht so handeln mußte.

Ich sprach einmal mit einem Manne, der in seiner Jugend das Schneiderhandwerk getrieben hatte; ich wußte dieß nicht; und da wir von der Bestimmung der Kinder und von verschiednen Gewerben redeten, sagte ich: Meine Kinder mögen ein Handwerk lernen, wenn sie wollen; nur sollen sie keine Schneider werden, weil dieß Handwerk nicht männlich, und dazu der Gesundheit nachtheilig ist. Das nahm der Mann übel, als wenn ich ihm damit hätte einen Vorwurf machen wollen. Diese Absicht konnte ich nicht haben, weil ich nicht wußte, daß er ein Schneider gewesen war. Er irrte also in der Ursach meiner Rede.

Und doch thun sich die mehresten Menschen viel auf ihre vermeinte Erfahrung zu gute; sie glauben es weit besser zu wissen, als diejenigen, die ihr ganzes Leben in Untersuchung der Wahrheit in diesen Stücken zugebracht haben. So sprach ein altes Weib, welches einer kranken Person einen gutgemeinten Rath gab: Ach die Aerzte! woher wollten die die Erfahrung nehmen, die unser eins hat? Und ein französischer Sprachmeister, als sein Schüler von der täglichen Umwälzung der Erde sprach, sagte zu diesem: Glauben Sie mir, es ist nicht wahr; die Sonne dreht sich;

sich; Das muß ich wohl wissen, ich habe es ja vierzig Jahre mit angesehn. Und so wollen diese Leute nichts hören.

§. 141.

Diese Irrungen zu vermeiden, muß man

1) Sorgfältig darauf sehn, ob zwischen den vermeinten Ursachen und Wirkungen eine Verbindung stattfindet. Und da wird sichs manchmal finden, daß Dinge für Ursachen und Wirkungen erkannt werden, die ganz und gar keine Gemeinschaft haben.

Z. B. man hört in einem Hause ein Geräusch, oder es fällt darin etwas und poltert. Darauf kommt ein Brief, welcher meldet, daß gerade zu der Stunde, als es polterte, ein naher Verwandter gestorben ist. Ein Frauenzimmer bewies die Wirklichkeit der Vorbedeutungen mit folgender Erfahrung: Es saß einmal eine Eule auf dem Dache, und schrie ganz erbärmlich; siehe, da starb zwei Jahre darauf der Großvater. Diese Eule mußte einen starken prophetischen Geist haben, den Tod zwei Jahre vorher zu wissen.

Was ist doch da für eine Verbindung zwischen dem Geschrei einer Eule, oder dem Gepolter im Hause, und dem Tod eines Menschen in der Nähe oder in der Ferne? Hat die Vorbedeutung den Todesfall verursacht? das wol nicht. Hat sie ihn nur angekündigt? wie konnte die Eule oder das fallende Ding den Tod vorherwissen?

Und dann, was haben denn die Vorbedeutungen gesagt? Als man sie gehört hatte, wußte man ja nicht, was sie ankündigten. Was hilft mir denn solche Vorbedeutung? was nützet sie? Gesetzt, ich ginge vor dem Hause eines Freundes vorbei, und sähe Flammen aus seinem

seinem Dache schlagen. Er sitzt unten ruhig, ohne die Gefahr zu wissen. Nun nehme ich geschwind ein Stückchen Papier, lege es in einen Zettel, und schicke es, ohne ein Wort, ihm zu. Kurz darauf wird Hülfe gerufen. Was würde der Freund von mir sagen, wenn ich zu ihm spräche: Hatte ich es Ihnen nicht durch meinen Zettel angekündiget?

Zuweilen ist es offenbar, daß keine Verbindung zwischen den vermeinten Ursachen und Wirkungen, oder zwischen der Vorbedeutung und der angezeigten Begebenheit da ist; wie in den angeführten Fällen. Dann ist es gewiß, daß das eine weder die Ursach, noch die Vorbedeutung des andern gewesen ist.

Oftmals aber ist eine Verbindung dazwischen sichtbar, oder wahrscheinlich. In solchem Falle ist es nöthig,

2) Mehrere Fälle zu erwarten und zu beobachten — weil es immer möglich ist, daß eins mit dem andern in gewisser Verbindung stehe, ohne deswegen die Ursach davon zu seyn.

Z. B. ich habe Gelegenheit mit einem Bekannten unzufrieden zu seyn, und ich weiß, daß er es mit mir nicht ganz gut meint. Nun schreibe ich alle seine Reden und Handlungen, die auf mich einige unangenehme Beziehungen zu haben scheinen, seinem Widerwillen gegen mich zu. Ich wollte ein Haus kaufen; er kommt dazu, bietet etwas mehr, als ich, und er nimmt es mir weg. Ich werde gewiß denken, daß ers mir zum Trotze gethan — und — er brauchte ja ein Haus; vielleicht wußte er nicht, daß ich darum in Handel stand. Ich höre von ihm einige abgebrochene Worte. Sie können auf mich gedeutet werden, und ich nehme sie in diesem

Sinn. Er sprach aber von ganz andern Dingen, und dachte nicht an mich.

Ich stelle mir vor, daß das Erdbeben von Messina und Calabrien, und die Ausbrüche des Aetna im Jahr 83 uns den großen Nebel jenes Jahres und die außerordentliche Fruchtbarkeit der drei folgenden Jahre verursacht haben. Allerdings ist zwischen diesen Begebenheiten eine sehr wahrscheinliche Verbindung. Allein es ist noch nicht ganz ausgemacht, daß jene Ausbrüche die Ursach der folgenden Fruchtbarkeit gewesen sind.

Um die Wahrheit herauszubringen, muß man ähnliche Fälle abwarten, und solche recht aufmerksam beobachten.

Es ist überhaupt schwer, richtige Beobachtungen anzustellen und wahre Erfahrungen einzusammlen. Der Weg hierdurch zur Wahrheit ist lang.

Ich kann diese oder jene Speise nur alsdann versuchen, wann ich hungrig bin, und dieß geschieht höchstens zwei- bis dreimal täglich. Ich kann auch immer nur einerlei auf einmal versuchen, damit ich nicht etwa dem einen den Schaden zuschreibe, den mir jenes gethan hat. Wenn ich nun einige Beschwerde nach dieser oder jener Speise empfinde, so weiß ich noch nicht, ob diese Speise daran Schuld ist, oder ob es an dem Zustande meines durch andre Ursachen geschwächten oder verdorbenen Magens liegt. Das Nachdenken kommt auch gemeiniglich erst nach schädlichen Irrungen und Fehlern, die uns warnen, uns in Acht zu nehmen. Es geht in seinem Vergleichen langsam, und man muß schon sehr geübt seyn, um zu wissen, was man beobachten soll, und was man übersehen kann. Gesetzt, ein junger Mensch soll durch Nachdenken lernen, wie es anzufangen ist,

ist, das Wohlwollen eines Mannes zu erwerben, von welchem er sein Glück erwartet. Ehe er sich sagen kann: Ich will des Mannes Gewogenheit gewinnen, muß er erst wissen, daß man solche zuweilen nicht hat, und daß ein Mann nicht sogleich sein Zutrauen und seine Liebe hingiebt. Und wie wird er dieß lernen? Nicht anders als durch die Bemerkung, daß er schon jemandes Zuneigung verfehlt hat. Hat er nun dieses entdeckt, so ists die Frage: wie gewinnt man die Zuneigung? d. h. wie macht man sich Andern angenehm? Er wird schon weit seyn, wenn er bemerkt hat, daß man ein schönes Gesicht gern sieht, daß Reinlichkeit und Schicklichkeit der Kleidung angenehm sind; daß Geschicklichkeit und ein gutes Verhalten Achtung erwerben, und daß man denjenigen liebt, der höflich und gefällig ist. Was ihm aber gefällt, wird das auch jenem Gönner gefallen? Noch zweifelt er daran nicht, und gewiß irrt er sich. Ein ernster Mann achtet die Schönheit des Gesichts wenig, und verachtet den Putz. Was für einen jungen Menschen Geschicklichkeit ist, ists für einen erfahrnen Mann noch nicht; und die simple und treuherzige Höflichkeit, die unserm Jüngling gefällt, ist nicht die ehrerbietige Höflichkeit, die er für einen Mann im Amte haben muß. Das weiß unser Jüngling noch nicht; er handelt nach seinen Einsichten, und verstößt. Nun weiß er nicht, woran er ist; er sieht mit Bestürzung, daß er den Zweck verfehlt hat, daß er zurückgekommen ist. Was ist an diesem übeln Erfolg Schuld? Er wird lange nachsinnen, ehe es ihm einfällt, daß er das Betragen derjenigen beobachten muß, die die Kunst zu gefallen besitzen. Endlich hat er diese Entdeckung gemacht; er legt von neuem die Hand ans Werk, er beobachtet.

Eine Menge Menschen stehn mit seinem Gönner in Verbindung. Er sieht, daß der eine dem Gönner Zutrauen beweist, weil er sein Freund, sein Verwandter ist, oder weil er ihm wesentliche Dienste geleistet hat. Unser Jüngling sieht das Zutrauen, weiß aber das übrige nicht. Er sieht andre, die fast vertraut mit dem Manne umgehen, und willkommen sind; es sind Jünglinge, wie er: das weiß er aber nicht, daß dieses die Söhne des Vorgesetzten des Mannes sind. Er sieht andre, die unterthänig, diensteifrig sind, und nichts erhalten. Das weiß er nicht, daß diese ehemals den Gönner, durch ihr schlechtes Betragen, das er ihnen nicht leicht vergeben kann, abgeneigt gemacht haben. Wem wird er nun nachahmen? zuverlässig dem begünstigten. Da irrt er wieder, und vielleicht wird er niemals seinen Irrthum entdecken, wenn ihm nicht jemand aus Mitleid hilft.

Das Nachdenken kann nur immer auf einen Fall nach dem andern, wie er vorfällt, angewandt werden. Dieser Gang ist langsam, wie man aus obigem Beispiel ersehen kann. Viele Erfahrungen und viele Beobachtungen Andrer können in wenigen Augenblicken mitgetheilt werden. Dieser Weg ist unendlich kürzer. Die Bequemlichkeit des Unterrichts macht, daß mancher dabei stehen bleibt, ohne selbst zu beobachten und nachzudenken.

§. 142.

Die Versuche (§. 136.) sind sehr nützlich zur Erkenntniß der Wahrheit, weil man dabei die Sache in verschiedene Umstände versetzt, um die Wirkungen derselben zu beobachten; man trennt Dinge, die in einem Experiment zusammentrafen, in einem andern Versuche von

einander. Man sagt, daß faulendes Fleisch Würmer erzeugt. Es treffen hier mehrere Ursachen zusammen: 1) die Fäulniß des Fleisches, 2) die Luft, 3) die Fliegen, welche gemeiniglich um das faulende Fleisch sich sammlen. Wer nun die Erzeugung der Würmer geradezu auf die Rechnung der Fäulniß bringt, übereilt sich offenbar: denn es könnte die Luft, oder auch die Insecten daran Schuld seyn. Um die Wahrheit herauszubringen, hat man die eine Ursach verhindert, nemlich die Fliegen. Man hat ein ganz frisches Stück Fleisch in einem Gefäß recht fest verwahrt, und darin faulen lassen. Da haben sich keine Maden eingefunden. Nun wird es wahrscheinlich, daß nicht die Fäulniß die Maden hervorbringe; gewiß ist es aber nicht. Denn es könnte seyn, daß gerade dieses Stück Fleisch nicht taugte, durch seine Fäulniß Maden zu erzeugen. Also muß der Versuch oftmals, und mit allerlei Fleisch wiederholt werden. Wenn nun nach vielen Versuchen keine Made im Fleische gefunden wird, so ist es gewiß, daß die Fäulniß allein keine Maden erzeugt. Sollten sich bei einem oder dem andern Versuche Maden gefunden haben, so müßte man die Luft auch abzuhalten suchen: denn es wäre möglich, daß in der Luft Eier von Insecten schwebten, die auf das Fleisch gefallen wären. Der Fall ist aber nicht vorgekommen; und frischeingeschlossenes Fleisch, wozu die Fliegen nicht gekommen sind, ist immer von Maden frei geblieben. Also ist weder die Luft, noch die Fäulniß an den Maden Schuld; sondern die Fliegen erzeugen sie, indem sie ihre Eier in das Fleisch legen.

Es giebt eine Raupe, die sich ein sonderbares Gehäuse macht. Auf der einen Seite läßt sie dasselbe offen,

und versieht diese Oeffnung mit Spitzen, wodurch sich der arme Schmetterling, wenn er auskriechen will, durcharbeiten muß. Wozu diese beschwerliche Arbeit? Um dieses herauszubringen, machte der Herr Pastor Götze in Quedlinburg einen Versuch. Er nahm zwei solche Cocons, schnitt dem einen die Spitzen ab, und ließ sie dem andern. Beide Schmetterlinge kamen heraus; der erste ganz bequem, der andere mit der gewöhnlichen Arbeit. Dieser war ganz vollkommen, jener aber lahm an den Flügeln. — Diese Spitzen und diese Arbeit haben also vermuthlich zur Absicht, durch den Druck und die Bewegung das Blut in die Gefäße der Flügel zu drängen. Dieser Druck hatte dem ersten gefehlt, und seine Flügel taugten nichts.

Wenn man die guten und üblen Eigenschaften eines Menschen, mit welchem man in Verbindung zu treten gedenkt, erkennen will, so muß man diesen Menschen in allerlei Lagen versetzen. Die Tugend muß durch Prüfung bewährt werden. Mancher Mensch war gut in seiner ersten Lage, die Versetzung in eine andre verdarb ihn; und umgekehrt.

Die Versuche mit dem Menschen sind aber unter allen die schweresten, weil unendlich viele Dinge auf ihn wirken und sein Betragen ändern. Er kann in einer Probe gut bestehn, weil er merkt, daß man ihn auf die Probe stellen will; oder weil er haßt, oder liebt, oder hofft; oder auch, weil ihm die Sache neu, und durch die Neuheit angenehm ist.

Elftes Capitel.
Von abstracten Begriffen.

§. 143.

Alle die Ideen, die wir durch die Sinne erlangen, haben ein Muster in den Dingen. Z. B. die Idee von einem Baum, einem Menschen, von Licht und Finsterniß, ist nur der Abdruck von Dingen, die auf uns einen Eindruck machen. Die Muster, d. h. die Dinge selbst, nennt man die **Urbilder**.

§. 144.

Unsre Vorstellungen sind aber nicht alle so beschaffen. Manche haben kein Urbild außer uns und in den Dingen, sondern sie sind bloße Vorstellungen des Verstandes. Man nennt sie **Begriffe**. Es giebt derselben mehrerlei.

§. 145.

Erstlich die Begriffe von Arten und Geschlechtern. Wir fassen immer unter einen Begriff und eine Benennung mehrere, und oftmals eine große Menge von Dingen, die unter einander eine gewisse Aehnlichkeit haben. Das Wort **Mensch**, oder **der Mensch**, bedeutet nicht einen einzelnen Menschen, sondern den Begriff von allen einzelnen Menschen, in so fern sie alle eine gewisse Aehnlichkeit mit einander haben.

Ein einziges Ding heißt ein **Individuum**. Alle Individua, die eine gewisse Aehnlichkeit haben, heißen, wenn man sie unter einen Begriff zusammenfaßt, eine

Art.

Art. Das Pferd, das ich reite, ist ein einzelnes Pferd, oder ein Individuum — Das Pferd, indem ich darunter alle Thiere begreife, die eben so beschaffen sind, ist die Art. So auch der Mensch, u. s. w.

Nun haben verschiedne Arten wiederum unter sich gewisse Aehnlichkeiten, und es werden diese unter eine höhere Art gebracht, und unter einen gemeinsamen Begriff und Namen zusammengefaßt. Diese höhere Classe heißt ein Geschlecht. Die Geschlechter stehen wieder unter höheren Geschlechtern. Die Dinge in der sichtbaren Natur stehen ohngefähr unter folgender Ordnung.

Der Ochs, das Pferd, die Fliege, der Hecht — machen jedes eine eigne Art aus. Alle Arten dieser Dinge zusammengenommen, haben eine Aehnlichkeit unter einander, nemlich, sie leben und bewegen sich, ohne Vernunft zu haben, und machen die Classe oder das Geschlecht der unvernünftigen Thiere aus. Von der andern Seite hat auch der Mensch Leben, und gehört zu den Thieren. Wenn wir also von jener Classe die Vernunftlosigkeit absondern, so bleibt nur das Leben und die willkührliche Bewegung, als Kennzeichen, welches auf alle Thiere und auch auf den Menschen sich erstreckt. Und nun entsteht eine höhere Gattung, welche wir Thier schlechtweg nennen. Es giebt aber in der Natur Dinge, die, ohne Vernunft und Bewegung, dennoch Leben haben — nemlich das ganze Pflanzenreich, welches viele Unterabtheilungen hat. Wenn wir nun bloß aufs Leben sehen, so leben der Mensch, die Thiere und die Pflanzen; und so entsteht die Ordnung der lebenden Dinge, welche den Menschen, die Thiere und die Pflanzen in sich begreift. Es giebt noch andre Dinge, die kein Leben

haben, — das sogenannte Mineralreich, als die Steine, die Erden, die Salze, die Metalle. — Sie fallen aber unter die Sinne; Thiere und Pflanzen thun das auch, also haben sie mit dem Mineralreiche eine gewisse Aehnlichkeit, folglich machen sie mit ihm eine Classe aus, die Classe derer Dinge, welche in die Sinne fallen. Diese Dinge heißen Körper. Also sind die Menschen, die Thiere, die Pflanzen, und die Mineralien — Körper.

Uebrigens nenne ich den Menschen nicht gern ein Thier. Allerdings hat er mit den Thieren eine Aehnlichkeit; er hat einen Leib, der Nahrung und Ruhe bedarf, wie die Thiere; wie sie, wird er gebohren, wächst und stirbt er. Aber durch seinen Verstand, durch seine Macht unterscheidet er sich von den Thieren so sehr, daß er eben so wenig mit den Thieren Aehnlichkeit hat, als der Löwe und Tiger mit der Katze, die Linnee unter Eine Classe bringt. Das Pferd, welches den Wagen zieht, und der Mensch, der es zähmt, anspannt und regiert, sind das Geschöpfe von derselben Ordnung?

§. 146.

Alle Worte in jeder Sprache, wenn es nicht einzelne Namen sind, als Petrus oder Johannes, bezeichnen einen solchen abstracten Begriff oder eine Classe von Dingen. Das ist von den Nennwörtern, als Baum, Thier, Schwalbe, Gold, Eisen, Tisch, und dergleichen, offenbar. Von den Zeitwörtern gilt das nemliche; — gehen, essen, denken, sprechen, bedeutet nicht eine einzige Handlung von der Art, sondern alle ähnlichen Handlungen; mithin ganze Classen von Handlungen. Selbst die Worte, welche bloß ein einziges Individi-

dividuum jedesmal bezeichnen, sind wahre Classenwörter; z. B. dieser heißt **jedesmal** derjenige Gegenstand, der mir am nächsten ist.

Es kann nicht anders seyn; jeder Ausdruck muß von Aehnlichkeiten hergenommen seyn, und ganze Classen von Dingen bedeuten; sonst wäre keine Sprache möglich — denn wie wollte man von dem Dinge sprechen, das uns jetzt zum erstenmal vorkommt? Man müßte bei jeder Gelegenheit eine ganze Sprache erfinden, und niemand würde den Andern verstehn.

§. 147.

Eine zweite Art sind die Begriffe von Dingen, die nicht in die Sinne fallen, als Zeit, Seele, Geist, Leben. Solche Begriffe, weil die Gegenstände derselben nicht in die Sinne fallen, fassen wir nur nothdürftig und durch Hülfe der Worte, so etwa, wie den Begriff von Millionen; wir haben aber keine eigentliche Vorstellung davon.

§. 148.

Solche Begriffe, die wir uns nicht eigentlich vorstellen, sondern nur durch Worte fassen können, heißen **symbolische Begriffe, symbolische Erkenntniß.** Diejenigen aber, die in wirklichen Bildern in unsrer Vorstellungskraft bestehen, als die Idee von einem Hause, 2c. heißen **anschauliche** Erkenntnisse. Mit dem letzten Worte will man sagen, daß wir die **Sache** in unsrer Vorstellung **sehen**; mit dem ersten aber, daß wir den Gegenstand nur durch **Zeichen** erkennen.

§. 149.

Eine dritte Art geben die Begriffe von den Eigenschaften der Dinge, wenn wir uns solche Eigenschaften

als Dinge, die für sich bestehen, vorstellen. Solche sind Größe, Schönheit, Güte, Stärke, Armuth, Krankheit, Wärme, rc. Z. B. ein Ding ist schön; aber die Schönheit ist nirgends, sie kann nicht daseyn ohne einen Gegenstand, der schön ist. Es ist also kein Ding, sondern nur die Eigenschaft eines Dinges; und als Gegenstand ist die Schönheit nur eine bloße Vorstellung. Auch ist es ein bloßer symbolischer Begriff; denn die Schönheit ist die Schönheit des Menschen, des Pferdes, des Baumes, des Goldes, der Blume, der Uhr, des Zeuges, der Sonne. Das Wort Schönheit umfaßt alle diese Begriffe, es kann also nie in einen anschaulichen Begriff zusammengefaßt werden; denn welches Bild kann die Schönheit der Rose, der Sonne und des Menschen zusammen und in eins vorstellen?

§. 150.

Diese Begriffe entstehen auf folgende Art. Ich sehe einen Menschen, dessen Bildung mir gefällt, und ich nenne ihn schön; eben so eine Rose, die Sonne, ein Pferd, ein Gewebe, ein Haus. Alle diese Gegenstände haben eine gewisse Aehnlichkeit mit einander, nemlich daß ihr Anschauen mir Vergnügen macht. Nun denke ich mir diese Eigenschaft als etwas für sich bestehendes; ich vergesse die Dinge, in welchen sie sich befindet, und nenne sie Schönheit.

§. 151.

Da alle diese Begriffe (§. 143. 144. 147.) keine Urbilder (§. 141. 142.) außer uns und in der Natur haben, da der Gegenstand derselben nicht in die Sinne fällt, so können wir sie nicht anders als durch Nachdenken bekommen. Wir sammeln nemlich Aehnlich-

lichkeiten der Dinge mit einander, und fassen sie unter einen Begriff zusammen.

Und zwar geschieht dieses nicht durch die Betrachtungen der Dinge selbst; denn wir könnten lange eine Rose und ein Pferd gegen einander halten, und nimmermehr würden wir zwischen diesen so ungleichen Dingen eine Aehnlichkeit wahrnehmen. Sondern wir betrachten unsre Vorstellungen von diesen Dingen, und nicht einmal das Bild, das wir davon in unserm Vorstellungsvermögen haben, sondern einzig und allein den Eindruck von Vergnügen, den sie auf uns machen.

Daraus ist zu begreifen, wie viel dazu gehört, solche Begriffe zu bilden. Dieser eine Zug, die Schönheit, oder der angenehme Eindruck, muß so aus der ganzen Idee hervorspringen, daß ich auf diesen allein aufmerksam werde, und alles andre darüber vergesse. Dieses Hervorziehn eines Theils einer Idee, um ihn allein zu betrachten, nennt man Abstrahiren. Ohne den häufigen Unterricht, den die Menschen von Kindesbeinen an erhalten, würden sie schwerlich abstrahiren lernen.

Folglich würden sie auch wenig sprechen können; denn die Sprachen alle bestehn aus lauter Abstractionen. (s. §. 145.)

Merkwürdige Beyspiele davon findet man in der Beschreibung von Californien, von einem Missionar.

„Die Barbarei der Californischen Sprache, sagt „der Verfasser, besteht in einem erstaunlichen Mangel „unendlich vieler Wörter, ohne welche man doch glauben sollte, daß es nicht möglich sey, daß vernünftige „Geschöpfe mit einander reden und Gespräche unter sich

„führen könnten, und noch viel weniger, daß man sie „im Christenthum unterweisen könne. Denn alles, was „keinen Leib hat, nicht unter die Sinne fällt, alle Ge- „müthsbeschaffenheiten, alle Tugenden und Laster, aus- „genommen was man dem Menschen für Gemüthsbewe- „gungen in dem Gesicht ansieht, als traurig, lustig, „träg, und zornig; — alles, wodurch man das aus- „drückt, was zum gesellschaftlichen und vernünftigen Le- „ben gehört; — alles dieß zu nennen, findet sich kein „Wort in ihrer Sprache. Man sucht umsonst in ihrem „Wörterbuche die Wörter: Leben, Tod, Wetter, „Zeit, Kälte, Hitze, Welt, Regen, Verstand, „Willen, Gedächtniß, Erkenntniß, Ehre, Ehr- „barkeit, Trost, Friede, Streit, Glück, Freu- „de, Anmuth, Gemüth, Freund, Freund- „schaft, Wahrheit, Schamhaftigkeit, Feind- „schaft, Glaube, Liebe, Hoffnung, Verlan- „gen, Begierde, Haß, Zorn, Dankbarkeit, „Geduld, Sanftmuth, Neid, Fleiß, Schön- „heit, Gestalt, Krankheit, Gefahr, Furcht, „Gelegenheit, Sache, Mühe, Strafe, Zwei- „fel, Knecht, Herr, Jungfrau, Urtheil, Arg- „wohn, Glück, glückselig, verständig, scham- „haft, ehrbar, klug, mäßig, fromm, gehor- „sam, reich, arm, jung, alt, angenehm, lieb- „lich, freundlich, halb, geschwind, tief, rund, „zufrieden, grüßen, danksagen, strafen, schwei- „gen, spazieren, klagen, anbeten, zweifeln, kau- „fen, schmeicheln, liebkosen, verfolgen, woh- „nen, schnauben, sich einbilden, müßiggehen, „beleidigen, trösten, leben, und tausend dergleichen „mehr; und überhaupt alle Nennwörter, die im Deut-

„schen

„schen sich auf heit, keit, niß, ung und schaft, als „Zufriedenheit, Fröhlichkeit, Aergerniß, Achtung, „und Freundschaft endigen.

„Das Wort leben haben sie weder als ein Nenn-, „noch als ein Zeitwort, weder im physischen noch mo- „ralischen Verstande, sondern allein das Beiwort leben- „dig. — Bös, eng, kurz, entfernt, wenig, „und dergl. können sie nicht anders ausdrücken, als mit „Hinzusetzung der Verneinung, zu den Wörtern gut, „weit, lang, nah und viel; und sprechen: nicht gut, „nicht weit, ꝛc. Sie haben besondre Wörter, welche „einen alten Mann, ein altes Weib, einen jungen „Burschen, ein junges Frauenzimmer, ꝛc. bedeu- „ten; aber die Worte, alt und jung, haben sie nicht. „Alle erdenkliche Farben auszudrücken, haben sie nicht „mehr, als vier Worte, so daß sie gelb und roth, blau „und grün, schwarz und braun, weiß und aschfarben, „nicht unterscheiden.

„Was Hitze und Kälte, Regen oder Krankheit be- „trift, so begnügen sie sich damit, daß sie sagen: es „ist warm, es regnet, dieser oder jener ist krank, „und weiter nichts; denn z. B. sprechen: die Krank- „heit hat ihn übel mitgenommen, die Kälte ist „schwerer zu ertragen als die Hitze, ꝛc. dieß sind „Redensarten, die über die Sphäre der Californier un- „endlich weit erhoben sind.

„Alle Theile des menschlichen Leibes, so wie auch „Vater, Mutter, Sohn, Bruder, und alle An- „verwandten, wie auch, Wort oder Sprache, „Athem, Schmerz, Gefährte, und viele andre „Dinge, können sie einzeln nicht nennen, sondern nur „immer mit dem Zusatz, mein, dein, unser.„

§. 152.

§. 152.

Wann das Nachdenken Ideen betrachtet, die wir durch die Sinne und das Gefühl erlangen, und durch die Erinnerungskräfte behalten; so ist es klar, daß es allen Irrungen der Sinne und Gefühle, und allen Fehlern der Erinnerungskräfte unterworfen ist.

§. 153.

Nun haben die Abstractionen auch noch ihre eignen Fehler.

Sie sind mehrentheils sehr unbestimmt. Die Schönheit. Was gehört dazu? Der Eine nennt dieses, und der Andre etwas andres schön. Wenige wissen, was zur Schönheit gehört. Es ist, wie schon gesagt worden, bei allen, zuerst, und bei den meisten, immer, ein bloßes Gefühl. (6. Kap.)

Oftmals sind sie ein bloßes Wort, ohne Sachbedeutung.

Aus diesem allem erhellet, daß sie dem Irrthum sehr unterworfen sind.

Zwölftes Capitel.

Von dem Urtheile.

§. 154.

Man nennt jede Idee, in welcher nichts mehr als die Vorstellung des Dinges begriffen ist, einfach, das Ding

Ding mag noch so sehr zusammengesetzt seyn. In diesem Sinn ist die Idee von einem Hause, von einem Walde, von einem ganzen Kriegesheere, ja von dem Himmel und der ganzen Welt, einfach.

§. 155.

Wir denken uns aber oftmals einen Gegenstand mit einer oder mehreren Beschaffenheiten desselben zusammen; z. B. ein großes Haus, einen schönen Garten, einen rechtschaffenen Mann. Solche Vorstellungen nun heißen zusammengesetzte Ideen; weil die Totalidee wirklich aus zwei Theilideen besteht, nemlich groß und Haus ꝛc. Sie kann auch aus dreien, vieren und mehreren Theilen bestehn; z. B. ein langer, beschwerlicher, trauriger, gefährlicher Weg ꝛc.

§. 156.

Mehrentheils aber denken wir uns solche Vorstellungen unter zwo und mehrern Ideen, indem wir das Ding und seine Beschaffenheiten jedes als abgesonderte Vorstellungen, denken; und verbinden nachher diese getrennten Ideen. So sagen wir oft: das Haus ist groß; der Mann ist rechtschaffen ꝛc. Da denken wir uns erst den Mann, als ohne seine Eigenschaft; und dann die Rechtschaffenheit, als etwas besondres und für sich bestehendes, dessen Begriff wir von Andern hergenommen haben; wir sehen an dem Mann, der jetzt vor unsern Augen ist, Merkmale der Eigenschaft, die wir Rechtschaffenheit nennen; und wir finden, daß der Begriff, den wir von dieser Tugend haben, zu dem Begriff paßt, den wir uns von diesem Manne machen; und so schreiben wir letzterem die Eigenschaft zu.

Solche Verbindung zwoer Ideen, die wir zuerst als getrennt betrachteten, heißt ein **Urtheil**. Die Idee des Dinges oder Gegenstandes, dem wir eine Eigenschaft zuschreiben, heißt das **Subject**; und die Idee der Beschaffenheit wird das **Prädicat** genannt Die Rede, wodurch ich solches Urtheil ausdrücke, heißt eine **Proposition**, oder ein **Satz**. Das Wort, womit ich die Verbindung beider Ideen ausdrücke, heißt die **Verbindung**. Gemeiniglich bestehet diese in dem Wort **Ist**. Das Haus ist groß; der Mann ist rechtschaffen; der Garten ist schön ꝛc.

§. 157.

Man hat oftmals Gelegenheit, ein Subject und ein Prädicat, oder ein Ding mit einer Beschaffenheit, die unserm Bedünken nach nicht zusammen passen, mit einander zu vergleichen. Alsdann urtheilen wir, daß sie nicht zusammengehören, und es entsteht ein **verneinendes** Urtheil, und ein **verneinender** Satz. Z. B. Das Haus ist nicht groß. Jene Urtheile und Sätze (§. 156.) waren bejahende.

§. 158.

Wenn Urtheil und Satz mehrere Subjecte oder Prädicate haben, nennt man sie **zusammengesetzte** Urtheile. Z. B. Das Haus und der Garten sind schön. Die Straße ist lang und breit. Ersterer Satz hat zwei Subjecte, letzterer aber zwei Prädicate.

§. 159.

Nicht alle Sätze sind so beschaffen, daß jeder Theil derselben, Subject, Prädicat, Verbindung, Bejahung oder Verneinung, sogleich in die Augen fällt, und seinen eignen Ausdruck hat. Solche heißen **versteckte** Sätze.

Sätze. Z. B. ich gehe; mich hungert; es regnet; das Buch ist schlecht.

Ich gehe. — Ich ist das Subject; gehe enthält zugleich das Prädicat und die Verbindung. Jedes Zeitwort (oder Verbum) in einer bestimmten Bedeutung (d. h. durch alle seine Theile, den Infinitiv allein ausgenommen), ist ein ganzer Satz; denn es bejahet oder verneinet immer etwas von einem Dinge. Er fällt, er schläft, er ißt, er arbeitet ꝛc.

Mich hungert. Es ist etwas in mir, das das Mißbehagen erregt, welches man Hunger nennt.

Es regnet. Es ist etwas da, welches Regen verursacht.

Man kann nicht sagen: ich hungre, du hungerst ꝛc. wie man sagt: ich gehe, du gehest, er gehet ꝛc. Solche Zeitwörter (oder Verba) vor welche man nicht setzen kann: ich, du, er, wir, ihr, sie; heißen impersonelle Zeitwörter. Deren giebt es viele: es regnet, schneiet, es giebt, mich hungert, oder es hungert mich; eben so, es dürstet, friert mich, es schaudert mich, es wundert mich ꝛc. Bei solchen Zeitwörtern wird niemals ein Subject genannt, sondern dieses wird immer durch das unbestimmte Wörtchen es ausgedruckt, wenn es nicht ganz weggelassen wird. Das kommt daher, weil man zu der Zeit, da die Sprache erfunden ward, das Subject, oder die Ursach, die solche Wirkungen hervorbringt, nicht kannte. Z. B. man sahe den Regen, konnte aber die Ursache davon nicht errathen. Man wußte aber, daß er eine Ursach haben mußte. So sagte man: Es regnet; d. h. die Kraft, die den Regen erzeugt, bringt

ihn

ihn jetzt hervor. So auch: es hungert, dürstet mich ꝛc.

In solchen Sätzen ist das Subject versteckt, oder unbestimmt, das Prädicat ist mit der Verbindung zusammengeschmolzen. Auch sind solche Sätze mehr der bloße Ausdruck einer Wirkung, als die Verbindung eines Prädicats mit einem Subjecte, oder als ein wahres Urtheil.

Das Buch ist schlecht. Dieser Satz scheint ein bejahender Satz zu seyn, und ist in der That ein verneinender, wobei die Verneinung in dem Prädicat steckt. Schlecht ist an sich nicht Etwas, sondern ein Mangel, nemlich an Güte, Schönheit ꝛc. Es ist eben so, als wenn ich sagte: nicht gut, nicht schön. Also heißt jener Satz recht eigentlich: das Buch ist nicht schön, nicht gut.

Es giebt viele Prädicate, die bejahend scheinen, und im Grunde verneinend sind. Z. B. schwach (d. h. nicht stark), matt (eben so), klein (nicht groß), träge (nicht thätig), arm (nicht reich), dumm (nicht verständig). Andre haben an sich das Zeichen der Verneinung, unermeßlich, unbestimmt, ungesittet.

Hingegen giebt es Wörter, die verneinend scheinen und bejahend sind: z. B. unveränderlich; d. h. beständig dasselbe.

§. 160.

Die Urtheile bestehen in der Vergleichung der Ideen und Begriffe; sie haben also alle Fehler, welche diese haben können. Wenn die Ideen und Begriffe falsch sind, können die darauf gegründeten Urtheile unmöglich wahr seyn.

Hier-

Hierin liegt gerade der Irrthum der Sinne (s. §. 64.).

§. 161.

Die Urtheile sind wahr, wenn sie das von dem Dinge sprechen, was an dem Dinge ist.

Sie scheinen uns wahr, wenn sie mit unsern (richtigen oder täuschenden) Sinnen, Gefühlen, Gewöhnungen harmoniren.

Weil aber Sinne, Gefühl und Gewöhnung etwas unrichtiges enthalten können, so können unsre wahrscheinende Urtheile unrichtig seyn.

Es kann geschehen, daß wir den Irrthum der Sinne ꝛc. nicht einsehen —; dann müssen wir unsre falschen Urtheile wahr glauben.

§. 162.

Um diesem Irrthum zu entgehen, müssen wir alle die Vorsicht und Mittel brauchen, welche uns vor dem Irrthum der Sinne, Gefühle und Gewohnheit bewahren können. (S. diese Lehren.)

Dreizehntes Capitel.

Von den Schlüssen.

§. 163.

Man kann es nicht immer, wie in jenen Urtheilen, dem Dinge, oder der Idee desselben ansehen, ob es die Eigenschaft, welche man mit ihm vergleicht, hat, oder

 nicht.

nicht. Alsdann nimmt man einen andern Weg, vergleicht das gegenwärtige Ding mit einem andern bekannten, und schließt aus der Aehnlichkeit oder Verschiedenheit der beiden auf die Eigenschaft oder Nichteigenschaft des unbekannten.

Z. B. ich will wissen, ob ein Zeug, das ich kaufen will, gut ist.

Güte des Zeuges ist Brauchbarkeit — Die Brauchbarkeit kann man dem Zeuge wol ansehen; man darf nur bemerken, ob es fest und ganz ist.

Das pflegt man aber nicht Güte zu nennen — Güte heißt vorzügliche Brauchbarkeit, Dauerhaftigkeit und Schönheit. Um aber dieses Vorzügliche zu erkennen, muß ich das gegenwärtige Zeug mit andern von eben der Art vergleichen. Also habe ich zur Entscheidung jener Frage die drei folgenden Sätze nöthig.

Was besser ist, als etwas andres, ist gut;
Dieses Zeug ist besser als andre Zeuge:
Dieses Zeug ist also gut.

Man kann die Alpen und Cordilleras nicht gegen einander halten, um sie zu vergleichen; man braucht also ein drittes Ding, nemlich einen Maaßstab. Zeug, Korn, Vieh ꝛc. lassen sich nicht gut mit einander vergleichen; man weiß nicht, wie viele Ellen Zeug, wie viele Scheffel Korn ein Ochs werth ist; man braucht einen Maaßstab, das Geld.

Z. B. Zwei Schock von dieser Leinwand kosten zwanzig Thaler;
Dieser Ochs ist zwanzig Thaler werth:
Also ist dieser Ochs zwei Schock Leinwand werth.

§. 164.

§. 164.

Die zwanzig Thaler in diesem letzten Urtheile, und was besser ist als etwas andres — in dem ersten, sind der Maaßstab, womit das Subject und das Prädicat gemessen werden. Diese Vergleichungsidee heißt die Mittelidee, weil sie einigermaßen zwischen dem Subject und dem Prädicat in der Mitte steht, um solche zu verbinden.

Solches Urtheil, welches aus drei Jdeen und drei Sätzen besteht, heißt ein Syllogismus, oder eine Schlußrede.

Der Satz, in welchem man das Prädicat mit der Mittelidee zusammenhält, heißt der Obersatz; der aber, wo das Subject mit der Mittelidee verglichen wird, der Untersatz. Beide heißen die Vordersätze; und das Urtheil selbst, nemlich die Vergleichung des Subjects mit dem Prädicate, die Conclusion, oder der Schluß.

§. 165.

Selten werden alle drei Sätze der Schlußrede ausgedrückt; sondern es bleibt mehrentheils einer der Vordersätze im Sinn.

Z. B. Ich bin ein Mensch,
Also habe ich meine Fehler.

Hier fehlt der Obersatz:
Alle Menschen haben ihre Fehler.

Oder —
Alle Menschen haben ihre Fehler,
Also hab ich die meinigen.

Hier fehlt der Untersatz:
Ich bin ein Mensch,

Im gemeinen Leben, und in Schriften, die nicht ganz eigentlich die Lehre von dem Syllogism betreffen, kommt fast niemals ein ganzer Syllogism vor; und selbst die unvollständigen Schlußreden werden selten in der Form, wie sie hier stehn, vorgetragen. Man spricht und schreibt aber ohngefähr, wie folget:

„Alle Menschen haben ihre Fehler; denn sie sind Menschen. Sie kennen aber mehrentheils ihre Fehler nicht, sonst würden sie solche ablegen; denn der Mensch liebt das Unvollkommene nicht.

Oder:

„Das Mißtrauen erweckt unter den Menschen manche Mißhelligkeit, welche die Offenheit leicht vermeiden oder heben würde. In einem argwöhnischen Augenblicke hält man verbindliche Reden für Satiren, und findet sich über eine Höflichkeit beleidiget. Man äußert sich aber nicht; sondern verschließt den Widerwillen in seinem Herzen; und so entstehn unverschuldete Mißhelligkeiten. Sey also offen; wenn du glaubst von deinem Freunde beleidigt zu seyn, sag es ihm, er wird dir seine Absichten und den Sinn seines Betragens entdecken, und dich dadurch beruhigen.

Dieß alles könnte in Syllogismen gebracht werden. Mit dem ersten Beyspiel will ichs thun; das zweite wäre zu lang, denn es würde einige Seiten ausfüllen.

Wer unvollkommen ist, hat Fehler;
Alle Menschen sind unvollkommen:
Also haben alle Menschen ihre Fehler.

Die

Die Menschen lieben das Unvollkommene nicht;
Fehler sind Unvollkommenheiten:
Also lieben die Menschen ihre Fehler nicht.

Wenn man etwas Unangenehmes sieht, sucht man es wegzuschaffen;
Die Fehler sind dem Menschen unangenehm;
Also sucht er sie wegzuschaffen, wenn er sie sieht.

Der Mensch sucht seine Fehler wegzuschaffen, wenn er sie sieht;
Viele schafft er nicht weg:
Also sieht er sie nicht.

Man sieht aber, wie sehr diese syllogistische Form die Rede verlängert.

§. 166.

Es giebt auch zusammengesetztere Schlüsse, wenn man nemlich mehr als Eine Mittelidee, zwischen dem Subject und Prädicat, braucht.

Z. B. wenn ich folgenden Satz durch Syllogismen beweisen wollte:

Die Wissenschaften machen dem Gelehrten viel Vergnügen;

so müßte ich ohngefähr folgendermaßen raisonniren:

Was die erlaubten Begierden befriedigt, ist angenehm.
Die Wißbegier ist eine erlaubte Begierde.
Die Wissenschaften befriedigen die Wißbegier,
Also sind sie sehr angenehm.

Hier sind zwei Mittelideen: — 1) erlaubte Begierde, 2) Befriedigung derselben. Daher entstehen vier Sätze statt dreier.

Es giebt Fälle, wo fünf, sechs und mehrere Mittelideen stattfinden.

Daraus sieht man, daß in der Lehre von den Schlußreden kein Geheimniß steckt. Es ist die Entwickelung deß, was uns die Natur lehrt.

§. 167.

Man braucht solche Schlußreden, um sich der Wahrheit zu versichern. Ihre Schlußkraft beruht auf der Aehnlichkeit und Beständigkeit der einzelnen Dinge, die zu einer und derselben Gattung gehören.

Z. B. Alle Menschen haben ihre Fehler.
Ich bin ein Mensch;
Also hab ich meine Fehler.

Dieser ganze Satz beruht auf der Wahrheit 1) des ersten Satzes; nemlich, daß alle Menschen sich in diesem Puncte ähnlich, und beständig ähnlich sind, daß sie Fehler haben; — 2) des andern Satzes; nemlich, daß auch ich ein Mensch bin.

Auf diese Art aber ist durch einen Syllogism nicht viel gewonnen; denn

1) Ehe man wissen kann, daß alle Menschen Fehler haben, so muß man nicht allein sie alle gesehen und geprüft haben; was schon an und für sich unmöglich ist; — sondern man muß auch mich geprüft und Fehler an mir entdeckt haben. Denn wenn es sich fügen sollte, daß ich keinen Fehler hätte, so wäre es ja nicht wahr, daß alle Menschen fehlerhaft sind. Also hängt die Wahrheit des Grundes oder des Vordersatzes von der Frage ab, die man untersuchen will, nemlich von meiner Fehlerhaftigkeit. Also muß man erst meine Fehler kennen, ehe man den Satz annehmen kann, wodurch man sie beweisen

weisen will. Und wenn man meine Fehler schon kennt, was braucht man sie zu beweisen? Solche Mühe ist sehr überflüssig.

2) Wenn die Fehlerhaftigkeit wirklich zu dem Wesen und den Grundanlagen des Menschen gehört, so muß man erst meine Fehler kennen, ehe man mich einen Menschen nennen kann. Also gilt auch der Untersatz nicht, bevor die Wahrheit des Schlusses ausgemacht ist. Der Schluß muß also bekannt seyn und seine Richtigkeit haben, ehe ich den Obersatz und den Untersatz annehmen kann. Diese lehren mich also ganz und gar nichts.

§. 168.

Die Beweiskraft der Schlüsse kann also auf obigem Grunde nicht beruhen; sondern auf einer bloßen vermuthlichen Aehnlichkeit. Obiger Syllogism müßte also folgendermaßen lauten:

„Die Menschen pflegen ihre Fehler zu haben —
„oder — die meisten Menschen haben Fehler — oder
„— alle die Menschen, die ich beobachtet habe, ha-
„ben Fehler.

„Auch dieser ist ein Mensch — denn er ist allen
„andern Menschen an sichtbaren Eigen-
„schaften ähnlich.

„Also wird er vermuthlich auch seine Fehler haben.

Die Vermuthung ist allerdings so stark, als sie nur immer seyn kann; aber es ist doch immer nur eine Vermuthung, und keine Demonstration, oder ganz unwidersprechliche Gewißheit; denn man kann doch nicht wissen, ob sich unter so vielen Millionen nicht einer finden sollte, der fehlerfrei wäre. Aus obigen Gründen wenigstens ließe sich das nicht leugnen.

§. 169.

Es sind zwei Wege denkbar, auf welchen man zu der Wahrheit und Gewißheit solcher allgemeinen Sätze gelangen kann, als dieser ist:

„Alle Menschen haben ihre Fehler.

1) Man müßte alle Individua, (alle Einzelne) die zu der Menschheit gehören, sehen und beobachten. So lange als nur einer fehlte, könnte man nicht versichern, daß dieser nicht eine Ausnahme ist.

Dieser Weg heißt der Weg der Induction. Induction heißt die Betrachtung der Einzelnen, um auf die Beschaffenheit der ganzen Gattung zu kommen.

Die Induction heißt complet, (vollständig,) wenn man alle Einzelnen beobachtet hat; und hat nur in diesem Falle zuverlässige Beweiskraft, hilft alsdann aber wenig, weil man schon wissen muß, was man allenfalls daraus lernen könnte, nemlich die Einzelnen kennen. Auch ist solche Induction in der Natur schlechterdings unmöglich.

Daher behilft man sich mit incompleten (unvollständigen) Inductionen; d. h. man betrachtet einige Einzelne, je mehr man kann. Allein daraus läßt sich auf die unbekannten Einzelnen nur vermuthlich schließen, aus der sichtbaren Aehnlichkeit.

§. 170.

2) Der andre Weg zu jenen Wahrheiten ist, daß man aus der innern Beschaffenheit der Dinge auf dasjenige schließt, was man ihnen nicht gleich ansieht.

Z. B. Ich sehe einen Menschen zum erstenmal — Er beträgt sich vollkommen gut; ich sehe keinen Fehler an ihm. Dennoch nehme ich keinen Anstand zu sagen, daß

daß er Fehler haben muß. Warum? Weil er, wie alle übrige Menschen, unwissend und mit Gefühl gebohren ist. Wer nun aber nicht Alles weiß, der muß nothwendig manchmal Fehler begehen; und wer Gefühle hat, muß nothwendig zuweilen zu stark fühlen, d. h. Leidenschaften haben, und Leidenschaften fühlen.

Der Weg, zur Wahrheit durch die Anschauung der Einzelnen zu gelangen, heißt *a posteriori*; der andre, nemlich durch die Erkenntniß von den Grundeigenschaften der Dinge, heißt *a priori*.

§. 171.

Die mehresten Menschen pflegen, bei Untersuchung der Wahrheit, es nicht sehr genau zu nehmen, und schließen aus bloßen anschaulichen Aehnlichkeiten. In vielen Fällen muß auch der strengste Wahrheitsforscher damit zufrieden seyn, weil er kein andres Mittel in Händen hat.

Z. B. Alle Gelehrten glauben, daß der Mond und alle Planeten, so gut als die Erde, ihre vernünftige und empfindende Geschöpfe haben; daß die Sterne Sonnen sind, deren jede viele Planeten beleuchtet. Dieses alles schließen sie bloß aus der Aehnlichkeit der Planeten mit der Erde, und der Sterne mit unsrer Sonne. Der Schluß ist aber so höchst wahrscheinlich, daß es keinem, der die Sache versteht, einfällt, einen Augenblick daran zu zweifeln.

Diese Aehnlichkeit, als Grund zu Schlüssen betrachtet, heißt Analogie.

§. 172.

Bei der Analogie muß man sich vor zwei Fehlern verwahren.

1) Daß man nicht für ähnlich ansehe, was nicht ähnlich ist.

Die Aehnlichkeit ist zuweilen ein bloßer Schein. Im elften Jahrhundert konnte ein bloßer Mönch, Peter der Einsiedler, oder Kukupeter, ganz Europa, Volk und Fürsten, zu einem Kriegeszug nach Asien zum heiligen Grabe bewegen. Jetzt ist das heilige Grab auch noch in den Händen der Türken; darin ist die damalige Lage der jetzigen ähnlich. Wenn sich aber jetzt jemand einfallen lassen wollte, einen Kreuzzug zu predigen, der liefe Gefahr, ausgelacht zu werden, und hätte er auch die heilige Lanze selbst gefunden. Gaßner, Cagliostro, der Monddoctor, finden noch wol Anhänger; und ein Messias beredet wol noch einige Mädchen, um sich ein Serail zu machen; aber Kreuzzüge sind zu umständlich — das heilige Grab hat viel von seinem Ansehen verlohren; die Fürsten haben Geschäfte genug, und kennen den Vortheil, den der Staat von der Bevölkerung hat, gar zu gut, um ihre Unterthanen bei hunderttausenden nach Palästina zu schicken. Die Dinge sind gänzlich verändert.

§. 173.

2) Der zweite Fehler, vor welchem man sich hüten muß, ist:

Daß man die Aehnlichkeit weiter ausdehne, als sie wirklich geht.

Z. B. Man hat Gott, und auch die menschliche Seele, einen Geist genannt, weil man zwischen beiden eine Aehnlichkeit, nemlich Unkörperlichkeit, Verstand und Willen, gefunden hat. Dann hat man aber bald vergessen, daß es nur von Verstand und Willen überhaupt genommen wahr seyn kann; und man hat fast alles,

was

was man in jenen Kräften bei dem Menschen gefunden hat, Gott zugeschrieben: man hat Gott menschliche Affecten, Zorn, Rache, ꝛc. angedichtet, weil der Mensch Zorn und Rache fühlt. Man hat nicht bedacht, daß Gott weder beleidigt noch überrascht werden kann, und folglich keiner Leidenschaft unterworfen ist.

Man hat manchen Gelehrten gesehen, der sich schlecht betrug. Aus diesem Grunde verachtet dieser oder jener alle Gelehrten. Freilich ist zwischen jenen ersten und allen andern eine Aehnlichkeit, nemlich die Wissenschaft. Es ist aber mißlich und ungerecht, aus dieser Aehnlichkeit auf alles übrige und insbesondere auf das üble Betragen zu schließen. Das hieße allerdings die Aehnlichkeit gar zu weit ausdehnen.

§. 174.

Die Syllogismen beruhen auch auf den Zeichen der Dinge, als z. B. den Wirkungen, woraus auf die Ursachen, oder den Ursachen, woraus auf die Wirkungen geschlossen wird.

So glauben die mehresten Menschen noch, die Sonne sey Feuer, weil sie eben die Wirkungen, als das Feuer, thut; sie leuchtet und wärmt.

§. 175.

Allein diese Schlüsse sind sehr unzuverlässig, weil dieselben Phänomene sehr verschiedene Ursachen haben können. Alle Krankheiten z. B. entstehen aus verschiedenen Ursachen.

Der Schluß:

Mein Nachbar hat die Kolik von Erkältung bekommen;

Ich habe die Kolik;
Also hab' ich mich erkältet;

ist sehr unzuverlässig, weil die Kolik auch von Unreinigkeiten in den Gedärmen, und aus andern Gründen entstehen kann.

Noch unzuverlässiger aber ist folgender Schluß:

Mein Nachbar nahm Tropfen ein, und seine Kolik hörte auf;
Also wird meine Kolik auch durch Tropfen gehoben werden.

Auch dieselben Ursachen haben nicht immer dieselben Wirkungen.

Z. B. ein Mann hat einen andern, der ihn nicht liebte, durch Nachgeben und Gefälligkeit gewonnen. Nun hat er mit einem dritten zu thun, und gedenkt auch diesen auf dieselbe Art zu gewinnen. Er kann sich irren. Ein Mann von Verstand und Gefühl läßt sich durch Freundschaft und Güte bewegen. Der empfindungslose Bube wird dadurch nur sicherer und frecher gemacht. Alexander, als seine Soldaten rebellirten, gab ihnen den Abschied. Das war es, was sie verlangt hatten. Die Verachtung ihres Königs aber schlug sie nieder, sie baten um die Erlaubniß, bleiben zu dürfen, als um Gnade. Das dürfte nicht jeder Hauptmann nachahmen, und zu seinen Soldaten sagen: Nun so geht hin. Es möchte mancher nicht einen Mann behalten. Das kommt daher, daß Alexander von seinen Soldaten geliebt und verehrt wurde — Das kann sich nicht jeder Hauptmann rühmen.

§. 176.

Noch ein Grund der Schlußkraft der Syllogismen ist die Anschauung; oder was sich sogleich aus

der Vorstellung eines Begriffs herleiten läßt, ohne daß man es zu beweisen nöthig hat.

Z. B. Wenn ein Ding rund ist, kann es nicht vierecktigt seyn. Dieses faßt ein jeder sogleich, und ist davon überzeugt.

Dieser Grund der Schlußkraft ist ganz vortreflich, und in vielen Fällen brauchbar; allein man muß sich dabei wohl vorsehn, wegen der Unbestimmtheit unsrer Vorstellungen, und insbesondere der Abstractionen, wovon ich nun handeln muß, ehe ich weiter gehe.

Vierzehntes Capitel.

Von den Fehlern der Abstractionen, und den daraus fließenden Irrungen der Urtheile und Schlüsse.

§. 177.

Die Abstractionen haben in der Natur kein eigentliches Urbild (§. 151.), folglich haben wir davon keinen eigentlichen anschaulichen Begriff (§. 148.), und daher muß unser Begriff davon immer sehr unbestimmt und sehr unzuverlässig seyn.

Z. B. Geist — Wir haben davon keine Vorstellung; nur durch Worte können wir diesen Begriff fassen und bestimmen. Eben so: Gott, Seele rc.

Menschheit. Dieses Wort bedeutet 1) die Collection aller Menschen; 2) den Inbegriff aller

Eigen-

Eigenschaften, welche das Wesen des Menschen ausmachen.

Wald. Dieses Wort, welches doch einigermaßen ein Urbild hat, bezeichnet eine ansehnliche Menge von stehenden Bäumen. Bis hieher scheint die Idee ziemlich bestimmt zu seyn. Nun aber! wie viele Bäume gehören dazu, um die Collection einen Wald, und nicht ein Gehölz, ein Hölzchen, einen Busch, einen Hayn, zu nennen?

§. 178.

Diese letzteren Abstractionen waren leicht; — hier sind schwerere. Tugend, Glück, Unglück, Zeit, Ewigkeit, Unendlichkeit ꝛc.

Tugend. Die Mehresten geben diesen Namen einer jeden nützlichen moralischen Eigenschaft, als Thätigkeit, Güte, Nachgeben, Gefälligkeit, Festigkeit ꝛc. Nach diesem Begriffe entstehen Widersprüche der Tugenden gegen einander; z. B. der Festigkeit mit dem Nachgeben, der Gerechtigkeit mit der Güte und Barmherzigkeit, der Sparsamkeit mit der Freigebigkeit ꝛc.

Bei dem andern Geschlechte ist Tugend — die Keuschheit. Ein tugendhaftes Frauenzimmer ist das, was die Gesetze der Keuschheit nicht verletzet hat.

Bei den Römern war Tapferkeit Tugend. Der Deutsche sagt auch — kriegerische Tugend, statt Muth.

Der Franzose nennt Tugend fast eine jede Kraft. Er spricht: *la vertu des remèdes*, die Tugend (statt die Kraft, die Wirkung) der Arzeneimittel; *la vertu de l'art; — en vertu de mes droits* — kraft meiner Rechte.

Andre

Andre erklären die Tugend: eine lange Gewohnheit des moralischguten Betragens.

Noch andre erklären sie durch Anstrengung zum Guten.

„Fürwahr! die Tugend kostet Müh.
„Sie ist der Sieg der Lüste.
„Doch richte selbst; was wäre sie,
„Wenn sie nicht kämpfen müßte?

Ein andrer nennt Tugend die Mäßigung aller Kräfte, um sie den moralischen Gesetzen zu unterwerfen.

Hier entsteht nun die Frage:

„Ist derjenige tugendhaft, dessen Kräfte von Natur „mäßig sind, so daß sie sich leicht unter den Gehorsam bringen lassen?

Oder:

„Ist es zur Tugend nöthig, daß man die Kräfte nur „mit Müh und Anstrengung unter den Gehorsam „bringe?

Auf die Bestimmung des Begriffs von Tugend gründen sich eine Menge wichtiger Fragen; z. B.

„Macht die Tugend den Menschen glücklich, oder „nicht? Kann es zwischen dem Tugendhaften und „dem wirklich Nützlichen einen Unterschied und einen „Widerspruch geben?

So sagten die Alten: Virtus laudatur et alget; die Tugend wird gelobt und darbt.

„Waren Alexander, Cäsar, Peter der erste, tugend„haft? hatten sie keine Tugend? Giebt es überall „nur Eine Tugend, oder sind der Tugenden viele? „Kann man bei großen Fehlern noch wirkliche Tu„genden haben? Oder der in einem Stücke fehlt, „hat der keine Tugenden?

Wer keine große Fehler hat sagt Rousseau, hat keine große Tugenden.

Wer alle Gesetze hält, sagt Jacobus (*), und übertritt eines, der wird als Uebertreter des ganzen Gesetzes angesehen.

Mit so unbestimmten Begriffen kann es leicht kommen, daß zwei etwa über das Verdienst der Tugend streiten, ob sie gleich derselben Meinung sind. Nur nehmen sie das Wort Tugend jeder in einem besondern Sinn. Sie werden einander der Unrichtigkeit in den Grundsätzen beschuldigen, und vielleicht einander hassen und mit einander zanken.

Ja noch mehr, es kann geschehen, daß man dasselbe Wort in verschiedenen Bedeutungen brauche, und auf die eine Bedeutung ausdehne, was nur der andern Bedeutung zukommt. So z. B. hätte jemand von der Tugend, als von einer Anstrengung zum Guten, mit Recht geurtheilt, daß sie Verdienst hat und des Lobes würdig ist. Also hat er den Satz herausgebracht: Die Tugend ist verdienstlich und löblich. Nun aber schwankt bei ihm der Begriff von Tugend; er braucht das Wort bald in einer, bald in der andern Bedeutung; er nennt Tugend jede Mäßigkeit — und so kommt er dahin, daß er auch solches Betragen, was gar keine Mühe macht, als z. B. Nüchternheit, wenn man den Wein nicht hat oder nicht liebt, für eine Tugend hält; und da er einmal ausgemacht hat, daß Tugend löblich und verdienstlich ist, so meint er, es sey ihm auch verdienstlich, nüchtern zu seyn, ob er gleich zur Unmäßigkeit keine Reizung hat. So ist die Tugend vieler Menschen beschaffen; und doch halten sie sich darauf vieles zu gute. So werden

(*) Brief Jacob. 2 Cap. V. 10.

werden die Begriffe verwirrt, und man macht sich ganz falsche Vorstellungen.

§. 179.

Man nennt Verhältnisse solche Bestimmungen der Dinge, die nur durch andre Dinge erzeugt werden, und die man folglich nur durch die Vergleichung des Gegenstandes mit den Nebendingen entdecken kann. Z. B. ein Ding ist an sich so groß, wie es ist, und ich kann es weder groß noch klein, und noch viel weniger größer oder kleiner nennen. Mit andern von ungleichem Maaße verglichen, nenne ich es, in Beziehung auf kleinere, groß; und auf größere, klein.

Solche Verhältnisse sind:

1) Alle die Comparative und Superlative, als, größer, heller, reicher, besser, schöner; der größte, hellste, reichste, beste, schönste, u. s. w.

2) Eine Menge von Beiwörtern, als, groß, reich, klug, frei, wohlthätig, stark, lang, gut, übel; und alle Partikeln, die Vielheit und Grade bedeuten, als, mehr, viel, weit, bald, geschwind, u. d. m.

Dasselbe Maaß heißt einmal groß, und ein andermal klein. Eine und dieselbe Last ist dem Schwächeren schwer, und dem Stärkern leicht. Auf einer Reise nach Ostindien ist eine Verzögerung von vierzehn Tagen kurz, und ein Umweg von hundert Meilen klein; auf einer Reise von ein paar Meilen ist eine halbe Meile, oder eine Stunde, etwas beträchtliches. Ein reicher Bauer hat weniger Vermögen, als ein armer Fürst. Eine Lehre ist für diesen dunkel, und für jenen klar.

Reich ist ein Verhältniß der Einnahme zur Ausgabe. Wer zehntausend Thaler Einkünfte hat, und zehntausend Thaler jährlich braucht, ist weder reich,

noch arm; sollte er elftausend Thaler nöthig haben, so wäre er arm. Wer hundert Thaler einnimmt, und mit neunzig alle seine Bedürfnisse bestreitet, ist reich: denn er hat einen Ueberschuß über seine Bedürfnisse.

Die Bedürfnisse schränken sich nicht auf das ein, was ein Jeder zu seinem eignen Lebensunterhalte nöthig hat; sie erstrecken sich über die Größe der Familie, über den Rang und die Verhältnisse, in welchen ein Mensch steht. Ein Mann mit vielen Kindern, oder der mehrere Bedienten bedarf, oder eine ansehnliche Würde bekleidet, hat viel mehr wahre Bedürfnisse, als der vom gemeinen Stande, der, ohne Bedienten, nur für sich und seine kleine Familie sorgen darf; und indeß daß dieser mit dem kleinen Verdienst seiner Hände vielleicht wohlhabend und reich genannt werden kann, mag jener mit zehnfachen Einkünften noch arm zu nennen seyn.

Noch mehr aber hängen Reichthum und Armuth von den Begierden ab. Denn Begierden, sollten sie auch nur einen Juwelenschmuck betreffen, sind quälende Bedürfnisse. Und da selten der Reichthum zur Erfüllung aller Begierden zureicht, so ist es leicht zu begreifen, warum niemand reich heißen will, sondern jeder nur immer diejenigen reich nennt, die mehr haben, als er. Denn wenn er auch alle Jahre ein Ansehnliches zurücklegt, hält er doch seinen Ueberschuß nicht für Ueberfluß. Er hat Absichten, die er erreichen, und Begierden, die er erfüllen will, und warum er zurücklegt: dieses Zurücklegen ist ihm also Bedürfniß, und er kann darin in der That keinen Reichthum sehen.

Wie schwer ists also nicht, den Begriff von Reichthum zu bestimmen, und mit Zuverlässigkeit von diesem oder jenem zu sagen: er ist reich, oder: er ist arm.

Der gemeine Haufe nennt alle diejenigen **reich**, welche etwas besser, als er selbst, und ohne mechanische Handarbeit, zu leben haben.

Von den Verhältnissen überhaupt ist zu bemerken, daß große Veränderungen in der Sache vorgehen können, ohne daß das Verhältniß verändert werde; und in dem Verhältnisse, obgleich die eine Sache bleibt was sie ist. Z. B. das Verhältniß von 6 zu 3 ist 2. Nun kann ich die 6 und 3 ins Unendliche durch Division und Multiplication zugleich verändern, und behalte doch immer das Verhältniß 2. Wenn also beide verhältnißmäßige Dinge in gleicher Art und gleichem Maaß verändert werden, so ist eigentlich gar keine Veränderung da; man sieht keine. Gesetzt, daß ich einen Morgen beim Aufwachen auf einen Fuß Höhe zusammenfiele, und alle Dinge um mich, Haus, Geräth, Bäume, Menschen und Thiere würden auf das Fünftel ihrer Höhe und Dicke reducirt, so würde ich die Veränderung nicht wahrnehmen, ich würde gerade das geblieben seyn, was ich bin. Wer zehntausend Thaler Einnahme und zehntausend Thaler Ausgabe hat, ist gerade so reich, als derjenige, der funfzig Thaler einnimmt und braucht, d. h. beide haben keinen Mangel und nichts übrig. Es wird einem Mann eine Bedienung von doppelten Einkünften angeboten; es ist aber an einem Orte, wo alles theurer ist, und in einem Range, wo er mehr Aufwand machen muß; so daß er gerade zweimal so viel brauchen wird, als jetzt; — also verbessert er sich um nichts; und wenn er mehr Arbeit oder Verantwortung hat, so verschlimmert er sich.

Eines kann bleiben, was es ist, und doch aus dem Verhältniß kommen. Gesetzt, ein Mann wäre jetzt

ein großer Gelehrter, der größte; er bliebe auch vollkommen so gelehrt, wie er ist; allein es würden immer neue Entdeckungen gemacht, die er aber verachtete, so käme er wirklich zurück, und könnte sich zu einem ganz unbedeutenden Menschen herabsetzen. Wer immer dieselbe Einnahme hat, wird bei der Theurung ärmer.

Gut, übel, sind in einem doppelten Sinne Verhältnisse, und an sich unbestimmt.

1) Sind sie ein Verhältniß zu den Kräften. Was dem Gesunden gut ist, ist dem Kranken übel. Im Winter ist Feuer angenehm, und im Sommer beschwerlich; Leibesarbeit macht dem einen Vergnügen und dem andern Beschwerde; der eine denkt gern und der andre scheut das Denken; u. d. g. m.

2) Pflegt man die Worte, gut, schlecht, übel, nicht von der Güte oder dem Uebel an und für sich, sondern nur von höhern Graden derselben zu brauchen. Ein schlechtes Haus ist nicht ein Haus, das keine Dienste thut, oder gar schädlich ist; sondern ein Haus, das nicht so schön, so groß, so dauerhaft ist, als andre.

§. 180.

Der Comparativus und Superlativus bedeuten sehr oft weit weniger, als der Positivus.

Z. B. wer wird von der Maus sagen, daß sie ein großes Thier sey? sie kann aber doch größer, die größte, sehr groß, genannt werden. Denn, wenn ich von einem Thiere sage, es ist groß, so bestimme ich kein Verhältniß, und so vergleiche ich es mit allen Thieren überhaupt, und denke mir dabei, daß es noch immer eine Rolle spielt, sollte es auch mit dem Elephanten oder Nasehorn in Parallel kommen. Also kann ich

von

von der Maus, ja nicht einmal von der Katze und dem Hunde, das Wort groß brauchen. Aber größer, sehr groß, das größte, kann ich von der Maus sagen; denn da muß ich Verhältnisse bestimmen, nemlich zu kleinern Thieren, als Schnecke, Raupe, Fliege; und was größer ist, als eine Fliege, ist darum noch nicht groß. Ein Schüler in Quinta kann gelehrter heißen, nemlich gelehrter, als seine Cameraden; deswegen wird er aber noch nicht gelehrt heißen können.

Gott allein ist gut, weise, mächtig; der Mensch kann nur besser, weiser, mächtiger, nemlich als Andre, genannt werden: denn wenn ich bloß sage, gut, weise, mächtig, ohne ein Verhältniß zu bestimmen, so denkt man gleich an vollkommne Güte, Weisheit und Macht; weil ich nichts hinzusetze, wodurch man diese Begriffe einschränken könnte.

Funfzehntes Capitel.

Von der Bestimmung der Begriffe.

§. 181.

Es ist also sehr nothwendig, die Begriffe so viel als möglich zu bestimmen, ehe man Urtheile darauf gründet, oder sich in einen Streit darüber einläßt. Auch wird der Sachverständige, wenn er sieht, daß Andre anders als er über eine Sache zu denken scheinen, sich allemal nach dem Sinn, in welchem sie ihre Worte

nehmen, erkundigen; und dann wird selten ein Streit entstehen.

§. 182.

Diese Bestimmung der Begriffe geschieht durch Erklärungen oder **Definitionen**: diese sind zweierlei.

§. 183.

Erstlich solche Erklärungen, die den Begriff nur durch ein oder mehrere Zeichen characterisiren, so daß der Zuhörer den Begriff des Redenden mit keinem andern verwechseln kann. So z. B. wenn ich sage: Gott ist der Urheber des Weltalls; so habe ich gar nicht erklärt, **was** Gott ist, noch **wie** ich mir ihn vorstelle; sondern ich habe nur mit einem Character das Wesen, welches ich meyne, bezeichnet, und daß ich weder den Jupiter der Alten, noch den Gott der Manichäer verstehe. Eine solche Erklärung heißt eine **Worterklärung**, oder eine **Nominaldefinition**.

§. 184.

Die andre Art von Erklärungen lehrt wenigstens einigermaßen die Beschaffenheit des Dinges, und muß seine Haupteigenschaften aufzählen, oder wenigstens die Beschaffenheiten und die Eigenschaften, die wir uns von dem Dinge denken. Diese sind **Sacherklärungen**. So z. B. sagen wir: **Gott ist das vollkommenste Wesen. — Die Tugend ist die freiwillige Mäßigung der Kräfte in dem Menschen.**

§. 185.

Solcher Erklärungen bedarf man nur, wenn von Abstractionen die Rede ist. Dinge, die in die Sinne fallen, bedürfen keiner Erklärungen; man erkennt sie durch das Anschauen, und die Ideen davon werden

durch

durch Erklärungen nur verworren. Wenn man solche sinnliche Gegenstände dem, der sie nicht kennt, erklären muß, so braucht man, nicht Erklärungen, sondern **Beschreibungen**; diese bestehen in der Auseinandersetzung der Theile und Charactere des Gegenstandes. Man findet solche Beschreibungen in allen Schriften von der Naturgeschichte, in welcher man uns eine Idee von Thieren und Gewächsen, die wir niemals gesehen haben, mitzutheilen sucht.

§. 186.

Niemals muß in der Erklärung das zu erklärende Wort gebraucht werden. Z. B. ein Prediger fragte einmal seine Catechumenen: **was heißt stehlen?** Antwort: **wenn man jemand was stiehlt.** Die Antwort ist unrichtig; denn wenn ich nicht weiß, was **stehlen** heißt, so daß ichs mir erklären lasse, so weiß ich auch nicht, was das heiße, **man stiehlt**; oder wenn ich von **stehlen** einen unbestimmten Begriff habe, so daß ich nur noch Berichtigungen suche, so ist mir mit jener Erklärung nicht gedient, denn alsdann sind mir die Worte, **man stiehlt**, eben so unbestimmt, als das Wort, **stehlen**.

§. 187.

In einer Erklärung darf ich 1) keine andre Worte und keine andre Begriffe brauchen, als die an sich deutlich und bestimmt sind. Die Worte also, **ein etwas, ein gewisses, ein ich weiß nicht was**; alle die Worte, die bloß durch Verhältnisse und Vergleichung bestimmbar sind, als, **groß, klein, lang, gut,** rc. dürfen in keiner Erklärung stattfinden, oder sie müßten so genau bestimmt werden, daß nichts schwankendes mehr darin bliebe.

So z. B. kann ich in der Beschreibung des Tigers nicht sagen: Der Tiger ist ein großes Thier; denn der Elephant und Rhinoceros sind große Thiere, das Pferd ist ein großes Thier, der Dänische Hund aber auch. Wenn ich also sage: der Tiger ist ein großes Thier; so bleibt noch immer die Frage: wie groß? wie der Elephant? wie das Pferd? oder wie der Hund? und ich habe gerade nichts gesagt. Das aber kann ich sagen: Der Tiger ist so groß, wie das Pferd; denn da hab' ich doch eine ziemlich bestimmte Größe, ob es gleich sehr verschiedene Pferde giebt. Noch besser aber wird es seyn, wenn ich sage: Der Tiger ist so und so viel Rheinländische Fuß und Zoll hoch und lang. Wohl zu merken aber, ich muß sagen, was für Fuß, Rheinländisch, oder Pariser, Decimal, oder Duodecimalmaaß.

§. 188.

2) Muß man suchen, nur solche Begriffe und Worte in seiner Erklärung zu brauchen, die derjenige schon hat und versteht, dem man die Sache erklären will.

Z. B. wenn ein Missionar den Indianern oder Californiern die Gerechtigkeit Gottes erklären wollte, und er redete von den Vorwürfen des Gewissens und von der Ruhe desselben; oder er wollte die Freude der Auserwählten den Kamtschadalen durch Kronen, Paradiese und Harfenspiel begreiflich machen; oder wenn ein Landgeistlicher seiner Gemeine die Glückseligkeit als einen Zustand beschriebe, in welchem die Geheimnisse der Natur, die Entstehung der Wesen u. d. gl. uns offenbar seyn werden; — alle diese guten Männer würden ihren Zweck verfehlen, ihre Zuhörer würden sie nicht verstehen,

hen, weil sie von allen den Dingen, die ihnen andre deutlich machen sollten, keinen Begriff hätten.

Das Volk versteht manches Wort sehr unrecht; unter Leidenschaften verstehen die mehresten Leiden. Ehre bedeutet bei dem größten Haufen den Muth, der keine Beleidigung ungeahndet erträgt. Wer ihn also um der Ehre willen ermahnet, seine Pflichten zu beobachten, die Tugend auszuüben, führt eine dem Volke ganz unverständliche Sprache.

§. 189.

Man muß sich also bestreben zu erfahren, welche Begriffe derjenige, dem man etwas erklären will, kennt, und welche Worte er versteht oder nicht. Man muß daher seine Sprache und die Sphäre seiner Erkenntniß studiren. Man muß ihn ausfragen, und prüfen, ob er dieses oder jenes Wort, das man gebraucht hat, versteht, und wie ers versteht. Dieß wird man leicht erfahren, wenn man ihn sprechen läßt.

§. 190.

Hat man nun dieses erfahren, so hat man zween Wege vor sich.

1) Man erklärt die Worte, die man brauchen muß; und geht in seinen Erklärungen und Bestimmungen so weit zurück, als es nöthig ist, um bei dem Zuhörer klare und bestimmte Begriffe zu finden, auf welche man weiter bauen kann.

2) Oder, man muß die Sprache des Zuhörers reden, und solche bestimmen. Das heißt mit einem Worte: — Entweder muß man ihn unsre Sprache lehren, oder die seinige lernen.

Wenn in irgend einem Worte noch etwas dunkles oder unbestimmtes bleibt, so ist die ganze Erklärung unzureichend. Z. B. in der Erklärung, die ich (§. 184.) von der Tugend gegeben habe, ist das Wort Mäßigung nicht für jedermann deutlich, weil Maaß ein Verhältniß ist. Also muß ich noch sagen: die Mäßigung bestimmt die Wirksamkeit der Kräfte nach ihrem jedesmaligen Gegenstande; und diese Erklärung wird für Viele noch einer Erklärung bedürfen.

§. 191.

Da jedes Wort (abstracte Worte nemlich) mehrere Bedeutungen hat, so stehts jedem frei, seinen Ausdruck auf eine oder die andre Bedeutung zu bestimmen. Doch darf er nachher seine Worte in keiner andern Bedeutung brauchen, als in solcher, die der Sprachgebrauch mit sich bringt; weil sonst Verwirrung und Beschwerde daraus entstehen würden. Z. B. es ist erlaubt, den Reichthum Glück zu nennen, weil viele Menschen so sprechen; oder, eine gute moralische Gewohnheit Tugend zu nennen. Man muß sich nur darüber erklären, und bei dem bestimmten Sinne bleiben.

§. 192.

Wenn aber der Sprachgebrauch einige Unrichtigkeit hat, ist es gut davon abzugehen, und den Zuhörer davon zu belehren. Z. B. einige wichtige Unrichtigkeiten des Sprachgebrauchs:

Man nennt alles Uebel böse; ob es gleich oftmals sehr gut, und manchmal die größte Wohlthat für den Menschen ist; denn dem Uebel hat der Mensch seine ganze Bildung zu verdanken.

Unab-

Unabsichtliche Fehltritte pflegt man Schwachheiten zu nennen; ob sie gleich oft die Wirkung starker Triebe sind.

Absichtliche Vervortheilungen nennt man Bosheiten; und doch entstehen sie mehrentheils nicht aus bösen Absichten, aus Lust zu schaden, sondern aus dem Triebe und oftmals sehr erlaubten Triebe nach eigner Glückseligkeit.

Unter Glück versteht man Reichthum; und doch ist der Reiche niemals bloß durch seinen Reichthum glücklich.

Tugend heißt jedes Betragen, das nicht religionswidrig ist. Das ist Volkssprache. Daran wäre nun freilich wenig gelegen; allein es giebt zu tausenderlei wichtigen Mißverständnissen Anlaß.

Wer jedes Leiden für etwas böses hält, der murrt bei jedem Leiden wider die Fürsehung; er quält sich selbst durch Unzufriedenheit, und er wird niemals gegen den Schöpfer die schuldige Liebe hegen.

Wer Fehltritte Schwachheiten, und jede Vervortheilung Bosheit nennt, wird niemals den Menschen richtig beurtheilen und billig behandeln.

Das Volk versteht unter Glück, Reichthum. Nun hört es von dem Prediger, auf heiliger Stätte und im Namen der Religion, die Lehre, daß jedermann verpflichtet ist für sein Glück zu sorgen, und aus allen Kräften darnach zu streben. Da denkt es, daß ihm Gott befiehlt, es solle trachten reich zu werden. Wenn auch der Prediger sich über den Sinn des Worts Glück erklärt, so mag man ihn wol zwar in dem Augenblick verstehen; allein diese Bestimmung vergißt sich bald; man

ist einmal an den Sinn gewöhnt — und die Gewöhnung siegt über die richtigste Bestimmung.

Der gemeine Begriff von der Tugend ist überhaupt, daß jede gute Handlung tugendhaft ist, sie mag mit Ueberzeugung oder aus bloßem Einfall, mit Ueberwindung oder aus Trieb geschehen. Nun will jedermann dem lieben Gott seinen schwachen Character für Mäßigung, und jeden Dreier, den er in den Gotteskasten legt, für Tugendübungen anrechnen, und den Lohn der Tugend dafür fordern; weil er gehört hat, daß die Tugend einen herrlichen Lohn erhält.

Man sieht, daß dergleichen Unrichtigkeiten in Grundbegriffen, die ganze Denkungs- und Handlungsart des Menschen verderben müssen.

§. 193.

So lange noch eine Erklärung auf mehrere Gegenstände paßt, als dazu gehören, ist sie fehlerhaft; weil man den Gegenstand daran nicht erkennen und von jedem andern unterscheiden kann.

Z. B. ein alter Philosoph (Plato) definirte den Menschen: ein zweibeinigtes Thier ohne Federn. Um ihm die Unrichtigkeit seiner Erklärung zu zeigen, rupfte jemand einem Hahn die Federn aus, und sagte zu Plato: dieser ist auch ein Mensch. Allerdings war der gerupfte Hahn in der Erklärung mitbegriffen, und diese war daher falsch.

Die Geschichte, sagt man, ist die Erzählung wahrer Begebenheiten. Diese Erklärung hat zwei Hauptfehler. — Nemlich:

1) Nicht jede Erzählung wahrer Begebenheiten ist Geschichte. Denn, wenn ich meinem Freunde oder

meiner

LB Coburg

meiner Frau erzähle, wie ich geschlafen habe, so ist es Erzählung wahrer Begebenheiten. Das nennt man nicht Geschichte — die Begebenheiten müssen wichtig seyn.

2) In der Geschichte werden viele Mährchen und Ungereimtheiten für baare Wahrheit ausgegeben. Von solchen Fabeln ist die alte Geschichte jedes Volks voll. Und doch heißen die Schriften, die solche enthalten, — Geschichte.

Ich dächte, man müßte die Geschichte folgendermaßen definiren:

„Die Erzählung solcher Begebenheiten, die „man für wahr und wichtig ausgegeben hat, „oder noch ausgiebt.„ Dieß wäre die Definition der Geschichte, wie sie ist; — jene oben sagt uns, wie die Geschichte seyn sollte.

§. 194.

Es ist zu bemerken, daß die Definitionen nicht die Dinge, sondern nur unsre Vorstellungen von den Dingen bestimmen; und daß sich also von den Definitionen auf die Wirklichkeit und auf die Eigenschaften der Dinge nichts schließen läßt. Diese Regel wird nicht immer beobachtet. Es versteht sich doch aber, daß, wenn ich von den Dingen einen falschen Begriff habe, meine Erklärung nothwendig falsch seyn muß; und daß ich dann aus meiner Definition manches demonstriren kann, wovon kein Wort wahr seyn wird. Das ist mehr als einmal geschehen.

Z. B. ein Philosoph (Descartes) bewies das Daseyn Gottes, wie folgt:

In der Idee von Gott ist das Daseyn nothwendig begriffen; also existirt er nothwendig. Da ist weiter

ter nichts mehr zu sagen, als: Ist denn die Idee, die wir uns von Gott machen, ganz richtig?

Man pflegt den Geist zu definiren: — Ein einfaches Wesen, das Verstand und Willen hat. Freilich so stellen wir uns einen Geist vor. Ist aber unsre Vorstellung entschieden wahr? Giebt es Geister nach dieser Definition? Dieses muß untersucht und erwiesen werden, ehe man aus dieser Definition das geringste herleiten kann.

§. 195.

Diese Unbestimmtheit der abstracten Begriffe und Worte bringt nothwendig viele Unrichtigkeit in die Schlüsse, die wir darauf bauen; und diese Unrichtigkeit ist zuweilen so versteckt, daß es nicht ganz leicht ist, sie herauszubringen, und daß sehr gelehrte und geschickte Männer sich nicht genugsam davor hüten können.

Z. B. ein berühmter Gelehrter (Ernesti in seinen initiis doctrinae solidioris, cap. de theologia §. 15. 24.) beweiset, daß die Welt nicht nothwendig existirt, weil man sich ihre Bestandtheile getrennt denken kann. Nun will er beweisen, daß Gott die Welt willkührlich, und nicht nothwendig, geschaffen habe, und schließt folgendermaßen:

> Wenn Gott die Welt nothwendig erschaffen hätte, würde die Welt nothwendig existiren. Nun aber existirt sie nicht nothwendig, wie vorher schon erwiesen worden ist. Also hat sie Gott nicht nothwendig, sondern willkührlich geschaffen.

Der Verfasser hat hier, mit dem größten Schein des Beweises, gar nichts bewiesen; weil er das Wort nothwendig in seinem Beweise in einem weitläufigern Sin-

ne genommen hat, als in dem ersten Schluß, wo er die Nichtnothwendigkeit der Welt erwies.

„Die Welt ist nicht nothwendig, denn ihre Be„standtheile können getrennt gedacht werden. Also ist hier die Rede von der innern Nothwendigkeit der eignen Existenz. Die äußere Nothwendigkeit der erborgten Existenz aber ist nicht berührt worden. Nun kann man sich denken, daß eine nothwendige Kraft ein Ding erzeugt, das an sich nicht nothwendig ist, so, daß dieses Ding hypothetisch oder bedingt nothwendig wird. Also kann man von der innern oder absoluten Nothwendigkeit auf die bedingte, erborgte Nothwendigkeit nicht schließen. Und so macht in der That eine jede wirkende Kraft ein an sich nicht nothwendiges Ding hypothetisch nothwendig. Diese meine Schrift hat keine innere Nothwendigkeit. An und für sich betrachtet, konnte sie eben so gut verbleiben, als geschrieben werden. Da aber alles zusammentraf, was zur Hervorbringung derselben nöthig ist, ist die Existenz dieser Schrift hypothetisch nothwendig geworden. Unter diesen Umständen allen war es nicht möglich, daß sie nicht erschiene.

Wenn jemand mit Wissen und Willen eine Unwahrheit spricht, so sagt man, er lüge. Wer lügt, den nennt man einen Lügner. Darauf wird folgender Schluß gebaut:

Unwahrheiten sagen, heißt lügen;
Alle Menschen sagen Unwahrheiten;
Also lügen alle Menschen.
Wer lügt, ist ein Lügner;
Alle Menschen lügen;
Also sind alle Menschen Lügner.

Diese Schlüsse haben einen doppelten Fehler. 1) Nicht jede Unwahrheit ist eine Lüge; diesen Namen verdient nur eine solche Unwahrheit, die mit Wissen und aus böser Absicht gesprochen wird. 2) Wer lügt, ist darum noch nicht ein Lügner; denn man benennt die Menschen mit Namen der Laster, nicht nach einem Vergehen; Laster ist nicht ein Fehltritt, sondern die Gewohnheit, die Fertigkeit, gewisse Fehltritte zu begehen. Also verdient nur der den Namen eines Lügners, bei dem Lüge zur Gewohnheit geworden ist.

Eben so falsch sind folgende Schlüsse:

Der Boshafte thut Schaden;
Alle Menschen thun Schaden;
Also sind alle Menschen boshaft.

Freilich thut der Boshafte Schaden; allein nicht jeder, der Schaden thut, ist boshaft: denn es kann aus Unwissenheit, aus Uebereilung, aus Verblendung der Leidenschaft, ja sogar aus gutem Herzen und den besten Absichten geschehen. Ein paar gutmüthige Weiber wollten den kranken Kopf eines Knaben curiren. Sie legten ihm ein Pflaster auf, und der Junge starb dieselbe Nacht. Bei der Untersuchung fand es sich, daß das Pflaster die Ursach des Todes gewesen war. Also hatten diese Weiber gemordet, und zwar aus dem besten Herzen. Wie oft mag man aus gutem Herzen, durch die so sehr eingerissenen Pfuschereien in der Arzenei, das größte Unheil anrichten!

§. 196.

Oft dehnt man auf den ganzen Begriff eines Dinges aus, was nur auf einen Theil desselben paßt. Dieser Fehler giebt scheinbare Schlüsse, die doch falsch sind.

Mir ists einmal widerfahren, in eine auffallende Irrung von dieser Art zu verfallen. In meinem Werke vom Ursprunge und den Absichten des Uebels, sage ich (*): „Viele klagen über die Schwäche ihrer Augen. „Ist denn ein schwaches Auge ein Uebel? Nein, es ist „ein Gut, denn es sieht — Allein es sieht schlecht — „Und wie weißst du, daß dein Auge schlecht sieht? Ant„wort: weil ich nicht sehen kann, was Andre sehen — „Wenn alle Andere also noch schlechter sähen, als du, „so würdest du dein Auge, wie es ist, vortreflich fin„den — Nun was schadet deinem Auge das schärfere „Auge des Andern? es macht doch das deinige nicht „stumpf! So sey denn froh, das Gesicht zu haben, und „lasse dich das beßre Gesicht Andrer nicht quälen!„

Nichts ist scheinbarer, als dieses Raisonnement; lange Zeit hab ich es für unumstößlich gehalten, und viele meiner Freunde haben keinen Fehler darin gefunden; — — und doch ist es falsch. Freilich nimmt das beßre Auge eines Andern dem meinigen von seiner Schärfe nichts; es nimmt ihm aber viel von seiner Brauchbarkeit. Denn wenn alle Menschen schlechtere Augen hätten als ich, so würden sie ihre Werke für ihre Augen machen, und ich könnte alles darin sehr bequem sehen. Nun aber arbeiten sie, mit bessern Augen, ebenfalls für ihre Augen; und da entgeht den meinigen vieles.

Es ist aber gar nicht leicht, dieser Irrung auszuweichen. Um sie zu erkennen, muß mir die Sache sehr bekannt seyn; ich muß alle ihre Theile und Verhältnisse kennen, und, so zu sagen, ihre geheimsten Winkel wissen.

(*) 1. Band, pag. 21. 22.

sen. Und wer kann das? wer ist versichert, daß er alles sieht? Wer kann wissen, daß ihm etwas fehlt? Wenigstens kann niemand wissen, **was** ihm fehlt, und folglich auch nicht, wo der Irrthum steckt. Denn er muß **nicht wissen**, damit es fehle; und er müßte **wissen**, um zu sehen, daß ihm etwas fehlet, und was es ist. Also kann man in dem Falle nur **vermuthen**. Und diese Vermuthung ist schwer, wenn ein heller Schein von Wahrheit uns in die Augen leuchtet.

§. 197.

Aus allen besagten Gründen ist es sehr leicht, in seinen Schlüssen zu irren, und sehr schwer, jeden Irrthum zu vermeiden.

Noch mehr aber wird der Irrthum dadurch vermehrt, daß man oftmals aus einem einzigen Umstande, aus **einem** Zeichen vermuthlich schließt, da man doch **mehrere** Umstände und Zeichen in Betrachtung nehmen müßte.

Z. B. lange Zeit hat man geglaubt, die Sonne wäre Feuer, weil wir an derselben zwei Wirkungen unsers Feuers wahrnehmen, nemlich das Licht und die Wärme. Man hat aber dabei mehrere Umstände übersehen. Unser Feuer ist roth, die Sonne glänzt gelb. Unser Feuer macht einen Dampf, der die Größe seiner eignen Masse weit übertrift; die Sonne also, wenn sie Feuer wäre, würde sich vermuthlich in einen ungeheuren Dampf einwickeln; und wir sehen gar keinen Dampf an ihr, u. s. w.

Wenn es auf Bestimmung der Größen ankömmt, sind fast alle Schlüsse, die sich nicht auf genaue Ausmessungen gründen, falsch.

Z. B.

Z. B. Wer nie unterrichtet worden, und nie aus seines Vaters Haus gekommen ist, kann sich von der Entfernung und der Größe der Sonne keinen Begriff machen, und hält sie für nah, und ohngefähr so groß, als sie uns scheint. Erst auf Reisen mußte man bemerken, daß man die Sonne an sehr entfernten Orten zu gleicher Zeit sieht, und daraus auf ihre Höhe, und von dieser auf ihre Größe schließen. Nach manchen Jahrhunderten war es eine Entdeckung, worüber man staunte, daß die Sonne einige Meilen im Durchmesser haben müßte. Endlich kam die Mathematik — diese lehrte die Entfernung dieses Himmelskörpers mit einiger Gewißheit bestimmen, und von dieser erstaunlichen Entfernung auf die ungeheure Größe desselben schließen.

§. 198.

Sehr oft scheint ein allgemeiner Satz, wenn man ihn in seiner Allgemeinheit betrachtet, richtig und wahr. Um sich aber der Richtigkeit desselben ganz zu versichern, muß man ihn auf besondre concrete Fälle anwenden; und man wird wohlthun, wenn man diese Methode bei jedem möglichen Fall anwendet.

Z. B. folgender Satz, in seiner Allgemeinheit betrachtet, scheint vollkommen richtig zu seyn. „Wenn „wir ein größeres Vergnügen genossen haben, will uns „ein minderes nicht wohl behagen: also ist jede Ver„minderung angenehmer Empfindungen ein bitterer Ver„lust, ein Uebel.„

Dieser Satz hat einige Erfahrungen für sich. Nach rauschenden Vergnügungen sind stille Freuden reizlos; wer die Fülle des Wohllebens genossen hat, schränkt sich nur mit Mühe auf Mäßigkeit ein. Dennoch ist jener Satz

nur halb wahr, und folglich in seiner Allgemeinheit grundfalsch. Denn das Vergnügen kann unmöglich immer in gleicher Stärke fortwähren; es muß abnehmen und aufhören, weil unsre Kräfte erschlaffen und sich erschöpfen; die Fortdauer der Empfindung, wenn wir ermatten, würde eine Quaal seyn. Also ist die Verminderung, ja das Aufhören des Vergnügens nicht allein kein Uebel, sondern Wohlthat und Glück. Man beobachte, was beim Tanze, beim Essen und Trinken, bei allen sinnlichen Vergnügungen vorgeht.

Sechzehntes Capitel.

Von den Gründen unsrer Urtheile, oder von den Kennzeichen der Wahrheit.

§. 199.

Das Kennzeichen der Wahrheit ist die Anschauung der Dinge, wenn diese nemlich in die Sinne fallen, und die Anschauung des Begriffes, wenn die Gegenstände abstract sind und nicht zum Gebiete der Sinne gehören. Z. B. jedesmal daß ich die Sonne sehe, werde ich an ihr einen blendenden Glanz gewahr; und so urtheile ich, mit einem unwiderstehlichen Gefühle der Wahrheit, daß die Sonne glänzend ist.

Wenn ich mir Gott denke als ein mächtiges, weises, bedürfnißloses Wesen, so kann ich mir nicht anders vorstellen, als daß er vollkommen gütig seyn muß, weil

Güte

Güte in der Anschauung der Macht, Weisheit und Bedürfnißlosigkeit begriffen ist.

Oder, wenn ich mir die Idee eines bösen Urwesens, wie man die bösen Dämonen sich vorzustellen pflegt — wenn ich, sage ich, mir diese Idee so lebhaft als möglich vorstelle, so finde ich sie ungereimt; ich kann die Vorstellungen von höherer Macht und Klugheit mit der Vorstellung von wesentlicher Bosheit nicht zusammenfügen, und die bloße Anschauung derselben zwingt mir das Urtheil ab, daß ein solcher Dämon nicht existiren kann.

Oder, wenn ich mir irgend ein Ding vorstelle, so begreift die Anschauung desselben zugleich die Idee von einer Ursach, welche dieses Ding hervorgebracht hat. Man hat noch nie den Beweis führen können, daß jedes Ding eine Ursach seines Daseyns haben muß; allein es fällt niemanden ein, daran zu zweifeln.

§. 200.

Die Anschauung der Dinge hängt von unsern Sinnen ab. Sind diese richtig, so können wir die Wahrheit haben; sind aber diese falsch, so ist unsre Anschauung unrichtig, und statt der Wahrheit bringen wir nur Irrthum heraus.

§. 201.

Die Anschauung der Begriffe hängt von den Begriffen ab; jene kann nicht richtiger, nicht wahrer seyn, als diese. Es ist klar, daß ich in meinem Begriffe nichts mehr sehen kann, als darin ist, es sey nun Irrthum oder Wahrheit.

§. 202.

Es ist aber kein Maaßstab der Wahrheit in Abstractionen möglich. Ich kann meine Vorstellungen

nicht anders als nach meinen Vorstellungen, die ich für wahr halte, abwägen und beurtheilen. Wenn ich also das Unglück habe, viele Irrthümer zu hegen, so werde ich in allen Dingen, die darauf Beziehung haben, nichts als Irrthum annehmen können; alle Wahrheit werde ich verwerfen müssen. Denn diese meine Irrthümer müssen mir nothwendig Wahrheit scheinen, sonst würde ich sie verwerfen; und dann wären sie zwar falsche Vorstellungen, aber nicht Irrthümer.

Dieses ist auch in dem Fall wahr, wo wir, im Vertrauen auf Andere, ihre Lehren für Wahrheit halten. Denn wenn unser Vertrauen irgend vernünftig ist, so muß es einen Grund haben, d. h. wir müssen Beweise von der Einsicht unsrer Lehrer haben; und diese Beweise, woher sollten sie kommen, als von der Prüfung und Beobachtung, die wir über jene Männer anstellen? d. h. wir müssen die Einsicht dieser Männer mit unsern eignen Ideen verglichen, und gefunden haben, daß ihre Einsicht die unsrige übertraf. Also sind hier auch unsre Vorstellungen der Maaßstab der Wahrheit; jedes andre Vertrauen auf fremde Einsichten ist ganz ohne Grund.

§. 203.

Ein jedes Urtheil, es mag wahr oder falsch seyn, wenn es vor der gehörigen Prüfung gefällt wird, heißt ein Vorurtheil. Mit diesem Worte will man sagen, daß das Urtheil **vor** der rechten Zeit, d. h. ehe man die Wahrheit gehörig untersucht hat, gefällt worden ist.

§. 204.

Die Vorurtheile sind das größte Hinderniß an der Erkenntniß der Wahrheit, theils weil sie, wie (§. 202.) gesagt

gesagt worden ist, als Maaßstab aller nachherigen Untersuchungen dienen, und theils weil sie sich so tief einwurzeln, daß sie immer sehr schwer und oft gar nicht ausgerottet werden können.

§. 205.

Diese Vorurtheile entstehen
1) Aus der Gewohnheit;
2) Aus dem Ansehen der Lehrer;
3) Aus den Leidenschaften.

Oftmals vereinigen sich diese drei Ursachen, und dann ist das Vorurtheil gar nicht auszurotten.

§. 206.

So wie der Geschmack von der Gewöhnung abhängt, (§. 93.) so hängt auch unser Urtheil davon ab. Jedermann, wenn er nicht ganz außerordentlich auf seiner Hut gewesen ist, und eine seltne Fähigkeit und Bildung des Verstandes erhalten hat, hält alles dasjenige für wahr, was er von Kindesbeinen an denken und glauben gelernt hat, und alles, was damit harmonirt; und verwirft alles als falsch, was dem widerspricht. Es kann nicht anders seyn, denn seine Ideen sind nothwendig allemal sein Maaßstab der Wahrheit.

Daher kommt die große Anhänglichkeit aller Menschen für die Religionslehre, die man ihnen, wie man spricht, mit der Milch eingeflößt hat. Daher der Abscheu aller religiösen Menschen vor jeder fremden Religionslehre, weil diese seiner widerspricht. Der Muhamedaner ist mit eben dem Eifer und eben der Ueberzeugung ein Verehrer Muhameds, als der Christ ein Verehrer Jesu, und der Jude ein Anhänger Mosis. Jeder glaubt allein die Wahrheit zu haben, hält alle andre

für Irrende, und wundert sich, daß diese die Wahrheit nicht einsehen, die ihm doch so sehr einleuchtet; und weiß nicht, daß seine Gegner, jeder für seine Meinung und wider alle fremde Lehren, eben so eingenommen sind, als er.

Aus eben diesem Grunde kommts, daß auch die irrigsten Religionsparteien ihre eifrigen und unerschütterlichen Anhänger haben; daß die lächerlichsten Gebräuche sich behaupten, troß dem Tadel der Vernünftigen; daß die widernatürlichsten Kleidertrachten dem daran gewöhnten Auge schön sind.

§. 207.

Aus dieser Stärke der Gewohnheit fließt eine Betrachtung, die jedermann für sich, wenn ihm Wahrheit und Tugend lieb sind, und alle Eltern und Erzieher, wenn sie das Wohl ihrer Kinder und Zöglinge zu Herzen nehmen wollen, wohl bedenken sollten.

Um Kopf und Herz zu verderben — diese mögen auch so gut seyn, als sie wollen — darf man nur dem Verstande oft Unwahrheiten vorstellen, das Herz nach und nach mit lasterhaften Beispielen und Gefühlen bekannt machen, den Menschen mit lauter Gegenständen eines übeln, verdorbenen Geschmacks umgeben, so daß er sich daran gewöhnt. Anfänglich werden Irrthum, übler Geschmack, Laster einen widrigen Eindruck auf ihn machen, ihn abschrecken; bald wird dieses Schrecken sich verlieren, er wird mit allen diesen widrigen Gegenständen vertrauter werden. Nach und nach werden diese Ideen und Gefühle sich so in seine Vorstellungen verweben, daß sie dem Verwöhnten wahr, natürlich, simpel vorkommen werden; und er wird verdorben, ganz umgekehrt seyn, ohne es selbst bemerkt zu haben.

Aus

Aus dieser Quelle fließt die ganz sonderbare Kraft des Beispiels. Das Sprichwort: Mit den Wölfen muß man heulen, bedeutet nicht, daß man sich nach den Andern richten solle, sondern daß es nothwendig geschieht, ohne unser Wissen und Willen.

§. 208.

Das Ansehen der Lehrer und Eltern und die Ehrfurcht für die Alten bestimmt eben so unmerklich und unausbleiblich unsre Urtheile. Es war eine Zeit, wo man die philosophischen Sätze nicht durch Gründe, sondern durch die Aussprüche des Aristoteles bewies. Sobald dieser einen Satz gelehrt hatte, durfte man keinen Zweifel dawider erregen. Montaigne erzählt uns davon eine lustige Anecdote. Er zeigte einem seiner Freunde den Irrthum einer Aristotelischen Lehre durch ein Experiment. Sein Freund war sehr aufmerksam, und sagte endlich: Ich gestehe es, Sie hätten mich überzeugt, wenn Aristoteles nicht das Gegentheil lehrte. So lehren noch Leute, daß Gott wegen der Sünde der Erde geflucht habe, ob sie gleich täglich den Segen Gottes in der Fruchtbarkeit der Erde mit ihren Augen sehen. So behaupten Andre, daß Gott fromme Gebete erhört, ob sie gleich tausend Erfahrungen, und selbst das Beispiel Jesu dawider haben. Das alles — weil sie es von ihren Lehrern so hörten.

Andre hingegen haben ein Vorurtheil für das Neue. Sie verwerfen alles Alte; und die Neuheit einer Lehre ist ihnen ein Beweis von der Wahrheit derselben. Beide haben einigen Grund. Die Anhänger der Alten sagen: Die Alten waren große Männer; ihre Lehren haben sich so viele Jahrhunderte, durch allerlei

Prüfungen behauptet und bewährt gemacht. Die Verehrer des Neuen sagen: Das Neue kann besser seyn, als das Alte, weil die Erfindungen unsrer Vorgänger uns immer weiter helfen. Allein 1) große Männer irren auch — Niemand kann die Wahrheit ganz einsehen. 2) Mancher Irrthum hat mehrere Prüfungen ausgehalten, und mancher hat sich ohne Prüfung Jahrhunderte behauptet. 3) Die Neuen, die die Wissenschaften der Alten besitzen, können weiter gehn; sie thuns aber zuweilen nicht; sie widersprechen und verwerfen, und führen neue Meinungen ein, oft ohne gehörige Prüfung, aus Leichtsinn, oder um sich zu zeigen. Alle die erwähnten Gründe sind nur Vermuthungen, die von außen hergenommen sind. Man muß immer die Sache selbst prüfen.

Manche verwerfen jede Neuerung, weil die Vorgänger bei der alten Lehre beständig waren, und immer denselben Weg gingen, anstatt daß die Neuern oft ihre Meinung ändern. Diesen Vorwurf unter andern macht man unsern heutigen Aerzten. Die Vorfahren, sagt man, waren ihrer Sache gewiß, denn sie blieben dabei; jetzt aber weiß man nicht, woran man ist, der Eine spricht so, und der Andre anders; ja derselbe Mann verwirft heute, was er gestern behauptet hat. Der Einwurf ist scheinbar. Allein die Beständigkeit ist ein Fehler, wenn man Irrthum für Wahrheit hält. Sie ist kein Beweis der Wahrheit, denn wir sehen offenbar, daß Irrthümer Jahrtausende geherrscht haben. Z. B. der Aberglaube von Gespenstern und Hexen. Der Mensch aber kann nimmermehr in allen Stücken die reine Wahrheit haben; also muß er ändern, wenn er seinen Irrthum sieht. Wer niemals ändert, der prüft nichts, der

läßt alle seine Meinungen für ächte Wahrheit gelten, und hat nothwendig eine Menge Vorurtheile. Nur der, der alles weiß, kann unveränderlich seyn; bei dem Menschen ist Unveränderlichkeit ein Fehler, ein Beweis des Irrthums.

Im Moralischen gilt das Ansehen eben so viel, als bei der Untersuchung der Wahrheit. Was die Mehresten, oder was solche thun, die wir lieben und ehren, als Eltern, Lehrer, vornehme Leute, Große, das pflegen wir oft ohne anderweitigen Grund für recht und billig zu halten.

§. 209.

Die reichhaltigste Quelle der Irrthümer sind die Leidenschaften. (Siehe die Kap. von den Sinnen und Gefühlen.) Sie stellen uns die Dinge unter einer einzigen Bestimmung und Beziehung vor die Augen, und heften unsre Aufmerksamkeit so stark darauf, daß wir die andern Bestimmungen und Beziehungen nicht sehen. Es geht uns dabei, wie bei dem blendenden Glanze der Sonne, der uns die Sterne verbirgt. Die Leidenschaften vergrößern oder verkleinern jeden Gegenstand, je nachdem sie beschaffen sind. Nichts lassen sie, wie es ist. Ja sie dichten zuweilen, was gar nicht da ist, weil sie aus einem Merkmale, aus einer Wirkung, aus einer Gelegenheit und aus dem Scheine derselben, gleich auf die Wirklichkeit des Gegenstandes schließen, den sie suchen, wünschen oder fürchten. So hört der furchtsame Abergläubige einiges Gepolter, und hält solches für einen ungezweifelten Beweis eines gegenwärtigen Gespenstes, rc.

Von dem Betrug der Leidenschaften im Moralischen habe ich schon geredet. (§. 105. 107.) Er ist augenschein-

scheinlich. Ein Mensch im Zorne findet alles höchst beleidigend — ganz anders urtheilt er davon, wenn sich sein Zorn gekühlt hat. Furcht, Hoffnung, Begierde thun die nemlichen Wirkungen.

§. 210.

Wir lieben den Irrthum nicht, wünschen doch aber, daß alle die Vorstellungen, die wir haben, wahr seyn mögen, und fürchten uns, etwas falsches darin zu entdecken. Es geht uns mit unsern Ideen so, wie es den Eltern mit ihren Kindern geht. Diese mögen gern, daß ihre Kinder gut seyn; allein, wenn sie auch böse werden, so mögen die Eltern es nicht wissen, und scheinen sich zu scheuen, die Wahrheit zu entdecken.

Daher kommts,

1) Daß die mehresten Menschen sich vor der Prüfung der Wahrheit scheuen. Wie mancher scheuet sich, seine Lieblingsideen zu untersuchen, und die Einwürfe, die man dagegen macht, anzuhören! Das heißt, nicht die Wahrheit, sondern seine Ideen lieben; denn warum sollte man sich sonst vor der Prüfung fürchten?

Dieß ist das Loos aller derer, die nur wenig Ideen gesammelt haben, und denen alle ihre nothdürftige Lehren als entschiedene Wahrheiten, ohne Prüfung sind vorgetragen worden.

Daher fürchtete sich ein Mönch die Trabanten des Jupiters zu sehen, die sein astronomisches System umgeworfen hätten; und wollte gar nicht durch das Fernrohr des Galiläi sehen.

Daher 2) hassen diese Art Menschen jedes Neue, weil es mit ihren Ideen nicht harmonirt. Dieß geht so weit, daß sie manchmal, ohne alle Prüfung und ohne

allen Grund, Thatsachen abläugnen, woran sonst kein Mensch zweifeln kann.

Z. B. ein gewisser Mann von Stand und Ansehen, und der auch zuweilen ein Mäcen gescholten ward, wollte durchaus die Erfindung der Luftbälle nicht glauben; alle Zeitungen waren davon voll, er aber behauptete, es wären lauter Lügen.

3) Daher kommen die Menschen endlich dahin, daß sie alle ihre Ideen für ungezweifelte Wahrheit halten, ohne Beweis, und bloß weil sie gewohnt sind dieselben zu denken.

4) Daher ist es leicht, einem Menschen aus jedem Grundsatz alles zu beweisen, was er gerne wahr wissen will.

So bewies man vor alten Zeiten in Frankreich, daß die Töchter des Königes die Krone nicht erben könnten, aus dem Spruche der Bibel: Die Lilien arbeiten und spinnen nicht; weil man das Wappen Frankreichs für Lilien hielt, und weil das weibliche Geschlecht zu spinnen pflegt. Man dachte daran nicht, daß die Prinzessinnen schon lange nicht mehr spinnen; und daß, wenn der Spruch hier gilt, die Könige von Frankreich nicht arbeiten, nicht regieren, sondern müßig gehen müssen; denn es heißt ja: Die Lilien arbeiten nicht. Freilich wollte man in der Englischen Partei, welche für die Prinzessin war, den Schluß nicht gelten lassen; die Französische Partei aber erkannte ihn für bündig.

Im vorigen Jahrhundert verdammte man das Tabaksrauchen aus dem Grunde, daß es in der Schrift heißt: Nicht was zum Munde eingehet, verunreinigt den Menschen, sondern was zum Munde ausgeht.

Der

Der Tabaksrauch gehet ja aus dem Munde. Nach diesem Schluß müßte der Athem, den man aushaucht, eine Sünde seyn, weil er zum Munde ausgehet. Hingegen wäre es keine Sünde, sich zu betrinken; denn die Trunkenheit geht zum Munde ein.

Ein altes Weib hatte den melancholischen Gedanken, daß sie unwiderruflich verdammt sey, und die Hölle nicht vermeiden könnte. Ein Prediger suchte aus allen Gründen von der göttlichen Barmherzigkeit, von der Kraft eines reumüthigen Herzens u. d. g. sie zu beruhigen. Umsonst! Endlich bemerkt er, daß das arme Geschöpf keinen Zahn im Munde mehr hat. O, sagt er zu ihr, ihr könnt völlig ruhig seyn, ihr könnt nicht in die Hölle kommen; denn es heißt in der Bibel: Da wird sein Heulen und Zähnklappen. Ihr könnt mit den Zähnen nicht klappen; denn ihr habt keine. Dieser triftige Grund beruhigte sie.

5) Hingegen aber ists äußerst schwer, jemanden, auch mit den deutlichsten Beweisen, seines Irthums zu überführen

Siebzehntes Capitel.

Von der Sprache.

§. 211.

Es ist schon erwiesen worden, daß wir durch Worte die abstracten Begriffe denken. So viel ist gewiß, daß wir

wir von den Abstractionen keine eigentliche Idee (Bild) haben, und daß die Worte solche bestimmen.

§. 212.

Viele Menschen haben von den Abstractionen, und sogar auch von vielen concreten Dingen, weiter nichts als Worte im Kopf, und denken nichts, als Worte. So z. B. sagt jeder: Gott sieht alles; und versteht gar nicht, was er sagt: denn erstlich zeigt sein Betragen, daß er daran nimmermehr denkt, und zweitens sieht man an seiner kaltblütigen Miene, daß er das große unermeßliche, bald hätte ich gesagt ungeheure, Wort Alles gar nicht versteht. So berechnet ein Schüler Millionen und ist dabei so gedankenleer, als wenn er eins sagte. Wenn man ihm aber den Gedanken eine Million versinnlicht, so stutzt er. So die Größe der Erde, der Planeten, der Sonne, ihre Entfernungen. — So der große Gedanke des Psalms: Aller Augen warten auf dich. Das sind gemeiniglich leere Worte; es ist nicht Irrthum, es ist nicht Wahrheit, es ist gar nichts.

§. 213.

Die Sprache ist also an und für sich schon ein großes Hinderniß an der Erkenntniß der Wahrheit, weil man glaubt eine Sache zu verstehen, wenn man einige Bekanntschaft mit den Worten und Zeichen hat, womit sie bezeichnet wird. Diese Kenntniß durch Zeichen heißt die symbolische Kenntniß. (§. 148.)

§. 214.

Ohne die Schwierigkeiten und Unrichtigkeiten der Sprache, die ich in dem 11, 12 und 13. Cap. angezeigt habe, giebt es noch viele andre, wovor man sich hüten

hüten muß, wenn man die Wahrheit herausbringen will.

Manche Worte scheinen einerlei zu bedeuten, haben auch in der That eine und dieselbe Hauptbedeutung, sind aber durch nähere Bestimmungen und Nebenbegriffe unterschieden. Z. B. Vermögen, Kraft, Stärke, Macht. Alle diese Worte bedeuten die Eigenschaft eines Wesens, das etwas bewirken kann; allein sie haben Verschiedenheiten, so daß man eins fürs andre nicht wohl brauchen darf. Vermögen bedeutet Fähigkeit zu wirken, ohne Bestimmung dieser Fähigkeit; Kraft bedeutet eigne Wirkungsfähigkeit; Stärke wird theils von einem vorzüglichen Grade der Kraft, theils besonders von den physischen Kräften, und hauptsächlich von der Kraft als in Thätigkeit begriffen, gebraucht. Macht heißt das Vermögen, fremde Kräfte in Bewegung zu setzen. Man sagt nicht, die Macht des Arms; nicht, die Kraft des Königs; sondern die Kraft des Arms, die Macht des Königs, des Menschen über die Erde, Gottes. Wobei aber zu bemerken ist, daß man von der gewöhnlichen Bedeutung des Worts Macht ein wenig abgeht, wenn man von Gott spricht; denn man meint nicht damit, daß Gott bloß durch fremde Kräfte wirke, sondern durch eigne und fremde zugleich. Man braucht das Wort Macht hier in seiner zweiten Nebenbedeutung, nemlich von einem großen Vermögen.

§. 215.

Es giebt Nebenbegriffe von Höflichkeit, Gesittetheit, Grobheit, Leidenschaft. Z. B. ihr lüget; und: ich bitte um Vergebung; bedeuten beide: Was ihr

ihr saget, ist der Wahrheit nicht gemäß. Ersteres aber ist beleidigend, letzteres hingegen nicht.

Der Arzt, der Zergliederer, der Naturgeschichtschreiber sprechen von Dingen, die für die Höflichkeit unschicklich oder ekelhaft sind, und man nimmt es ihnen nicht übel, weil es Nothwendigkeit ist, weil es weder aus Ungesittetheit noch Wollust, sondern in einer guten Absicht geschieht. Jeden andern, der solche Sprache führt, tadelt man, weil er nicht nöthig hatte davon zu reden, und also unschickliche Gesinnungen verräth. Wer krank ist, muß in manchen Fällen sich bloß zeigen; — wer es bei gesundem Leibe thäte, würde den größten Widerwillen erregen.

§. 216.

Manche Worte werden in einem ganz andern, auch wol entgegengesetzten Sinn gebraucht, als sie zu haben pflegen. Z. B. es ist besser, den Arm als den Kopf zu verlieren. Keines von beiden ist gut; also kann man keines von beiden eigentlich besser nennen. Dieses Wort bedeutet also hier nicht einen höheren Grad von Güte; sondern nur einen mindern Grad des Unglücks. Eben so: Es ist ein großes Glück, daß nur ein Haus abgebrannt ist.

§. 217.

Die Nenn- und Bei- und Zeitwörter, die eine gemeinschaftliche Abstammung haben, müssen nicht mit einander verwechselt werden. Es hat dir an Klugheit gefehlt; bedeutet viel weniger, als: Du bist unklug, oder nicht klug; du weißst nicht, und du bist unwissend. Es kommen durch diese Verwechselung manche Sonderbarkeiten heraus. Z. B. Nichts ist so

 groß,

groß, als Gott. Wenn ich das Wort nichts als eine verneinende Partikel brauche, so ist der Sinn ganz richtig; nehme ich es aber als ein Hauptwort, so heißt es, daß das Nichts eben so groß ist, als Gott, und das heißt entweder, daß das Nichts eine gewisse Größe hat — was ein Widerspruch ist — oder daß Gott nichts mehr ist, als das Nichts, oder daß er nicht existirt. Also können der Verehrer Gottes und der Gottesläugner diese Worte gleichfalls brauchen.

§. 218.

Die mehresten Worte haben eine doppelte Bedeutung: sie bedeuten 1) ihr Subject und 2) die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, das Maaß beider, oder irgend eine Beziehung oder Eigenschaft desselben; z. B. ein Vater bleibt immer ein Vater; Gott ist Gott, und wir sind Menschen; der Mensch muß Mensch seyn; Weit ist weit; Gehn heißt gehn, und nicht kriechen; Gehn ist nicht laufen; Besser ist besser, ꝛc.

Das erste Gott heißt, der Schöpfer; das zweite heißt, mächtig, weise, ewig, ꝛc. je nachdem es die Rede ist. — Menschen, bedeutet schwache, oder unwissende, oder sterbliche Wesen. Der Mensch heißt das vernünftige sichtbare Wesen auf Erden; muß Mensch seyn, heißt, muß seiner Würde gemäß sich verhalten oder behandelt werden.

§. 219.

Eben so werden die Namen gewisser Dinge gebraucht, die einen starken charakteristischen Zug haben. Man nennt das Subject selbst, statt der Eigenschaft. Z. B. man sagt von einem Menschen, er sey ein Bär,

ein Tiger, ein Affe, um seine Plumpheit, seine Wuth, oder seinen Leichtsinn zu bezeichnen. Solche Ausdrücke bedeuten gemeiniglich die Eigenschaft in einem hohen Grade.

Dieser Sinn der Worte heißt bildlich, weil er unter einem Bilde (des Subjects nemlich) eine abstracte Idee vorstellt. Solcher bildliche Ausdruck hat mehrentheils noch, neben dem Begriff von Größe, einen Nebenbegriff von Leidenschaft in der Seele des, der ihn braucht. Die Leidenschaften und starken Empfindungen pflegen Bilder zu brauchen, weil sie alles übertreiben.

Aus diesem Grunde muß man sich sehr in Acht nehmen, durch bildliche Sprache Andre zu verführen, oder von ihnen in Irrthum verleitet zu werden. Um die reine Wahrheit heraus zu bringen, muß man sich die bildlichen Ausdrücke in eigentliche übersetzen. Z. B. ein Tiger würgt und zerreißt alles um sich her; wenn ich einen Menschen Tiger nennen höre, so würde ich gewiß zu weit gehen, wenn ich ihn solcher Mordsucht beschuldigte. Aus dem Grunde muß man die Gedichte nicht immer im strengsten Wortverstande nehmen.

§. 220.

Viele Leute brauchen die Worte, ohne die Bedeutung derselben recht zu wissen. Andre geben Erklärungen von Worten, als z. B. von Raum, Zeit, Ewigkeit, Atom, die zwar die Worte einigermaßen bestimmen, aber die Beschaffenheit der Sache nicht erklären. Oft ist es anders unmöglich. Allein sie mißbrauchen nachher diese Erklärungen, um Folgerungen daraus zu ziehn.

Z. B. die Ewigkeit ist eine Dauer ohne Anfang und Ende. Man kann darin keine Folge der Dinge un-

terscheiden; denn eine unendliche Folge ist ein Widerspruch, weil jeder hinzukommende Theil ein Zusatz, eine Vergrößerung ist; und die Unendlichkeit leidet keinen Zusatz. Zusatz kann nur an dem Ende geschehen.

Man unterscheidet doch eine vorhergehende Ewigkeit und eine nachfolgende; a parte ante et a parte post. Man kann auch einen Theil der Ewigkeit, mit der Zeit gleichlaufend denken. Also haben wir Theile in der Ewigkeit; und doch hatten wir ihre Theilbarkeit wegdemonstrirt — Da ist der Widerspruch — Also steckt ein Irrthum irgendwo.

§. 221.

Viele Worte sind bloß negativ, nemlich solche, die die Abwesenheit einer Eigenschaft oder eines Fehlers bedeuten. Unwissend, Unwissenheit, Unendlichkeit, unzählig, 2c. Von der Art, aber noch versteckter, sind Faulheit, Trägheit, Schwachheit, 2c. Solche Worte scheinen etwas positives zu sagen, und thun doch nichts, als daß sie etwas wegläugnen, haben also noch nichts bestimmtes, lassen keine Vorstellung in der Seele zurück. Und da sie hierzu noch mehrentheils Verhältnisse, Maaße anzeigen, und im absoluten Verstande nicht gebraucht werden, so wächst die Verwirrung immerfort. Z. B. Schwachheit — heißt Mangel an Kräften. — Nun an welchen denn? Und denn ists kein gänzlicher Mangel, sondern ein geringeres Maaß, als das gewöhnliche: wie viel ist denn noch da? Ein häßlicher Mensch! Wie? ist er bucklicht, lahm? wo hat ers? in den Augen oder 2c.? Ich will wetten, kein Maler wird gerade meine Idee dieses häßlichen Menschen malen, und wenn ich sie ihm noch so genau beschrie-

schriebe. Also hat er keinen bestimmten Begriff von meinem Ausdruck. Er hat freilich einen etwanigen Begriff davon, denn er kann einen häßlichen Menschen malen, aber nicht meinen.

§. 222.

Wenn einer spricht, und Tausende zuhören, so steht immer tausend gegen eins zu wetten, daß jeder Zuhörer eine andre Idee, als die übrigen alle, in dem Kopfe hat, und daß kein einziger gerade die Idee des Redenden faßt. Es sind nur immer ähnliche Ideen, Ideen von gleicher Art; aber dieselbe — nimmermehr. Folglich hat keiner von den Zuhörern die Rede ganz verstanden; es ist Veränderung, und folglich Irrthum da. Es versteht jeder, fast unter jedem Worte, etwas mehr oder weniger, folglich etwas andres, als die übrigen. Alle diese kleinen Unrichtigkeiten machen in der ganzen Rede ein ansehnliches aus.

§. 223.

Alle diese Schwierigkeiten treffen die Muttersprache; mit den fremden Sprachen ists noch weit schlimmer, und mit den sogenannten gelehrten Sprachen am schlimmsten. Da man nur wenigen Gebrauch davon macht, ists unmöglich solche Bekanntschaft mit ihren Wendungen, mit den verschiedenen Schattirungen ihrer Worte und Synonymen zu haben, daß man gleich alles faßt, was man damit hat ausdrücken wollen. Und man giebt sich selten die Mühe, bei jedem wichtigen Worte stehen zu bleiben und es zu untersuchen, um die ganze und genaue Bedeutung desselben zu erforschen.

Man lernt solche Sprachen z. B. durch die Lesung alter Bücher, die wegen der damaligen Gebräuche, Sitten,

ten, Umstände nicht so ganz faßlich für uns sind. Da die Wissenschaften der damaligen Zeiten, ihrer Form und ihrem innern Gehalte nach, von den unsrigen ganz verschieden waren, so haben auch die Worte jener Sprachen ganz andre Beziehungen, als in unsern Zeiten; sie sind auch bei weitem nicht so bestimmt. Und so versteht oft der Leser das Wort in einer Bedeutung, da der Verfasser eine andre meinte.

§. 224.

In den mehresten Schulen werden die Alten nothdürftig von Wort zu Wort übersetzt. Ich hörte einmal in einem öffentlichen Examen die Worte des Cornelius Nepos: in qua potestate Phaeras Lacedaemoniis abripuit; mit folgenden Worten übersetzen: In welcher Gewalt er Phäras den Lacedämoniern wegnahm. Wörtlich ist die Uebersetzung sehr genau; aber — welcher Deutscher versteht sie? Der Knabe glaubt doch sein Latein und seinen Cornelius zu verstehen, weil er ihn exponiren kann. Unterdessen gewöhnt er sich mit Worten vorlieb zu nehmen — und seine Sprachgelehrsamkeit, die ihm den Eingang zu den reellen Wissenschaften öffnen sollte, verschließt ihm in der That den Weg zur gesunden Vernunft.

Aus den weitläufigen und mühsamen Werken der Commentatoren sieht man, wie schwankend unsre Kenntniß der alten Sprachen ist, und wie leicht man sich in den Wissenschaften der Alten irren kann.

§. 225.

Es giebt in den Büchern der Alten Worte, die selten vorkommen, und doch zuweilen an wichtigen Stellen stehn. Nun muß man die Bedeutung dieser unbekann-

kannten Worte aus ihrer Etymologie, oder wol gar aus ihrer Aehnlichkeit mit Worten in verwandten Sprachen, errathen. Daß dieses sehr mißlich sey, ist leicht zu begreifen.

Z. B. Etymologie. Zuweilen hat ein abgeleitetes Wort eine ganz andre Bedeutung, als sein Stammwort. Gesetzt, daß in tausend Jahren die deutsche Sprache nicht mehr gesprochen würde, und daß ein Gelehrter ihr die Ehre anthun wollte, die wir den alten Sprachen erzeigen, und es fiele ihm das Wort Großmuth in die Hände. Er würde gewiß folgendermaßen etymologisiren. „Das Wort ist von groß und Muth „zusammengesetzt; heißt also ein großer Muth, so „viel als Tapferkeit, Unerschrockenheit.„ Und wer würde nicht glauben, daß ers getroffen hat?

Verwandte Sprachen. — Unser Gelehrter findet das Wort *généreux*. „In der lateinischen Spra„che hat man das Wort *generosus*, welches von genus „kommt. Genus heißt Geschlecht, Familie. Generosus „heißt so viel als adelich. Nun aber ist das französische „Wort *généreux* gerade dasselbe Wort, als generosus „in der lateinischen; das sieht man offenbar daraus, „daß die Stammsylben vollkommen die nemlichen sind, „und nichts anders als die Endung nach dem Genie „einer jeden Sprache verändert ist; denn die Franzo„sen veränderten gemeiniglich das osus der Lateiner in „ihr eux. Aquosus, aqueux; ventosus, venteux; „tumultuosus tumultueux, &c. Also ist généreux, „generosus; und generosus heißt adelich; folglich „heißt généreux adelich.„ Nun geräth unser Gelehrter auf einen Vers, der so anfängt:

Le coursier généreux —
„Das heißt ein adeliches Pferd. Was soll das seyn?
„Ach ja — die Araber hatten den Gebrauch, ein
„Stammregister von ihren Pferden zu halten. Den
„Franzosen war dieser Gebrauch wohl bekannt, wie
„man es aus ihren Schriften sieht — Es ist also zu
„vermuthen, daß sie ihm nachgeahmt haben. Das ist
„aus folgender Stelle des Boileau, eines ihrer belieb-
„testen Dichter, offenbar:

Et la posterité d'Alfane et de Bayard
Si ce n'est qu'une rosse est vendue au hazard.

„Die posterité d'Alfane etc. war also noch zu Boi-
„leaus Zeiten bekannt — Also hielten die Franzosen
„Stammregister über ihre Pferde, ꝛc.„

Leicht wäre es gewesen, dieses Raisonnement noch weit mehr auszudehnen, noch genauer und unumstößlich zu demonstriren; und gerade den falschen Sinn, d. h. Unsinn, heraus zu bringen.

So geht es uns mit den gelehrten Sprachen. Wie sicher kann man die Wahrheit darauf bauen?

§. 226.

Kein altes Buch ist bis zu uns ohne Verfälschung gekommen; theils aus Nachlässigkeit der Copisten, theils aus Verwechselung der ähnlichen Charactere, theils weil manche Handschrift durch die Zeit verstümmelt worden ist, theils weil die Ausleger, jeder nach seinem Sinne, gerathen, verändert haben — Das nannten sie verbessern.

Es ist gar nicht selten zu finden, daß verschiedene Gelehrte aus einer und derselben Schriftstelle irgend eines alten Buches, ein jeder seinen besondern und andern entgegen-

gegengesetzten Sinn herausgebracht haben — und zwar immer nach den Regeln der Grammatik und der Critik.

In der Bibel giebt es sogar ganze Stellen, von welchen man nicht weiß, ob sie ächt oder untergeschoben sind.

Achtzehntes Capitel.

Von gewissen besondern Kenntnissen und erstlich von Hypothesen.

§. 227.

Von den mehresten Begebenheiten in der Natur sehen wir weder die Ursachen, noch die Art, wie sie geschehen.

Wir wissen nicht, um nur einiges als Beispiel anzuführen, wie die Welt entstanden ist. — Denn das ist keine Erklärung, wenn wir sagen: „Gott hat sie geschaffen;„ wir wissen ja nicht, wie eine Schöpfung geschieht.

Wir wissen nicht, wie die Steine und Metalle im Schooße der Erde gebildet werden; wie viele Jahrtausende zur Bildung eines Diamanten gehören; und wie lange Gold und das beßre Eisen bearbeitet werden muß, ehe es reif wird.

Wir wissen nicht, wie die Pflanzen entstehen. Das sehen wir wol, daß sie aus gleichartigem Saamen entwickelt werden; allein wir wissen nicht, ob die Keime

von je her in zahllosen Hüllen existirt haben, oder ob sie erst im nächsten Saamen ihre Bildung und ihr Daseyn erhalten.

Eben so dunkel ist uns die Erzeugung der Thiere und des Menschen.

Wir wissen nicht, welche Kraft die Erde und alle Himmelskörper wälzt, und in ihrem gleichförmigen Lauf erhält.

Wie vieles ist, das wir nicht wissen! oder vielmehr, wie wenig ist, das wir wissen! Jedes Ding hat für uns unergründliche Tiefen.

Wir wollen aber wissen — wir forschen, wir beobachten, wir prüfen, wir versuchen, wir denken nach — ob nicht etwas herauszubringen ist.

Dieß Bestreben ist schön, und edel und nützlich. Es beweiset die Thätigkeit und den Schwung des menschlichen Geistes, es stärkt und erhebt ihn; und indem der Mensch nach hohen Dingen, die ihm oftmals unerreichbar sind, strebt, so findet er unterweges manche schöne, nützliche, trostreiche Wahrheit, wenn er auch das nicht findet, was er sucht. Nach und nach lernt er nur nach möglichen Dingen streben. Vormals, da man noch keine Kenntniß von der Natur hatte, gingen die Untersuchungen der Gelehrten immer grade auf die Entstehung der Welt, und auf den Ursprung der Götter — nachher ließ man diese hohen unerreichbaren Gegenstände fahren, und legte sich auf das Studium der Natur, und suchte, nicht ihre Grundkräfte, sondern ihre Gesetze und ihren Gang zu erforschen. In der ersten Kindheit der Chymie, arbeitete man an Umschaffung der schlechteren Metalle in Gold, an Universalarzeneien (Panaceen). Der Zweck war unerreichbar und das Bestreben thöricht; allein man

bekam

bekam dadurch Gelegenheit, vortrefliche Entdeckungen zu machen, man stieß auf schöne Geheimnisse der Natur. Nach und nach gewann man dafür Geschmack, man ließ die glänzenden Chimären fahren; und nun ist kein Vernünftiger mehr, der daran denkt.

So ist es mit allen Wissenschaften gegangen. Dennoch wagen sich die Gelehrten manchmal in höhere Regionen, und versuchen, ob sie nicht etwas errathen können. Errathen — denn sie wissen alle zu gut, daß nichts mit Gewißheit auszumachen ist.

So sucht man die Natur der Seele, ihre Verbindung mit dem Körper zu erforschen, so bemüht man sich die Absichten Gottes mit seinen Geschöpfen und mit dem Menschen insbesondre zu errathen. Man beobachtet, und zieht aus den Beobachtungen Vermuthungen, wie die Sachen vorgehen mögen.

§. 228.

Solche Vermuthungen nennt man Hypothesen. Das Wort heißt Voraussetzung. Der Grund davon ist — Es mag wol so und so zugehn.

Solcher Hypothesen giebt es in den Wissenschaften viele. Man behilft sich so lange damit, als man nicht die reine Wahrheit mit Gewißheit herausbringen kann.

Z. B. Zur Erklärung des Wechsels in unsern Tagen und Nächten, und der scheinbaren Bewegung der Himmelskörper hat man drey Hypothesen.

1) Die Ptolomäische oder die alte; welche annahm, daß alles so zugeht, wie es uns scheint; nemlich, daß die Sonne, die Planeten, die Sterne und der

ganze

ganze Himmel sich in vier und zwanzig Stunden um die Erde drehen.

2) Die Tycho Braheische — Diese lehrt, daß die Sonne sich um die Erde dreht, und alle übrige Planeten um die Sonne.

3) Endlich die Copernicanische, die jetzt allgemein angenommen wird, — nemlich, daß die Erde sich um ihre Axe in vier und zwanzig Stunden wälzt, und sich, sowohl als alle übrige Planeten, um die Sonne dreht.

So hat man auch von der Wirkung der Seele und des Körpers auf einander drei Hypothesen, die solche erklären sollen.

1) Die Erklärung oder Meinung der Alten, — daß die Seele und der Körper auf einander ohngefähr so wirken, wie zwei Kugeln, wovon die eine die andre stößt und in Bewegung setzt, auf einander wirken. Zu dieser alten Meinung scheinen sich viele unsrer heutigen Philosophen zu neigen. Man nennt diese Hypothese den Physischen Einfluß.

2) Nachmals kam die Lehre von der Geistigkeit der Seele auf, welche Lehre eben nicht alt ist, sowohl als die Lehre von Geistern überhaupt. Denn obgleich die Alten den Unterschied zwischen dem Körper und der Seele anerkannten, so stellten sie sich letztere doch nicht als einen Geist, d. h. als ein einfaches unsichtbares Wesen, sondern als einen Schatten, einen feineren edleren Körper vor. Eben dieses dachten sie von der Gottheit.

Die Lehre von der Geistigkeit, d. h. von der Einfachheit der Seele, machte, daß man jenen Einfluß des Leibes und der Seele auf einander nunmehr für unmöglich hielt. Nun entstand die Frage: Wie geht es zu, daß die Bewegungen meines Körpers auf die Befehle

meiner

meiner Seele erfolgen, als wenn diese Befehle jene Bewegungen erzeugten? Wie geht es zu, daß jeder Eindruck auf meinen Körper mit Vorstellungen in meiner Seele vergesellschaftet ist, als wenn der Eindruck die Vorstellung hervorbrächte?

Daraus entstanden nun ganz neue Hypothesen oder Erklärungen.

Die des Descartes, welche Malebranche weiter ausgeführt hat, und die man Gelegenheitsursachen nennt. Nach dieser Hypothese wirken der Leib und die Seele nie auf einander; sondern Gott giebt der Seele die Vorstellungen und Willensregungen bei Gelegenheit der Eindrücke, die der Körper von außenher empfängt; und den Körper setzt Gott in Bewegung bei Gelegenheit der Willensregungen in der Seele. Weil Gott alles bei Gelegenheit in dem Körper und in der Seele bewirkt, hat man diese Erklärungsart die Gelegenheitsursachen genannt.

3) Die dritte Hypothese hat Leibnitz, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte, erdacht, und seine Anhänger haben sie angenommen. Man nennt sie die vorherbestimmte Harmonie, weil in dieser der Körper und die Seele eben so wenig, als in der vorherigen, auf einander wirken, sondern weil jeder dieser beiden Bestandtheile des Menschen so eingerichtet ist, daß in dem Körper, zufolge seiner Constitution und seines Mechanismus, gewisse Bewegungen erfolgen, in eben der Zeit, da in der Seele gewisse Vorstellungen und Willensregungen, die mit der Bewegung des Körpers harmonisch sind, entstehen. Es sind zwei Wesen, die mit einander keine Communication haben, deren Wirkungen aber in einander so genau passen, daß man glau-

ben

ben sollte, die Wirkungen des einen erzeugten die Wirkungen des andern. — So, als wenn man eine Schlage- und eine Zeigeuhr so accurat zusammenstellte, daß die eine immer die Stunde schlüge, wenn die andre sie zeigt, obgleich beide in gar keiner Verbindung mit ihren gegenseitigen Triebwerken stünden. Eben so auch ist die Seele dermaßen zu ihrem Körper gestimmt, daß sie jedesmal und in jedem Augenblick Vorstellungen und Willensregungen hervorbringt, wenn der Körper die Eindrücke bekömmt, die damit harmoniren.

Z. B. ich schreibe in diesem Augenblick, da meine Seele denkt, und zwar schreibt meine Hand gerade das, was meine Seele denkt und geschrieben haben will. Dieß geschieht aber nicht, weil meine Seele denkt, und zwar gerade das denkt, und weil sie es geschrieben haben will; sondern meine Hand schreibt, weil sie so organisirt ist, daß sie gerade in diesem Augenblicke, und zwar eben das schreiben mußte, was und wann es meine Seele dachte. Wenn ich lese, empfangen meine Augen Eindrücke von der Schrift, und meine Seele hat gerade die Vorstellungen, welche durch die Schrift ausgedrückt werden. Die Vorstellungen entstehen aber nicht aus den Eindrücken, oder durch dieselben; sondern meine Seele war so gestimmt, daß sie gerade in dem Augenblicke denken, und zwar das denken mußte, was die Schrift ausdrückt.

§. 229.

Aus dem vorhergesagten ist leicht zu begreifen, daß solche Hypothesen keine zuverlässige Wahrheiten, sondern nur Vermuthungen sind, wodurch man sich etwas zu erklären sucht. Sobald eine solche Erklärung zur Gewißheit erhoben wird, hört sie auf eine Hypothese zu seyn.

Es giebt, wie man wol denken kann, minder und mehr wahrscheinliche Hypothesen.

Diese Wahrscheinlichkeit hängt von vielen Dingen ab.

1) Von dem Grunde, auf welchem sie beruhen. Wenn dieser unrichtig oder zweifelhaft ist, so ist auch die darauf gebauete Erklärung falsch oder ungewiß.

Z. B. die Cartesianische und Leibnitzische Hypothese beruhen auf dem Grunde, daß die Seele ein Geist ist, und daß Geist und Körper auf einander nicht wirken können.

Wir kennen einen Geist gar nicht, denn wir können uns ihn gar nicht vorstellen. Man sagt, es sey ein einfaches Wesen; — giebt es aber überall einfache Wesen?

Wenn wir das nicht wissen, so können wir nicht behaupten, es sey unmöglich, daß Geist und Körper auf einander wirken.

Es ist aber zu bemerken, daß der Grund richtig seyn kann, ohne daß die darauf gegründete Hypothese wahr sey.

Z. B. Gesetzt, jene Gründe seyen wahr, Geist und Körper können nicht auf einander wirken, so wäre doch eine von den beiden darauf gebauten Hypothesen nothwendig falsch, denn sie widersprechen einander. Ja sie könnten alle beide falsch seyn — denn es wäre möglich — erstlich, daß die Seele vielleicht nicht ein Geist wäre — das haben viele Philosophen, alle Alten, und insbesondere der Engländer Locke gedacht: — zweitens, daß es keinen Körper gäbe, und daß alle Erscheinungen, die wir in und außer uns wahrzunehmen glauben, bloße Vorstellungen unsrer Seele wären, da ohnehin, nach

den

den beiden letzten Hypothesen, die Vorstellungen, welche die Seele von den Dingen hat, nicht von den Dingen und ihren Eindrücken in die Sinne, sondern von Gott oder von der Seele selbst herkommen. Auch haben mehrere Philosophen gelehrt, daß alle Erscheinungen in der Natur bloße Vorstellungen unsrer Seele wären. Man nennt sie Idealisten, weil sie behaupten, daß alles bloße Idee ist, und nichts reelles. Ja ich habe eine Person gekannt, welche bei kränklichem Körper auf diese Hypothese der Idealisten gekommen war, ohne jemals von dieser gelehrten Speculation etwas gehört zu haben. Und diese Idee ging bei ihr zuweilen so weit, daß sie sich sagte: Was willst du dich bemühen? es ist ja doch alles bloße Täuschung.

2) Hängt die Wahrscheinlichkeit einer Hypothese von der richtigen Beobachtung der Phänomene ab. Wenn man die Dinge falsch sieht, kann man sie unmöglich recht erklären.

Z. B. wenn man die Vergehen der Menschen erklären will, so muß man sie recht kennen. Derjenige, der jeden leichtsinnigen Fehltritt Andrer für absichtliches Vergehen hält, und jedes absichtliche Vergehen der Liebe zum Bösen zuschreibt, der wird die Phänomene und ihre Bestimmungsgründe unrichtig sehen, und folglich die Ursach derselben nothwendig falsch angeben. Er wird Bosheit sehen, wo keine ist, und die Quellen eines Undings suchen.

3) Wenn eine Hypothese wahrscheinlich seyn soll, muß sie alle Phänomene in dem Gegenstande erklären.

Denn wozu soll sie dienen? Die Phänomene zu erklären, und zwar nicht einige, sondern alle. — Denn die Art, wie die Dinge wirklich zugehen, erzeugt alle

Phä-

Phänomene, — so muß die Hypothese, welche diese Art vorstellt, alle Phänomene erklären.

Z. B. man will erklären, wie es zugeht, daß die Sonne uns Licht und Wärme giebt. Man sagt: Weil sie Feuer ist. Das ist eine Hypothese, und sie erklärt Licht und Wärme. Aber hier sind andre Phänomene, welche sie nicht erklärt: 1) die hellgelbe Farbe der Sonne; 2) ihre Reinheit von Rauch; 3) ihre beständig gleiche Größe. Denn Feuer fordert Nahrung, und wir können nichts außer und neben der Sonne wahrnehmen, das zu der Nahrung eines so ansehnlichen Feuers dienen könnte. In einem Tage verzehrt ein Feuer eine Masse von Materie, die größer ist, als das Feuer selbst. Es müßten sich also neben der Sonne ungeheure Massen von Brennmaterialien finden. Jene Hypothese, daß die Sonne Feuer ist, erklärt die drei letzten Phänomene nicht; folglich ist sie falsch.

4) Und zwar muß die Hypothese die Phänomene **leicht** erklären; das heißt, sie muß zeigen, wie die Dinge mit den geringsten Anstalten hervorgebracht werden. Eine Hypothese, welche uns die Dinge so vorstellt, als wenn viel Anstalten dazu gehörten, ist zweifelhaft.

Der Grund davon ist, daß die Natur, oder vielmehr der Schöpfer, in der That alle seine Anstalten simpel gemacht, und seine größten Zwecke mit wenig Aufwand erreicht. Z. B. um die unsägliche Mannigfaltigkeit in den Himmelsstrichen und Jahreszeiten auf Erden herauszubringen, die so große Wirkungen thut, hat der Schöpfer eine Anstalt getroffen, die gar nicht simpler gedacht werden kann; nemlich, er hat die Erdaxe etwas schief auf ihre Bahn gestellt. Dadurch hat er nicht allein den wunderbaren Wechsel der Jahreszeiten, die un-

gleiche Länge der Tage und Nächte und mehrere herrliche Phänomene hervorgebracht; sondern er hat auch den Menschen zur Vorsicht, zur Bildung seines Verstandes und zu den Künsten geführt.

Man muß sich aber hierin mit seinem Urtheil nicht übereilen. Denn es kann sich fügen, daß viele Anstalten nothwendig sind, einen gewissen Zweck zu erreichen. In dem Fall müßten die weitläufigen Anstalten stattfinden; und die Hypothese, die solche annähme, wäre wahr, und eine simplere falsch. Wir kennen die Dinge zu wenig, als daß wir sagen könnten, ob ein Plan zu sehr zusammengesetzt ist, und ob es einen einfacheren geben kann.

Uebrigens sehen wir wirklich einige Anstalten der Natur, die uns sehr weitläufig vorkommen. Z. B. um die Gattungen der organischen Geschöpfe, d. h. der Pflanzen und der Thiere, zu erhalten, hat der Schöpfer eine scheinbar verschwenderische Menge von Keimen hervorgebracht, deren tausendster Theil, so weit unsre Augen reichen, niemals zur Entwickelung gelangt. Wie viele Apfelkerne, wie vieles Korn, welche ungeheure Menge von Eyern der Vögel und von Rogen der Fische geht nicht, dem Scheine nach, verlohren! Lauter Keime von organischen Wesen, welche zehn Welten hätten bevölkern können, und die jetzt nie zum Daseyn gelangen!

Allein diese Verschwendung ist vielleicht nur scheinbar. Vielleicht sind es diese organischen Keime, die das Leben der Natur erhalten — Wir denken, nur zum Daseyn der organischen Wesen seyen Keime nöthig — wer weiß? es gehören vielleicht auch organische Keime, der edelste Stoff in der Natur, zur Erhaltung, zur

Nahrung,

Nahrung, zur Veredlung derer Geschöpfe, welche zur Entwickelung gelangt sind. Man muß sich wohl hüten, die Natur zu übereilt zu meistern — Ihr Schöpfer ist weiser, als wir!

5) Endlich muß eine Hypothese, um wahrscheinlich zu seyn, gegen die Absichten der Dinge nicht verstoßen. Die Absicht ist jederzeit die Hauptsache; nach dieser muß alles sich fügen, und nichts darf ihr zuwiderlaufen. Eine Hypothese also, welche dieser Absicht widerspricht, ist schlechterdings falsch.

Z. B. man sagt, Gott habe den Menschen moralisch gut geschaffen, — dieser aber sey, durch die Anfechtungen und die List eines höhern Bösewichts, verführt worden. Dieß ist eine Hypothese zur Erklärung des moralischen Uebels. Sie läuft aber den Absichten Gottes mit dem Menschen schnurstracks zuwider — Denn wenn Gott den Menschen gut schuf, so wollte er haben, daß dieser gut seyn sollte — Wenn er aber dieß wollte, so konnte er ihn auch nicht verführen lassen. Jene Erklärung vom Ursprung des Uebels ist also falsch.

Diese fünf Bedingungen machen, wenn sie zusammentreffen, eine Hypothese höchst wahrscheinlich. Allein man darf sie deswegen noch nicht für ganz entschieden wahr und zuverlässig halten; denn es kann doch immer seyn, daß sie unrichtig ist, und daß die Dinge ganz anders vorgehen.

§. 230.

Man kann oftmals zur Erklärung eines Phänomens mehrere Hypothesen erfinden — und alle sehr wahrscheinlich machen. Es kann aber nur eine darunter wahr — sie können auch wol alle falsch seyn. Wenn

man aber die Wahl hat, giebt man der den Vorzug, welche wahrscheinlicher ist, d. h. welche mehrere von jenen Bedingungen vereinigt.

Neunzehntes Capitel.
Von der Kenntniß des Menschen.

§. 231.

Ich meyne hier bloß die Kenntniß des moralischen Characters des Menschen. Was seine Natur angeht, gehört nicht hieher.

Diese Kenntniß ist ungemein wichtig. — Im Grunde ist wenig daran gelegen, ob wir in tausenderlei Dingen irren, oder nicht. Was schadets, wenn wir die Perioden der Geschichte verwechseln, Spanien gegen Morgen und die Türkei gegen Abend versetzen? Was schadets, wenn wir in der Astronomie, in den Hypothesen von der Verbindung des Körpers mit der Seele auf Unwahrheiten gerathen? Sonne und Mond und Himmel werden sich an unsern Irrthum nicht kehren; sie werden ihren richtigen Gang immer fortgehen; die Seele und der Körper werden verbunden bleiben, ob wir gleich nicht wissen, wie es zugeht. Aber jeder Irrthum in Ansehung des Menschen ist uns nachtheilig — Denn wir auch sind Menschen, und wir müssen von uns selbst ebendasselbe ohngefähr, als von Andern, urtheilen. Wir haben mit Menschen zu thun, und ihre Eigenschaften sichern oder stören unsre Ruhe; wir müssen wissen, wie sie

sie zu behandeln sind; sonst erreichen wir unsre Zwecke nicht. Wir müssen Menschen bilden — uns und unsre Kinder, — also müssen wir die Anlagen der Menschen kennen.

§. 232.

Und zwar ist dieses Studium des Menschen nicht ein bloßer Gegenstand der Neugierde, so daß ich nur zu wissen brauche, was dieser oder jener gethan hat. Diese Kenntniß soll meine Führerin, die Richtschnur seyn, nach welcher ich mein Betragen mit dem Menschen einrichte. Also muß ich wissen — nicht, was er gethan hat, sondern was er zu thun gewohnt ist, was er unter diesen und jenen Umständen thun wird, damit ich diese Umstände und ihre Wirkung vermeiden, mildern, befördern könne.

§. 233.

Diese Erkenntniß ist keinesweges leicht. Sie erfordert Kenntnisse, Scharfsinn und Beobachtung. Wenige Menschen erlangen sie.

§. 234.

Ich theile die Kenntniß des Menschen in drei递 Haupttheile.

1) In die Kenntniß derer, mit welchen wir leben müssen.

2) In die Kenntniß der fremden und der alten Völker.

3) Und endlich in die Erkenntniß unsers eignen Herzens.

Die erste und dritte ist unumgänglich nothwendig, wenn wir ein ruhiges Leben führen, und zur Glückseligkeit gelangen wollen. Die zweite dient uns, die Anlagen des Menschen überhaupt genauer zu erforschen.

Zwanzigstes Capitel.

Von der Kenntniß derer, mit welchen wir umgehen.

§. 235.

Zwei Hauptumstände treffen zusammen, die es äußerst schwer machen, den Character und die Gesinnungen der Menschen zu erforschen.

1) Daß so ungemein viele Triebfedern auf sie wirken, so daß sie oftmals ihrem Grundcharacter zuwider handeln.

2) Daß sie die Kunst verstehen sich zu verstellen.

§. 236.

Der Mensch hat eine unzählige Menge von Trieben und Leidenschaften, die einander durchkreuzen, verhindern, befördern. Liebe, Haß, Zorn, Begierde, Gesundheit und Krankheit verändern ihn von einem Augenblick zum andern. In der Fröhlichkeit ist er ein andrer Mensch, noch ein andrer bei ruhigem Gemüthe, und noch ein andrer bei niedergeschlagenem Muthe. Ernst und Geschäfte stimmen ihn ganz anders, als der Umgang zum Vergnügen. Neuheit und Gewöhnung nicht minder.

Auf dem Theater ist ein Character wol eins, nie aber im wirklichen Leben — Wenn man also den Character eines Menschen in einer Lage, z. B. in der Ruhe

oder bei frohem Gemüthe, geprüft und entdeckt hat, so hat man noch nichts ausgerichtet. Wenn man ihn ganz kennen wollte, müßte man ihn in allen verschiedenen Lagen des Lebens gesehen haben.

Ein Mensch, der Glück sucht und wünscht, und vielleicht auf dem Wege ist, solches zu erreichen, spricht: Wenn ich zu dieser oder jener Würde gelange, so soll der Stolz mein Herz nicht bethören; ich werde nie meine Freunde vergessen oder verkennen; ich will immer mit denen, die jetzt meines Gleichen und meine Gefährten sind, so umgehen, als ich bisher gethan habe. Sein Vorsatz ist aufrichtig; sein Versprechen ist das Gefühl seines Herzens, sein fester Entschluß. Er erhebt sich — und sein Herz schwellt sich auf — er ist wie Andre, wo nicht noch ärger. Die Ehrenämter, sagt das Sprüchwort, verändern die Sitten.

Wenn ich reich wäre, wollte ich viel gutes thun — spricht derjenige, der sich Reichthümer wünscht — Er thut eine Erbschaft — und wird ein Thor.

Es tritt ein junger Mann in einen neuen Stand. Niemand ist eifriger und thätiger als er — Nicht wahr? er wird ein Muster seines Gleichen werden. Wir wollen sehen; ein jeder ist im Anfange thätig und eifrig — Wie lange wollen wir warten? das erste Jahr ist verflossen, und sein Eifer ist nicht erkaltet. Schön — wir wollen aber das zehnte Jahr abwarten. Wer ists, der wie Friedrich nach sechsundvierzig Jahren am letzten Tage seines Lebens sagen kann: Dieß ist der erste Tag, daß ich meine Geschäfte versäumt habe.

Kinder und junge Leute — und auch Männer fassen Entschlüsse; sie wollen alles übernehmen, alles

thun — man darf sich nur auf sie verlassen. Wer das thäte, der wäre gewiß betrogen.

Man kann bei dem Menschen von keinem Augenblick auf den andern schließen.

§. 237.

Selbst wenn man seinen Grundcharacter, d. h. seine vornehmsten Neigungen, Triebe und Leidenschaften kennt, kann man noch nicht mit Gewißheit vorher sagen, was er in einer gewissen bestimmten Lage thun wird.

Ich weiß z. B. daß mein Nachbar ein Geizhals ist — ich fürchte mich, ihn um eine Gefälligkeit anzusprechen. Dennoch wage ich die Bitte, und zu meinem Erstaunen gewährt er sie mir aufs erste Wort; ja er ist bereit, mehr zu thun, als ich verlange. Woher das? Vielleicht ist ihm an meinem Wohlwollen gelegen, und er hofft von mir mehr zu erhalten, als er mir leistet. Vielleicht hat er für mich einige Achtung, und will sich mir auf einer vortheilhaften Seite zeigen. Vielleicht hat er eben eine freudige Botschaft erhalten. Oder er ist ehrgeizig, und sein Ehrgeiz hat über seine Kargheit den Sieg erhalten.

§. 238.

Man kann die Gemüthsbeschaffenheit nur aus den Handlungen errathen. Die Handlungen aber können aus sehr verschiedenen Trieben fließen und doch ähnlich scheinen. Hier scheint ein Mann freigebig, und er ist nur eitel. Es ist ihm nichts daran gelegen, ob er hilft, wenn er nur glänzt. Dort hält man einen andern für stolz, der nur in sich gekehrt ist. Dieser schränkt sich ein; man beschuldigt ihn des Geizes — er hat aber unbekannte Ausgaben zu bestreiten, vielleicht verschwendet

er an Wohlthaten; oder er scheint reich, und ist doch sehr eingeschränkt.

Wegen dieser Aehnlichkeit der Aeußerungen, nimmt man leicht einen Trieb für den andern. Liebe zur Ordnung kann oft Eingeschränktheit, Härte, Geiz scheinen. Abgeordnete sammeln eine Collecte für Abgebrannte. Sie kommen in den Laden eines reichen Krämers, und treffen ihn eben, als er seine Leute schilt, daß diese einen Schwefelfaden auf der Erde liegen lassen und zertreten haben. O weh! denken die Sammelnden — dieser ist geizig, es wird nicht viel hier geben. Sie tragen mit Furcht ihr Anliegen vor. Recht gern, spricht der Krämer, mit heiterer Stirn; und giebt vier Ducaten. — Dieser war nicht geizig, sondern ordentlich.

§. 239.

Von einem guten oder fehlerhaften Zug auf die moralische Güte des ganzen Menschen zu schließen, ist sehr mißlich. Die größten Männer pflegen große Fehler an sich zu haben. Es wäre sehr unbillig, ihnen, ihrer Fehler wegen, ihre Verdienste abzusprechen. Gallilài, ein vortreflicher Gelehrter, war sinnlich, er hielt auf einen guten Tisch viel, und verwendete darauf seine ganze ansehnliche Einnahme. Der große Heinrich der vierte von Frankreich war sehr wollüstig und ein übler Spieler — Er, ein König, zürnte, wenn er verlohr. Man sagt, daß man die Menschen am besten bei dem Spiele kennen kann. Was kann man denn kennen? Heinrichen würde man bei der Charte für eine kleine Seele angesehen haben. Mancher Denker spielt schlecht — weil er zerstreut spielt; mancher Dummkopf spielt gut, weil er lange Uebung darin hat und alle seine Kräfte aufbietet.

Will man bei dem Spiele sehen, wie ein Mann seine Geschäfte treibt, wie er es mit seiner Familie, seinen Freunden und dem Vaterlande meint? Das doch wol nicht. Was will man denn an ihm sehen? Ob er gut oder schlecht, mit Aufmerksamkeit oder Zerstreuung, mit Gelassenheit oder Leidenschaft spielt? Ja das wol; aber auch weiter nichts — Das heißt aber nicht, den Menschen kennen.

Einige Züge eines guten Betragens beweisen eben so wenig einen guten Character, als einige Fehler einen schlechten. Manche schöne That ist bloße Weichherzigkeit, ohne Ueberlegung und Klugheit; die Regelmäßigkeit des Verhaltens ist öfter eine Wirkung der Schwäche und Furchtsamkeit, als die Folge der Vernunft.

Du bist zu meinem Unbedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein;

sagt das Pferd zum Esel in der Gellertschen Fabel.

§. 240.

Noch eines ist hierbei merkwürdig — Man sieht einen Menschen in großer Gefahr oder bei wichtigen Unfällen ruhig sich fassen und unerschüttert bleiben. Daraus muß man ja nicht schließen, daß es mit ihm gut leben seyn wird; weil er mit Gelassenheit auch die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens ertragen, und nie durch kleine Mißverständnisse aufgebracht werden wird. Er wird also nie fürchten, nie zürnen, nie mißmüthig, niedergeschlagen oder launisch werden. Man wird an ihm Trost, Stärkung und eine feste Stütze finden — Nicht doch! Vielleicht werden ihn Kleinigkeiten aufbringen und niederschlagen; und ich möchte es fast vermuthen. Der Held, der dem Tode und der Verstümmelung, auf dem Schlachtfelde, mit kaltem Blute trotzet, zittert

zittert vor dem Fieber, oder vor einer schmalen Brücke. Derjenige, der in manchen großen Leiden unerschütterliche Geduld beweiset, kann keinen Nadelstich ertragen. Der, den keine grobe Beleidigungen aus der Fassung bringen, wird von einem Wort entrüstet. Mancher ist in Kleinigkeiten karg, und in großen Dingen freigebig. Also kann man von dem Großen nicht auf das Kleine schließen.

Noch weniger aber darf man von dem Kleinen auf das Große einen Schluß ziehen.

§. 241.

Was ich hier vom moralischen Character gesagt habe, ist auch von dem Geiste wahr. Wenn sich ein Mensch in einem Stücke irrt, und sollte es noch so gröblich seyn, so muß man ja daraus nicht schließen, daß er einen schlechten Verstand hat. Und wer in allen Stücken richtig denkt, der ist darum noch kein großer Geist — noch viel weniger, wenn er nur glaubt richtig zu denken. Aristoteles, Descartes, Newton, Leibnitz waren ohne Zweifel große Köpfe. Allein sie haben auch manches gedacht und gelehrt, was wol nicht ganz entschieden wahr seyn möchte.

Ich komme wieder auf das Moralische.

§. 242.

Zu diesen Hindernissen allen gesellet sich die Verstellung. Ich meyne hier nicht die eingeführte Verstellung, welche befiehlt, daß man einem jeden seine widrigen Gesinnungen verberge, und überall Wohlwollen, Achtung, Dienstfertigkeit, Freundschaft in Worten und Gebehrden bezeige. Man weiß schon hierin, woran man sich zu halten hat, und daß man sich keine Rech-

nung

nung darauf machen kann. Ich spreche von der reellen Verstellung, welche ein andres Betragen äußert, als das, was die Gesinnungen heischen.

Diese Verstellung ist sehr gemein. Wir bedürfen des Wohlwollens, der Freundschaft Andrer, wir wollen ihre Liebe und Achtung gewinnen, wir suchen uns ihnen auf einer vortheilhaften Seite zu zeigen; und dieses zwingt uns manches ab, das wir ohnedieß nicht thun würden. Wir verbergen unsre wahre Gesinnungen.

§. 243.

Und zwar ist diese Verstellung nicht immer absichtlich und willkührlich, geschweige denn betrügerisch und böse. Sobald der Mensch mit Andern, mit denen er nicht ganz vertraut ist, sie mögen ihm gleichgültig seyn oder nicht; sobald, sage ich, der Mensch mit Andern zusammenkommt, so hat die Gegenwart der Andern auf ihn eine solche Kraft, daß sie ihn einschränkt, manche Gedanken und Triebe bei ihm unterdrückt, manche Aeußerungen seines Characters, ohne sein Wissen und Wollen, zurückhält. Mit einem Wort — vor Andern ist der Mensch ein andrer, als in der Einsamkeit und mit seinen Vertrauten. Und selbst gegen seine Vertrauten zeigt er sich sehr selten ganz bloß.

Dahin zielt die ganze feine Bildung für die Welt; sie lehrt ihn alle Affecten, die etwas widriges oder unbequemes haben möchten, in seinem Herzen verbergen; sie lehrt jeden Ausbruch der Leidenschaften mildern; sie lehrt gefällige Neigungen äußern, man mag sie wirklich haben, oder nicht; sie lehrt die Stärke der besten Empfindungen mäßigen — Denn selbst Freundschaft und Liebe dürfen den Zwang der eingeführten Anständigkeit nicht

nicht abwerfen. Dieser Firniß der Gefälligkeit, des Anstandes und der Mäßigung macht den Umgang mit den Menschen bequemer, schöner und gefälliger, aber unsicherer. Man darf sich auf die Versicherungen der feinen Welt nicht verlassen.

Es ist also schwer, sich der Neigungen der Menschen, und des, was sie thun und lassen werden, zu versichern. Der Freund gefällt mir, seine Liebe erfreut mich, sein Verhalten ist gut, noch hat er mir keine Untreue bewiesen — Allein, wer weiß, ob er derselbe bleiben wird; wer weiß, ob nicht ein andrer ihn mir abwendig machen kann? wird er, wenn ich ihn ja unversehens beleidige, wenn sein Interesse mit ins Spiel kömmt, wenn Freude ihm die Zügel der Affecten aus den Händen reißen wird, wenn Wein seine Leidenschaften erregt; — wird er dann eben derselbe seyn? was wird er thun?

Ihr jungen Freunde! für Euch besonders ist diese Lehre. Euer empfindungsvolles Herz, das noch kein Mißtrauen kennt, glüht leicht von dem Feuer der Freundschaft — es öffnet sich geschwind, und verschwendet sein Vertrauen. Dadurch ist mancher unter Euch ins äußerste Elend gestürzt worden. Sehet Euch vor. Nur eine lange und scharfsichtige Beobachtung kann Euch einige Sicherheit geben.

§. 244.

Was insbesondre die Freundschaft angeht, so kann man sich leicht darin irren. Wir sind die Vertrauten eines Mannes oder Jünglings. Er öffnet uns sein Herz, er sucht uns überall auf, zieht unsre Gesellschaft aller andern vor — wir halten ihn für unsern Freund,

und er selbst glaubt unser Freund zu seyn. Vielleicht irrt ihr euch beiderseits. Ihr sagt, euer Freund öffne euch sein ganzes Herz. Vielleicht hat er etwas darin, das er keinem Andern anvertrauen mag oder darf — vielleicht ist ihm diese Ergießung ein Bedürfniß, und er liebt an euch den, der ihm Befriedigung eines Bedürfnisses verschafft. Er klagt euch seine Noth, und findet bei euch Trost; er spricht mit euch von seinen Angelegenheiten, von seiner Geliebten. Wartet, um euch seiner Freundschaft ganz zu versichern, daß dieses Bedürfniß bei ihm aufhöre — ist er gegen euch immer noch derselbe; dann sprechet: Er ist mein Freund. Es werden aber wenig Freundschaften diese Probe aushalten.

Das ist schon allgemein bekannt, daß Freundschaften um des Vergnügens oder des Reichthums willen, keine Freundschaften sind.

Einundzwanzigstes Capitel.

Von der Kenntniß der alten und rohen Völker.

§. 245.

Es ist noch schwerer, sich von der Denkungsart und dem moralischen Character derer Völker einen Begriff zu machen, deren Sitten, Gebräuche und Lage ganz von den unsrigen verschieden sind. Wir pflegen sie mit uns zu vergleichen, und alles an ihnen zu tadeln, was von unsern

unsern Gewohnheiten und Ideen abgeht. Das ist der gerade Weg zu unrichtigen Urtheilen.

Der Missionar, der uns — ohne sein Wissen — eine für den Philosophen sehr lehrreiche Nachricht von Californien gegeben hat, wundert sich sehr über gewisse Züge des Californischen Characters, und schreibt sie der Bosheit, der Verstocktheit und der Blindheit jener Menschen zu. Sehr mißfällt es ihm, daß die Eltern ihre Kinder niemals, auch über die ärgsten Bosheiten nicht, züchtigen. Diese Bosheiten bestehen z. B. darin, daß sie sich mit andern Kindern schlagen, wenn sie einander auf der Jagd nach einer Maus oder nach Wurzeln antreffen. Wohl zu merken —! dieses sind ihre Speisen. Die Kinder, klagt er, bezeigen ihren Eltern keinen Gehorsam — Aber worin sollte dieser bestehen, da die Eltern den Kindern nichts befehlen, keine Erziehung zu geben nöthig haben, und sich um dieselben nicht bekümmern, sobald diese nur im Stande sind eine Maus zu fangen, und einige Wurzeln aus den Felsenritzen zu roden?

Man beschuldigt die Nordamericaner der Grausamkeit, weil sie manchmal ihre Kriegsgefangenen mit Martern peinigen, die uns schrecklich scheinen. Es ist aber bei ihnen nicht Grausamkeit. Denn 1) vertragen sie die Quaalen fast mit eben der Kaltblütigkeit, mit welcher sie ihre Gefangenen martern. 2) Sie tödten diejenigen geschwind, welche dabei ängstlich sind. 3) Sie üben sich selbst in der Erduldung der Schmerzen, und 4) prüfen sie ihre Anführer mit den härtesten Martern.

Einige Völker tödten ihre altgewordenen Eltern — und verzehren solche — Das nennen wir Unmenschheit. Sie thun es aber, um ihnen die Leiden des hohen Alters

zu

zu ersparen, also aus Liebe; und sie verzehren sie, wie Artemisia die Asche ihres verstorbenen Gemahls verschluckte, aus Ehrerbietung, weil sie kein besseres Grab für sie wissen.

Wenn die Knaben bei den Hottentotten an ihren Müttern ihren Muthwillen auslassen, so geschieht es nicht aus Bosheit, sondern weil es bei ihnen Sitte ist.

Alle diese Völker sind darum nicht Unmenschen oder Ungeheuer. Sie sind einmal an solche Vorstellungen gewöhnt.

Wir halten bei uns die Vielweiberei für eine Sünde, und tadeln deswegen die Asiatischen und Africanischen Völker. Die Erzväter Jacob, Lamech, der fromme David und der weise Salomo hatten auch viele Weiber. Hier gilt der Satz: ländlich, sittlich. Für das schöne Geschlecht, für den Staat und für die Ruhe des Hauses ist unsre Sitte allerdings besser; bei uns ist die Vielweiberei eine Sünde; nicht aber in Constantinopel.

§. 246.

Die Verschiedenheit der Ausdrücke, die wir brauchen, um unsre Gebräuche und die Gebräuche fremder, alter und roher Völker auszudrücken, macht auch, daß wir uns von diesen keinen rechten Begriff machen, und daß wir sie schief beurtheilen.

Wir sagen von einigen Völkern, daß sie sich die Haare mit Oel und Fett beschmieren. Die Worte Oel, Fett, beschmieren, erwecken in uns die Vorstellungen von Schmutz und Eckel; und wir empfinden Widerwillen gegen solchen Gebrauch. Wir bedenken aber nicht, daß man von uns eben dasselbe sagen kann. Nur weil wir den Talg Pomade nennen, und weil das Oel, das wir

brau=

brauchen, wohlriecht, so fällt uns gar nicht ein, daß von jenem Gebrauch nicht so sehr weit bis zum unsrigen ist.

Man erzählt, daß einige indianische Völker sich die Nase an einander reiben und die Hände beriechen, wenn sie einander begegnen; und wir lachen darüber. Bei uns küßt man einander, aber mancher küßt nicht, sondern legt nur die Backe an; wir küssen auf beiden Seiten, und da reiben sich die Nasen manchmal; wir küssen den Damen die Hand, oder wir machen die Mine dazu. Wir nennen das küssen, und finden es ganz schicklich. Warum nennen wir jenen Gebrauch der Indianer nicht auch küssen? Oder, warum lachen wir nicht über uns? — Weil wir es sind.

§. 247.

Wenn wir bei den fremden oder alten Völkern Gebräuche finden, die mit einigen von unsern Gebräuchen Aehnlichkeit haben, so halten wir sie für die nemlichen, und schließen daraus, daß jene dabei dieselben Vorstellungen und Absichten, als wir, haben. Und dann tadeln und billigen und bewundern wir nach diesen Voraussetzungen. Man kann leicht denken, wie unsere Urtheile bei so bewandten Umständen gegründet sind.

Z. B. sogleich, wenn wir von Tempeln hören, schließen wir auf Anbetung, in dem Sinn, den wir mit diesem Worte verbinden, und halten jedes Bild darin wenigstens für eine Vorstellung der Gottheit, wo nicht gar für die Gottheit selbst, die in dem Tempel verehrt wird. Es können aber historische Vorstellungen seyn. Wir haben ja in vielen Kirchen Fahnen, auf welchen Wapen stehen; wir verehren aber die Adler oder andre

Zeichen nicht: sie sind uns keine Vorstellungen von der Gottheit.

Unter den Griechen hatte man dem Mercur verschiedene Felsenstücke geweihet; und bei den Römern stellte man diesen Gott, unter dem Namen Faunus, durch eine unendliche Menge ungestalteter Pfähle vor. In Gallien und in Britannien war nichts gemeiners, als Steinhaufen und Pfähle, die genau einander gleich waren; Die ersten waren Denkmäler, für die Todten errichtet, und die letzten Zeichen von irgend einer merkwürdigen Begebenheit, oder Ueberbleibsel von den Altären der Druiden. Aber ein römischer Soldat, seinen Muthmaßungen überlassen, mußte auf der Stelle behaupten, daß es, wie in seinem Vaterlande, Vorstellungen des Mercurs wären. Hiernach berichtet man uns, daß Mercur der Gegenstand der Verehrung der Druiden war. Die Römer sahen noch andre Cerimonien, die von denen, welche bei ihnen einen Theil der Verehrung Apollo's ausmachten, nicht sehr verschieden waren; und daraus schlossen sie, daß die Druiden eben die Gottheit anbeteten. Sie sahen, daß jene Cerimonien auf gewissen Anhöhen vorgenommen wurden, die die Landeseinwohner carns nannten; und sie gaben dem Apollo den Beinamen carneus. Sie erfuhren, daß diese Cerimonien ein Wesen zum Gegenstand hatten, wovon der Grian, oder die Sonne, als das Symbol angesehen wurde; und sie setzten noch den Beinamen Gramus zu dem Namen ihres Apollos hinzu, in der festen Ueberzeugung, daß es gewiß derselbe wäre, als der Belil, den die Druiden anbeteten. So war es nun freilich leicht, durch Analogien, manche Römische Gottheiten in Britannien zu finden; ob sich gleich die Sache so verhielt, daß die

Britan-

Britannier, vor ihrer Verbindung mit dieser Nation, jene Gottheiten ganz und gar nicht kannten.

Man kann wol denken, daß jene Völker nicht nothwendig unsre Vorstellungen haben mußten; es ist vielmehr mit der höchsten Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, daß sie ganz andre Ideen und Absichten mit ähnlichen Aeußerungen verbanden.

Dazu kommt noch, daß diejenigen, welche uns Nachrichten von den rohen Nationen mittheilen, die Sprache dieser Völker selten verstehen. Sie müssen sich also selbst alles erklären, was sie sehen; und sie erklären alles nach ihren eignen Ideen. Es wäre dabei in der That ein Wunder, wenn sie die Wahrheit erriethen.

Daher kommt es, daß die Nachrichten der Reisenden sich gar oft widersprechen. Wie kann es anders seyn?

Zwei und zwanzigstes Capitel.

Von der Selbsterkenntniß.

§. 248.

Daß der Mensch den Zustand seines Verstandes und seines Herzens schwerlich mit Zuverlässigkeit wissen kann, erhellet daraus, weil der Irrthum und das unrichtige Gefühl, die ihn beseelen, ihm wahr und gegründet vorkommen müssen, so lange sie dauern (§. 202.) Wir können sehen, nur wie wir sehen; und fühlen, nur wie wir fühlen.

Das sieht man daraus, daß der Irrende sehr schwer von seinem Irrthum abzubringen ist, und daß der Leidenschaftliche seine Leidenschaft jederzeit für gegründet und billig hält. Ja der Wahnwitzige selbst glaubt vernünftig zu sprechen und zu handeln, Wahrheit und Billigkeit zu sehen, zu fühlen, und zu beobachten. Weil unsre Gedanken und Gefühle jederzeit der einzige Maaßstab unsrer Gedanken und Gefühle sind.

Wir haben nur zwei äußerliche Maaße zu unsern Gefühlen und Vorstellungen — beide sind sehr unvollkommen.

Das erste ist, daß unsre Vorstellungen mit den Dingen außer uns harmoniren, daß wir uns die Menschen, die Dinge, ihre Wirkungen und Entwickelungen so vorstellen, wie wir sie wirklich in der Natur sehen können.

Allein unsre Sinne, unsre Leidenschaften, unsre Fantasie können uns betriegen. Don Quixote sieht Windmühlen für Riesen, und eine Heerde Schaafe für ein Kriegesheer an. Wir sehen oft, was nicht ist, und anders als was ist.

Der zweite Maaßstab ist — die Uebereinstimmung unsers Denkens und Fühlens mit den Vorstellungen und Gefühlen Andrer. Aber auch dieser Maaßstab der Wahrheit hat seine Mängel.

a) Die Menschen denken und fühlen ganz verschieden. Der Eine sagt Ja; der Andre Nein. Der Eine zürnt, der Andre lacht. Wer hat Recht? nach wem werden wir uns richten?

b) Warum sollen wir Andern mehr zutrauen, als uns selbst? denn, wenn ich irren kann, sind denn die Andern unfehlbar?

Wenn

Wenn es nun zuträfe, daß alle Menschen auf eine und dieselbe Art irrten, und daß die Sinne Aller auf eine und dieselbe Art falsch wahrnähmen, so würden sie alle im Irrthum seyn und nothwendig darin stecken bleiben müssen. Sie hätten kein Mittel, sich daraus zu reißen. Z. B. wenn alle Menschen durch Lesung der Ritterbücher die Grille der fahrenden Ritterschaft in den Kopf bekämen; wenn sie alle, wie der Ritter von Mancha, überall bezauberte Schlösser und Prinzessinnen erblickten; dann würden alle Menschen Narren seyn; und es wäre ihnen schlechterdings unmöglich, solches zu erfahren. Sie würden, wenn noch ein Vernünftiger unter ihnen wäre, denselben, als einen Wahnwitzigen, ins Narrenhaus einsperren. — Sie könnten nicht anders.

§. 249.

Zur Selbsterkenntniß gehört aber noch mehr, als daß man wisse, ob überhaupt unsre Gefühle richtig und unsre Vorstellungen wahr sind. Man muß noch wissen, ob man in die Menschen, und besonders in die, mit welchen man es zu thun hat, paßt oder nicht; ob man sich nach ihnen bilden, oder seinen eignen Character behalten soll; ob man im Stande ist, dieses oder jenes zu leisten, dieser oder jener Reizung zu widerstehen.

§. 250.

Was bin ich Andern? oder: bin ich Andern angenehm, oder nicht? Eine wichtige Frage, die zur Ruhe des Lebens nicht unausgemacht bleiben kann.

Dazu ists nicht genug, daß ich weiß, ob ich richtig denke und fühle. Denn, wenn Andre nicht richtig denken und fühlen, so wird meine Richtigkeit für sie ein

Fehler seyn, der mir schädlich und ihnen unbequem wird. Es kommt hierbei auch nicht bloß auf Richtigkeit, sondern noch mehr, vornemlich bei den Gefühlen, auf stärkere oder schwächere Eindrücke an. Bin ich fest und hat mein Betragen Raschheit, so bin ich dem Schwächeren zur Last; er kann die Eindrücke, die mein Verhalten auf ihn macht, nicht ertragen. Bin ich schwach und hat jener Muth, so ist ihm meine Aengstlichkeit zuwider.

Wer rasch geht, wird dem langsam gehenden beschwerlich; dieser keucht und kann nicht mitkommen. Er ist aber auch dem Muthigen zu träge; dieser wird ungeduldig; das Schleppen macht ihn müde.

Der Gesunde spricht vor dem Bette des Kranken mit leiser Stimme; seine Stimme ist aber für den Kranken noch zu hart, und betäubt denselben. Der Gesunde kann hingegen die Stille, die Finsterniß in der Krankenstube nicht aushalten.

Der rasche muntre Geist scherzt, braucht Ausdrücke, die der Sache angemessen seyn mögen; der melancholische oder schwache Zuhörer aber nimmt daran Anstoß.

Der Mann von edler Einfalt, der sich besserer Verdienste bewußt ist, vernachlässigt seinen Anzug — Der Eitle nimmt ihm diese Vernachlässigung übel, weil er nur den Putz achtet und kennt.

Wie kann ich wissen, ob ich durch mein Betragen auffalle, oder nicht? Ich finde darin nichts auffallendes, sonst würde ichs vermeiden.

Siehe auf Andre; merke, was sie beleidiget, oder ihnen gefällt; verhalte dich wie jene. Gut. Allein — viele lassen mich ihr Mißfallen nicht sehen. Wenn mich Einige tadeln, geben mir Andre Beifall: Das Verhalten der Andern ist nicht gleich. Ich sehe

sehe auch, daß man oft gern solche Männer sieht, die nicht ganz nach dem gewöhnlichen Leisten geformt sind. Wenn ich mich nun umzubilden suche, werde ich es können? und wenn es mir gelingt, werde ich denn wirklich besser seyn, als ich jetzt bin? Lauter schwer abzuhandelnde Fragen! Ich kann mich, ohne über die Maaße weitläufig zu werden, darauf nicht einlassen.

§. 251.

Noch wichtiger und schwerer aber ist die Frage, was ich, wenn diese oder jene Umstände eintreffen sollten, thun oder lassen werde? Ob ich im Stande bin, dieß oder jenes Unternehmen zu wagen und auszuführen? Darnach muß ich meinen Lebensplan einrichten, meine Maaßregeln nehmen, Unternehmen wagen oder unterlassen, mich in Gefahren einlassen oder sie vermeiden: Solche Fragen müßte jede junge Person — Jüngling und Mädchen, auszumachen suchen. Denn, wie kann der Jüngling z. B. sich zu einem gewissen Stande widmen, wenn er weder diesen Stand, noch seine eignen Kräfte kennt? Hat er zu diesem Stande Kopf, zu jenem Geduld und Stätigkeit, zu dem dritten Muth, zu einem vierten Kraft und Gesundheit genug? Wenn er sich, ohne dieß zu wissen, in einen Stand wagt, dem er nicht gewachsen ist, so wird er ein elendes Leben führen und ein elender Mensch seyn.

Weil man diese Untersuchung vernachlässiget, giebt es so viele unglückliche Menschen in der Welt. Wenige kommen an ihren rechten Ort. Mancher sitzt auf dem Lehrer- oder Richterstuhl, der besser an der Hobelbank stehn würde; mancher führt die Feder, der die Holzaxt besser halten könnte; und mancher ist ein schlechter Hand-

 werker,

werker, der sich in der Gelehrsamkeit oder in Künsten, oder in einem Amte hervorgethan hätte.

§. 252.

Wie aber soll mans anfangen, in diesem Stücke zur Wahrheit zu gelangen? — Es ist nicht leicht; aber auch nicht unmöglich.

Erstlich muß man alle die Umstände des Lebens in den verschiedenen Ständen, unter welchen man die Wahl hat, genau beobachten. Man sieht solche täglich vor sich, und darf nur darauf aufmerksam seyn. Es finden sich auch immer Eltern, Lehrer, andre menschenfreundliche Personen, welche den Jüngling aus ihrer eignen Erfahrung belehren können, und es gern thun werden.

Zweitens muß man prüfen, ob man die zu diesem Stande erforderlichen Eigenschaften hat, oder nicht. Wer Leichtsinn in sich verspürt, muß z. B. nicht Theologie studiren; wer furchtsam oder weichlich ist, muß nicht Soldat werden rc.

Man kann diese Eigenschaften an sich entdecken, ohne geradezu jene Stände aus Erfahrung zu kennen. Obgleich ein Jüngling noch nicht im Kriege gewesen ist, kann er doch ohngefähr wissen, ob er Muth hat, wenn er die kleinen Gefahren seiner Lage nicht scheut. Aber sein Muth hierin ist ihm noch nicht für seinen Muth in der Schlacht Bürge. Wer bei seinem Vocabelbuche und Catechismus fleißig und anhaltend sich bewiesen hat, wird vermuthlich auch, als Mann und Theologe, bei der Bibel und andern Büchern fleißig seyn.

Drittens endlich, wenn man nicht Gelegenheit gehabt hat, solche Beobachtungen über sich selbst anzustellen, muß man Versuche machen; d. h. so viel, als

möglich,

möglich, sich in die Lage des Standes setzen, für welchen man sich prüfen will. So ließ ein General seine Söhne erst acht Tage lang das Leben der Soldaten führen, die Nächte durch wachen, mit schlechter Kost vorlieb nehmen, ehe er sie in Dienst gab. So muß der künftige Gelehrte versuchen, ob er bei einem Buche Tage und Wochen lang ausharren kann, ob sein Körper die sitzende Lebensart verträgt; u. s. w.

Dennoch werden diese Versuche nicht ganz zuverlässig seyn; denn obgleich die Anlagen des Körpers und des Geistes, bei dem Mann und bei dem Jüngling, ohngefähr die nemlichen sind, so bleibt doch immer zwischen diesen beiden Altern eine große Verschiedenheit; das eine hat gemeiniglich mehr Lebhaftigkeit und Muth, das andre mehr Stärke und Beständigkeit. Eine kurze Probe beweiset auch wenig: denn die Neuheit oder der Reiz eines außerwesentlichen Dinges, als z. B. eines Degens oder eines Kragens, können den Muth erhalten, und die Probe leicht machen; die Veränderung dieses Triebes und die Gewöhnung können, bei der Dauer, die Kräfte abspannen.

Drei und zwanzigstes Capitel.

Von der Beurtheilung der Werke der Kunst, und über die Geschicklichkeit und Größe der Menschen.

§. 253.

Nichts ist gemeiner, als daß man sprechen hört: Dieß Concert ist gut; Dieß Gemälde ist schön; dieser Musicus, dieser Acteur ist geschickt; dieses Buch ist vortreflich; dieser Prediger hat schön gepredigt; und dergleichen oder entgegengesetzte Urtheile mehr.

Man hört diese Urtheile nicht allein Künstler, Kenner und Liebhaber, sondern jedermann fällen. Niemand nimmt Anstand mit der dreistesten Zuversicht sein Wort zu sagen.

Was bedeuten diese Urtheile? — und wie viel Wahrheit ist darin?

§. 254.

Noch ziemlich leicht ist das Urtheil, daß ein Werk der Kunst schlecht ist. Wenn ein Concert mein Ohr beleidiget oder mir Langeweile macht — dann sage ich: Es taugt nichts. Es kann aber seyn, daß der Kenner es vortreflich findet. Wenn ich in einem Gemälde einen Fehler wider die Bildung der Natur finde, sage ich: es ist schlecht. Mein Urtheil kann richtig seyn, wenn ich die Verhältnisse der Natur kenne.

Manche

Manche Leser empfinden bei einem Buche Langeweile — sie sprechen ungescheut: Das Buch ist elend. Wird aber der Gelehrte auch so sprechen? Vielleicht entzückt es ihn. — Nur sieht der gemeine Leser die Vortreflichkeit desselben nicht — ihm ist das Buch schlecht, weil er es nicht lesen kann.

§. 255.

Wenn das Urtheil: Es ist gut; es ist schön — weiter nichts bedeutet, als: Es macht mir Vergnügen; — so kann es leicht wahr seyn. Man findet zwar Leute, die das ganze Concert hindurch geplaudert, oder so lange die Predigt währte, geschlafen haben, und dann am Ende doch Beifall und Lob geben. Diese gehören aber nicht hieher. Ihr habt also Vergnügen empfunden; und daraus schließet ihr, daß es schön war. Allerdings muß einige Schönheit darin gewesen seyn. War es aber wahre Schönheit, und nicht vielmehr Fehler, was euch vergnügte? Man lacht ja wol über einen Bucklichten oder Tölpel. Mancher sieht lieber einen Zwerg im Bilde, als eine Grazie. Wie oft hat man dem Redner Beifall zugeklatscht, wann er Unsinn in prächtigen Worten auftischte? Wortklang, Schwulst, Declamation sind die Lieblings-Schönheiten der Nichtkenner. Richtigkeit, Genauigkeit, Licht, Simplicität machen keinen Eindruck auf den großen Haufen. Ein Werk mit grobem Witz, mit elenden Zweideutigkeiten, welches die Leidenschaften oder die Einbildung rege macht, ist sein Vergnügen. (§. 226.)

Und wenn es auch wahre Schönheiten waren — darum ist das Werk noch nicht schön. Schönheiten muß wol jedes Product haben. Schön aber heißt nur ein Werk, das die Schönheiten seiner Art in hohem Grade ver-

vereinigt. Das Stück ist schön, — heißt —: Es ist vorzüglich schön; oder gar: Es hat alle mögliche Schönheit seiner Art.

Diese Urtheile sind nicht jedermanns Sache. Ersteres, wenn es nicht unsinniges Geschwätz seyn soll, erfordert Kenntniß der Kunst. Man muß wissen, was Schönheit ist, wie wenig Stücke so vollkommen sind, als das gegenwärtige, wie weit die Kunst zu gehen pflegt, worin die Vorzüge dieses besondern Stückes bestehn. Wer weiß dieses außer dem Künstler und dem Kenner?

Letzteres Urtheil: — Das Stück hat die ganze Vollkommenheit, deren die Kunst fähig ist; — ist ein Urtheil, das der größte Künstler nicht wagen darf; denn wer will sichs zutrauen, alle Mittel und die ganze Größe der Kunst vollkommen zu fassen; so daß er sagen dürfte: Weiter kann niemand gehen, niemand sehen, als ich sehe; es kann nichts mehr erfunden werden? Also kann niemand das Urtheil fällen, daß ein Werk der Kunst die größtmögliche Vollkommenheit erreicht habe.

Auch dieß Urtheil — daß ein Stück seine mögliche Vollkommenheit erreicht habe — kann nur derjenige fällen, der die größermögliche Vollkommenheit dieses Stücks sieht.

Ein großer Meister in der Bildhauerkunst hatte eine schöne Bildsäule ausgearbeitet, Kenner und Nichtkenner gaben ihm lauten Beifall; und doch konnte er den Meißel noch nicht aus der Hand legen. Euer Werk, sagten ihm seine Freunde, kann nicht schöner seyn. Das denket ihr wol, antwortete er, weil ihr das Original

nicht kennet; ich aber, der ich das Original sehe, ich fühle die Unvollkommenheit meines Werks.

Das Original, welches der Künstler sah, war die Idee von Schönheit, die er gefaßt hatte.

§. 256.

Mit eben der Dreistigkeit, mit welcher man, ohne die geringste Sachkenntniß, von den Werken der Kunst urtheilt, urtheilt man auch von den Männern, die man für große erkennt. Was will man damit sagen, wenn man von einem Manne spricht: er ist groß, er ist geschickt, er ist gelehrt? Soll das heißen: er ist größer, geschickter, gelehrter, als ich? — Das würde oftmals sehr wenig bedeuten; denn ein Mann kann größer seyn, als dieser und jener, ohne eben groß zu seyn. Mancher wundert sich ja wol über den Calendermacher, weil dieser so genau zu bestimmen weiß, wann wir Ostern haben.

Will man aber mit dem Urtheile sagen, daß der Mann wirklich groß, geschickt, gelehrt ist — wer kann dann dieses Urtheil fällen? Nur derjenige, der im Stande ist, jenes Mannes ganze Größe, ganze Geschicklichkeit, ganze Gelehrsamkeit zu übersehen und zu beurtheilen; das heißt, derjenige, welcher beinah eben so groß ist, als ersterer. Nur der große Mann kann den großen Mann beurtheilen.

§. 257.

Wenn nun dem so ist, was kann man von den Urtheilen sagen, die wir über Gottes Werke und Weisheit fällen? Wir sprechen vom Lobe Gottes. Können wir Gott loben? Verstehen wir seine Weisheit? Ueberschauen wir seine Plane? Sehen wir, welche Mittel

und Wege Gott zur Ausführung dieser Plane gewählt hat? Haben wir untersucht, welche andre Mittel und Wege dazu möglich oder unmöglich waren?

Wenn ein Kind, das noch nicht lesen kann, in das Cabinet eines großen Gelehrten käme, und es sähe da die Menge Bücher und andrer gelehrten Geräthschaften, und es bräche, voll Verwundrung gegen den Gelehrten, in Lob aus, und sagte: Ach, sie sind sehr gelehrt! — Nicht wahr? Der Mann würde lächeln, und sprechen: Schweig, mein Kind; du verstehst davon gar nichts. Es ist nun gewiß zwischen Gott und uns Menschen wenigstens ein eben so großer Unterschied, als zwischen dem Gelehrten und dem Kinde. Unser Lob Gottes kann weiter nichts bedeuten, als: Mein Gott, du bist weit größer, als wir denken können! Ob das nun viel gesagt ist, mag man aus dem vorhergesagten beurtheilen.

§. 258.

Aber wie kann man sich unterstehen, Gottes Anstalten zu meistern und zu tadeln? Versteht denn der Mensch, was zum Bau, zur Regierung der Welt, zur Erreichung der Absichten Gottes gehört? kennt er diese Absichten? Wüßte er bessere Zwecke und Mittel vorzuschlagen, als die, welche der Schöpfer gewählt hat?

Unsre Urtheile über Güte, Schönheit, Vortreflichkeit sind überhaupt sehr schwankend. Es geht ihnen, wie unserm Gefühle von Schönheit. (s. §. 91. und 97.)

Wir urtheilen 1) nach dem Vergnügen, welches uns das Anschauen eines Dinges gewährt; ohne an Vollkommenheit zu denken. So finden wir aufgelegte Zierathen schön, die eher die Schönheit verdecken und verunstalten, als solche heben.

2) Zu-

2) Zuweilen urtheilen wir aus Gründen und Erkenntniß der wahren innern Vollkommenheit — So urtheilt der Kenner der wahren und edlen Kunst.

3) Zuweilen urtheilen wir aus Gründen, nicht der Schönheit, sondern eines gewissen Interesses, nach den Absichten: und dann widerspricht unser Urtheil nicht selten unserm Gefühl. Z. B. jedermann findet ein reines Kornfeld, wo keine Blume ist, schön; und das, welches von Blumen bunt ist, schlecht. Hier urtheilt man offenbar nach dem Nutzen, und widerspricht dem Auge, welches in der Mannigfaltigkeit der Blumen unter dem Korn Vergnügen finden würde, wenn es vor dem Urtheile des Verstandes nur dürfte.

Der Grund der Verschiedenheit dieser überlegten Urtheile ist folgender.

Es giebt Dinge, die bloß zum Vergnügen da sind, oder bei welchen wenigstens das Vergnügen und die Schönheit die Hauptabsicht ausmachen; andre hingegen haben vorerst den Nutzen, und dann nebenher nur das Vergnügen und die Schönheit zum Zweck. Nun richten sich die Urtheile der Kenner jedesmal nach der Hauptabsicht des Dinges. Ist diese Hauptabsicht die Schönheit, so muß die Schönheit herrschen, und alles andre muß nachstehn. Z. B. in einem Lustgarten pflanzt man die schönsten Blumen, und nicht die, welche Obst, oder das schönste Obst tragen; der Lorbeerbaum und die Ceder verdrängen den Weinstock. Ist aber die Hauptbestimmung der Nutzen, dann muß dieser herrschen, und man leidet keine andre Schönheit darin, als die, welche den Nutzen befördert, oder höchstens solche, die sich mit dem Nutzen verträgt. Es darf keine

Schön-

Schönheit für sich da erscheinen. Z. B. man leidet an einem schönen Gebäude keine Säule, die nicht etwas zu tragen scheint.

Wir fodern in allen Dingen eine gewisse Einheit, oder ein Verhältniß der Theile zu einander. Ein König von Frankreich sah einstens einige Parlamentsräthe Ball spielen; er verwies ihnen solches mit Härte, und drohte ihnen Absetzung, wenn sie sich noch einmal dabei betreffen ließen. Hart war die Drohung — Ballspielen ist kein Verbrechen, so wenig für den Parlamentsrath, als für den Knaben auf der Gasse. Allein das Spiel paßt nicht in die Idee, die man sich von einem Rathe in einem Gerichtshofe macht — es sticht zu sehr ab. Ein Mann, der täglich über das Wohl, die bürgerliche Ehre und das Leben der Bürger zu sprechen hat, muß Ernst und Anstand beobachten — Die Leichtigkeit des Spiels scheint Leichtsinn zu verrathen. Wenigstens ist der Ballspieler ein andrer Mann, als der Richter; und man kann sich nicht leicht überreden, daß ein Mann zwei so verschiedene Personen gut vorstellen wird. Es deucht dem Zuschauer dabei immer, daß, wer so gut und gern Ball spielt, nicht gut und gern richtet.

Aus eben dem Grunde findet mans lächerlich, wenn ein junger Mensch eine Würde und einen Ernst affectirt, die für sein Alter nicht passen; wenn er das Betragen eines Mannes von Ansehen copirt. Es sticht ab.

Lächerlich kommt es uns vor, wenn wir in dem Hause eines mechanischen Handwerkers, oder eines Mannes, der eine grobe oder schmutzige Handtirung treibt, die leichten Schönheiten des Luxus, seidene Vorhänge, gemalte Stuben, lakirtes Hausgeräth antreffen; wenn

wir

wir sehen, daß seine Frau weiße Handschuh und Flor trägt. Es kommt uns vor, daß dieses alles von der Arbeit beschmutzt und zerrissen werden muß. Ein Mann, der aus der Feueresse oder dem Pferdestall kommt, muß ja eine mit Seide beschlagene Ottomane verderben; seine Glieder sind auch so zart nicht, daß sie solche bedürften. Der Putz dieser Leute mag immer prächtig und kostbar seyn; wir haben nichts dawider. Nur die Eleganz sticht zu sehr ab.

Wenn der Officier auf der Parade einen Regenschirm trüge, würde er keine Sünde begehen — Sein Chef würde ihn aber in Arrest schicken. Ein General wollte nicht erlauben, daß seine Officiere ein Bett in der Wachstube hätten. Warum? Diese Idee von Weichlichkeit verträgt sich mit der Idee von Muth in der Schlacht und von Festigkeit im Marsch nicht. Verträgt sich der Regenschirm mit der Idee des Mannes? Wir haben ja Männer, die den Sonnenschirm tragen, um sich die zarte Farbe nicht zu versengen. Das sind recht niedliche Männer.

4) Wenn wir bloß nach Geschmack und Vergnügen, ohne Grundsätze, urtheilen, so sind unsre Urtheile sehr ungleich; denn da wir nicht immer auf gleiche Art, sondern immer nach der jedesmaligen Stimmung des Augenblicks fühlen, so urtheilen wir dann auch von der Schönheit verschiedentlich. Wenn ich traurig bin, ist mir eine muntre Musik unerträglich; bei froher Laune wird die melancholische Musik nicht gefallen. Ueberhaupt, um uns zu vergnügen und den Beifall unsers Gefühls zu erhalten, muß ein Werk der Natur und der Kunst jedesmal die augenblickliche Stimmung unsers Herzens treffen.

Vier und zwanzigstes Capitel.

Von dem Unterricht überhaupt.

§. 259.

Zwei Mittel zur Erkenntniß der Wahrheit hab' ich abgehandelt, nemlich die Sinne, und das Nachdenken. Nun ist noch ein drittes Mittel übrig, der Unterricht. Von diesem will ich jetzt handeln.

Ich nenne Unterricht jede Mittheilung der Kenntnisse, welche uns von andern gewährt wird, es sey mit oder ohne Absicht.

Also ist der Unterricht nicht allein die Lehre, welche bestellte Lehrer oder Freunde uns geben, sondern auch jeder Rath, jede Erzählung, jede Warnung, jede Unterhaltung mit Andern im Ernst und im Scherz — Denn, es muß ja in jeder Rede Wahrheit, und es kann in jeder auch Unwahrheit seyn.

§. 260.

Der Unterricht hat, sowohl als jede andre Quelle der Erkenntniß, seine Mängel.

Das ist nothwendig. Denn die Erkenntniß, welche Andre uns mittheilen, muß doch ursprünglich von den Sinnen, von der Erfahrung und von dem Nachdenken herkommen. Mein Lehrer, oder der Lehrer dieses Lehrers, mit einem Wort, derjenige, welcher eine Idee zuerst fand, zuerst Andern mittheilte, mußte diese Idee durch die Sinne, die Erfahrung oder das Nachdenken

denken haben. Wir haben aber gesehen, daß alle diese Wege zur Wahrheit auch zum Irrthum führen können. Mithin kann auch die Lehre irrig seyn; ja es ist wahrscheinlich, daß in der That mancher Irrthum sich darin eingeschlichen haben wird.

§. 261.

Freilich hat die Lehre, vornemlich die, welche von alten Zeiten und von berühmten gelehrten Männern herkommt, einige Wahrscheinlichkeit mehr für sich, als unsre eignen Beobachtungen und Betrachtungen. Wir können uns auf uns selbst nicht verlassen, weil wir selbst, und ohne Bestätigung von Andern, nicht wissen können ob wir Kraft genug haben, die Wahrheit von dem Irrthum zu unterscheiden. Wir fühlen wol unsre Kräfte; wir wissen aber nicht, ob wir damit so weit reichen, als Andre, bis wir uns mit Andern verglichen haben, und die Bestätigung von Andern bekommen. Diejenigen aber, welche nunmehr in dem Rufe der Gelehrsamkeit und der Geistesgröße und Stärke stehn, haben Beweise ihrer vorzüglichen Kraft gegeben; und diese Beweise sind allgemein für gültig anerkannt worden. So muß auch bei uns die Stimme solcher Männer und Lehrer mehr gelten, als die unsrige; ihre Beobachtungen und Betrachtungen haben gewiß einen Grad der Richtigkeit mehr.

Eine alte Lehre hat auch immer vieles für sich — Schon manche gelehrte Männer haben sie angenommen — Man kann vermuthen, daß sie solche geprüft, und die Wahrheit derselben bewährt haben. Man hat sie lange mit der Erfahrung verglichen und ihre Richtigkeit bestätigen können. Dieses ist ein wichtiges Vorurtheil

 für

für die Wahrheit und Aechtheit solcher Lehren — Allein, es ist doch weiter nichts, als — ein Vorurtheil.

Denn 1) haben auch die größten Männer geirrt. Descartes, Aristoteles, und alle Männer, welche Welt und Nachwelt für große Geister erkannt haben, haben wirklich geirrt, und manchmal recht gröblich. Descartes z. B. glaubte, er wollte eine Welt bauen, wenn man ihm nur Stoff dazu und Bewegung geben wollte.

2) Wenn einer irren kann, können zehn, hundert, tausend irren. Also hilft es einer Lehre nicht allemal, durch die Hände vieler Menschen gegangen zu seyn. — Wenn tausend sie geprüft haben, kann sie noch Irrthum seyn.

3) Es ist zu vermuthen, daß alle die gelehrten Männer, welche eine Lehre von einem Jahrhunderte zum andern fortgepflanzt, diese Lehre geprüft haben. Das ist aber nicht ausgemacht. Und in der That ist es in vielen Stücken nicht geschehen.

Von jeher ist das Vorurtheil des Alterthums von großem Ansehen gewesen; man hat die Lehren der Vorfahren mehrentheils als Heiligthümer betrachtet, die nicht fehlerhaft seyn könnten, und die man nicht untersuchen dürfte. Ein Prediger sagte mir einmal gerade heraus: Wir werden in der Bibel nichts sehen, das unsre Vorfahren nicht gesehen hätten. Mancher Philosoph macht es eben so; er verläßt sich auf die Vorgänger, und wünscht, daß alle Welt es so machen möchte.

Lange Zeit hat Aristoteles das Scepter der Philosophie geführt. Unter seiner Regierung war es die Frage nicht: ob diese oder jene Lehre wahr, oder in der

Erfah-

Erfahrung gegründet sey; sondern, ob Aristoteles solche gelehrt habe oder nicht.

Auch sehen wir, daß uns wirklich grobe Irrthümer von dem Alterthume überliefert worden sind. Lange hat man es als eine ausgemachte Sache angesehen, daß die Erde still stünde, und der ganze Himmel sich um sie drehte; daß das Blut in den Adern nicht fließe. Große Aerzte haben lange sich dem Gebrauche des Obstes bei der Ruhr widersetzt. Noch im Jahre 1780 (wenn ich nicht irre), hat man von Hexenprocessen gehört.

Unsre Lehrer **können** also Irrthümer haben, und folglich Irrthum lehren.

§. 262.

Der Lehrer kann nicht anders als durch die Sprache lehren. Nun kann es geschehen:

a) daß er der Sprache unkundig sey. Es wäre das erstemal nicht.

b) daß er gewisse Worte in einer ganz besondern ihm eignen Bedeutung brauche. Das geschieht sehr oft — der Schüler oder Zuhörer weiß dieß nicht, denkt nicht daran, versteht die Worte in dem gewöhnlichen Sinn, und faßt die Lehre ganz falsch.

c) Daß das rechte Wort ihm nicht gleich beifalle, daß er also ein andres nehme, und dadurch eine falsche Idee erwecke.

d) Es kann auch seyn, daß er Zwischensätze vergißt, ein Wort nicht erklärt — weil er sich selbst versteht, und das Bedürfniß des Zuhörers nicht fühlt.

Die ganze Wissenschaft des geschicktesten Mannes hängt von seiner Laune, seinen Leidenschaften, seinen

Sorgen, von der Ruhe und Heiterkeit seiner Seele ab. Gesundheit und Krankheit tragen auch das Ihrige bei. Heut trägt er vortreflich vor, weil es hell in seinem Kopf und heiter in seinem Herzen ist. Morgen wird er vielleicht düster seyn, und seine Lehre wird seyn wie sein Kopf und sein Herz.

§. 263.

Der Unterricht hat nicht, wie die Erfahrung, eine Zwangskraft, die den Schüler bei seinem Gegenstand fest hält. Der Zuhörer kann also der Lehre ohne Aufmerksamkeit beiwohnen; und dann ist die Lehre vergeblich. Bei dem besten Willen und der größten Anstrengung, kann der Zuhörer zerstreut seyn. Er kann über den Hauptsatz, oder irgend eine andre Idee des Vortrages nachdenken, und darüber die Erklärungen, Bestimmungen, Einschränkungen, Beweise versäumen, den ganzen Faden verlieren; das ist noch ärger, als nicht verstehen, denn es giebt Irrthum. Irrthum aber ist schlimmer als Unwissenheit, aus zween Gründen.

1) Wenn ich eine Sache nicht weiß, so denke ich nicht solche zu wissen, und wenn mir etwas daran gelegen ist, kann ich sie noch lernen. Ich weiß, daß ich nicht weiß. Wenn ich aber irre, weiß ich nicht, daß ich irre; sonst wäre mein Irrthum kein Irrthum. Ich weiß also nicht, oder vielmehr, ich weiß unrecht; glaube doch aber zu wissen; und folglich suche ich nicht zu lernen.

2) Die Unwissenheit verleitet Niemanden zu Fehltritten, weil sie Niemanden zur Handlung reizt. Irrthum aber bewegt, und richtet falsch.

Z. B. ich bin krank. Mein Arzt schreibt mir Verhaltungsregeln vor. Wenn ich ihn gar nicht verstehe,

entweder, weil er undeutlich spricht, oder weil ich zerstreut bin, so thue ich nichts und frage ihn noch einmal. Verstehe ich ihn aber unrecht, und glaube doch ihn verstanden zu haben, so richte ich mich nach meinem Irrthum; ich thue was ich gehört habe, ganz was andres als er verordnet hat. Ich frage ihn auch nicht, weil ich zu wissen glaube.

Wenn der Lehrer in der Sprache unwissend oder dunkel seyn kann, kann auch der Zuhörer in der Sprache unwissend seyn.

§. 264.

Dieß wären die Hauptfehler des Unterrichts überhaupt, und des mündlichen, formellen Unterrichts insbesondere. Nun wollen wir die Fehler der verschiedenen Arten des Unterrichts betrachten.

Aller Unterricht kann auf die drei folgenden Classen zurückgeführt werden.

a) Die gemeine Unterredung, in welcher man seine Gedanken, sie mögen nun wichtig oder unbedeutend seyn, andern mittheilt.

b) Die Lehre bei practischen Zweifeln, oder der Rath.

c) Der Unterricht durch Beispiel, und

d) Durch die Schrift, wo ich von den Büchern reden werde.

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Von der Unterredung.

§. 265.

Außer allen den Fehlern, wovon ich bisher geredet habe, hat die Unterredung zwei, die ihr eigen sind; nemlich, die Unwissenheit und den Leichtsinn.

Jedermann, der Gelehrte und der Ungelehrte, will in der Gesellschaft mitsprechen. Hier werden allerlei Materien abgehandelt, und jeder giebt zu allen sein Wörtchen her. Mit den schwersten Fragen wird man in der Geschwindigkeit, weit eher als auf dem Catheder und im Cabinette, fertig. Der Schuster entscheidet in der Politik, und der Krämer in der Philosophie. Damen beurtheilen Musik, Gedichte, Schauspiele, Predigten, die Policeiverordnung, sprechen über Handlung, über Ein- und Ausfuhr, Erziehung und Medicin.

Man stellt sich wol vor, daß niemand sich dabei sonderliche Mühe giebt, seine Urtheile durchzudenken, zu prüfen und mit Gründen zu belegen. Oftmals versteht die hochgeehrte Gesellschaft von allen diesen Dingen kein Wort, und betet mehrentheils nur die Urtheile nach, die sie, ohne solche zu verdauen, hin und wieder aufgefangen hat. Selbst der Gelehrte, der nicht zum Denken, sondern zur Erholung von seinen ernsten Arbeiten hergekommen ist, behandelt die Sache nur obenhin, und ist dabei weder auf die Sachen, noch auf die Sprache sehr

auf-

aufmerksam. Man muß hier also wenig auf Wahrheit rechnen.

Selbst wenn Gelehrte mit einander über eine Materie sprechen, so kann man sich nicht ganz auf sie verlassen. — Sie flattern von einem zum andern, kommen von der Hauptsache ab, gerathen auf Nebendinge. Sie haben die Zeit nicht, bestimmt zu reden, die Worte zu wählen und zu erklären. Oft verstehen sie daher einander nicht; und nach langem Streite findet es sich zuweilen, daß sie beide einerlei Meinung waren; nur daß sie sich verschiedentlich ausdrückten. Selten hat der gelehrte Streit Wahrheit herausgebracht.

§. 266.

Vornemlich mit den Erzählungen hat es seine sonderbare Bewandtniß. Wenige Leute haben die Gabe, recht zu sehen, was sie sehen. Dieses hängt zum Theil von den Irrungen der Sinne, des Gedächtnisses, und von dem Mangel an einem treuen Gedächtniß, ab; theils rührt es von den Absichten und den Leidenschaften, die man beim Sehen und Erzählen hat, her. Wenn hundert Menschen ein und dasselbe Schauspiel gesehn haben, kann man sicher darauf rechnen, daß man hundert verschiedene Erzählungen von Augenzeugen haben wird. Die mehresten sehen obenhin. Unter den aufmerksamen Zuschauern, zieht der Eine diesen, und der Andre jenen Zustand mehr ins Licht; so daß ihm manches wichtige über seine Theilaufmerksamkeit entgeht. — Mancher bleibt bloß bei Nebendingen stehn, und vergißt darüber die Sache selbst. So kamen einige Mädchen vom Lande in die Stadt, um eine Illumination bei einem Volksfeste zu sehen, und wußten nachher weiter nichts

 davon

davon zu erzählen, als die Schlägereien, die dabei vorgefallen waren. Man kann wirklich sagen, daß jeder Zuschauer in der größten Menge etwas anders sieht. Das kommt von den verschiedenen Characteren der Menschen.

Nun erzählen unsre Augenzeugen — Einseitig, halb, falsch haben sie gesehen; einseitig, halb, falsch erzählen sie; es kann nicht anders seyn. Jeder stellt die Sache unter seinem Gesichtspunct vor; er hat die Folge der verschiedenen Auftritte vergessen, bringt also hinten, was vorn gehört, und verunstaltet die ganze Geschichte. Er vergißt Umstände und Auftritte, und die Begebenheit gewinnt ein andres Ansehen. Es ist nicht Lüge, es ist Unbesonnenheit.

Z. B. „Jemand hat ein junges Frauenzimmer „Abends mit ihrer Muter spazieren gehn gesehen. Ein „bekannter junger Mensch begegnet ihnen, und begleitet „sie. Dieß wird erzählt. Der erste Erzählende vergißt „schon, daß der junge Mensch ihnen bloß begegnet ist. „Der zweite läßt die Mutter weg; ein dritter vermu„thet, daß die jungen Leute einander bestellt haben, oder „er spricht, daß Mlle N. mit Herrn N. spazieren geht; „was nun die Sache, als wenns oft geschähe, vor„stellt. So kann das arme Mädchen für ein unartiges „Frauenzimmer ausgeschrieen werden.„

§. 267.

Wenn vieles Volk zusammenläuft, um einem Schauspiele beizuwohnen, so macht das Gedränge und der Tumult, daß die mehresten gar nicht sehen, und daß Niemand recht sieht und hört. Wie kann ich bei dem Zulauf und dem Gedränge sehen, was zweihundert Schritte

Schritte von mir vorgeht? und bei dem Tumult, was dabei gesprochen wird? Tausende wissen nicht, können gar nicht erfahren, was in ihrem Orte vorgeht. Und doch erzählt jedermann Stadtneuigkeiten.

Z. B. Man erzählte einmal, ein Mann hätte seine Frau bei einem andern im Bette getroffen, und sie weggejagt; man suchte die Frau in ihres Vaters Hause. Es half nichts, daß man sie nicht fand; die Geschichte mußte wahr seyn, und die Klügsten meinten, es gäbe doch keinen Rauch ohne Feuer, d. h. es müßte an der Geschichte doch etwas wahr seyn. Die Wahrheit war, daß die Frau in Ruhe und Ehrbarkeit in dem Hause ihres Mannes lebte. Die Veranlassung zu dem Gerüchte war vermuthlich, daß ein Mann, an einem andern Orte in der Nachbarschaft, seiner Frau eine Untreue gespielt hatte, die ruchbar geworden war. Also hatte man Ort, Personen und einen Mann mit einer Frau verwechselt. So richtig wird erzählt!

§. 268.

Einbildung und Leidenschaften tragen das Ihrige bei, der Sache ein andres Ansehen zu geben. Beim Erzählen erhitzt sich die Fantasie und mahlt die Scenen lebhaft aus. Der eine will loben, der andre tadeln; und dadurch setzen sie die Sache in ein neues Licht. Mancher nimmt an der einen oder der andern Partei Theil, erhebt das Betragen und die Vortheile des einen, schwärzt an und verkleinert alles, was den Andern angeht. Wenn Krieg ist, darf man nur die Manifeste und Zeitungen der beiden Parteien lesen, oder zwei Personen ihre Zwistigkeiten erzählen hören, um zu lernen, wie viel die Leidenschaften der Wahrheit schaden.

§. 269.

In der Erzählung sieht die Sache immer etwas anders aus, als in der That. Z. B. man lese den Plan einer Erziehungsanstalt. Es ist ausgemacht, daß der Leser eine weit höhere und angenehmere Idee von der Sache daraus nehmen wird, als aus der Anschauung der Anstalt selbst. In der Geschichte sind die Begebenheiten auffallender, als in der That. Woher mag dieses kommen? — Aus zween Gründen.

1) Stellt die Geschichte oder Nachricht, oder der geschriebene Plan alle Züge und Theile nahe bei einander. Cäsar kam, sah und siegte; sagt die Geschichte. Beim Lesen ist das ein Blitz, der den Lesenden betäubt. Ueber die That vergehen Tage und Wochen — Der Sieg steht nicht so nahe bei der Ankunft; als im Buche. Den Plan übersehe ich in der Geschwindigkeit ganz, alle Theile desselben sind zusammengedrängt. In der Sache sind sie einzeln und getrennt. Dieser Unterschied verursacht Täuschung; und diese Ursache der Täuschung steht auf keine Weise zu vermeiden.

2) Kommt in der Geschichte und in dem Plan nicht alles, was in der Sache ist, vor; und in dem Plane ist manches, was in der Sache fehlt.

Die Geschichte erzählt nur große Begebenheiten, die kleinen läßt sie weg. Sie sagt: Hier siegte unser Held. Sie erzählt aber nicht jedesmal, was der Sieg kostete, sie kann uns die Angst, das Blutbad nicht vorstellen; und so denken wir nur Muth, Tapferkeit, Kriegskunst, Siegesgeschrei — lauter angenehme Bilder. Oftmals verschweigt die Geschichte die Fehler ihres Helden, und machts wie jener Mahler, der seinen Helden,

den, der nur Ein Auge hatte, von der Seite dieses Auges mahlte.

Der Plan sagt die Hauptsachen, den Zweck, die vornehmsten Mittel. Die Schwierigkeiten, den Verdruß, das ganze Detail sagt er nicht. Er sagt, was man thun will — und das ist zuweilen etwas andres, als was man thut. So lauert uns die Täuschung überall auf.

§. 270.

Manche Menschen haben sich eine hyperbolische Sprache angewöhnt. Bei ihnen ist alles groß, erstaunlich, ungeheuer. Wie kann man ihnen trauen?

§. 271.

Noch weniger aber darf man sich auf die Erzählung derer verlassen, welche entweder weite Reisen gethan haben, oder in einer vermeintlich großen Gefahr gewesen sind, und ihre Abentheuer erzählen. Diese pflegen gemeiniglich alles zu vergrößern. Haben sie auf einer Brücke einen Fehltritt gethan, so heißts: Bald wäre ich ins Wasser gefallen. Wenn sie etwas ungewöhnliches gesehen haben, so ist dieß unerhört, ungeheuer gewesen. Man weiß die Fabel von dem Gellertschen Hunde, und von dem Kohlkopf, der so groß war, als ein Haus. Dieß thun solche Leute, theils weil sie vor Verwundrung die Sache wirklich größer gesehen haben; theils um sich durch Erzählung von Wunderdingen, die nur sie gesehen haben, ein Ansehn zu geben; theils um die Zuhörer, die, wie alle Menschen, gern Wunderdinge hören, zu belustigen.

§. 272.

§. 272.

Eine Menge Menschen, die in Gesellschaften gern erzählen, sind wenig um die Wahrheit bekümmert, und füllen die Lücken ihrer Erzählungen mit Vermuthungen aus. Anfänglich geben sie solche bloß für Vermuthungen; nach und nach gewöhnen sie sich an diese Vorstellungsart, halten ihre Erdichtungen für Wahrheit und erzählen sie als solche. Sie erhaschen hie und da einige Züge, suchen solche zu erklären und in Zusammenhang zu bringen; sie errathen oder erdichten Absichten, Folgen, Ursachen und Verbindung.

Endlich giebt es Menschen, die sich ein Vergnügen daraus machen, Lügen zu ersinnen, und andern als Wahrheiten aufzuheften.

§. 273.

Dieß alles gilt von denen, welche gesehen haben. Was kann man von denen denken, die nur gehört haben und wieder erzählen? Augenscheinlich können ihre Erzählungen nicht richtiger seyn, als sie solche empfangen haben; verderben können sie aber solche noch mehr, durch Mangel an Aufmerksamkeit, an Gedächtniß, an Einsicht, durch Fehler der Sprache ꝛc.

Aus diesem Grunde darf man sich gar wenig auf die Unterredung in Gesellschaften, auf Stadtneuigkeiten u. d. gl. verlassen.

Sechs und zwanzigstes Capitel.

Vom Rathgeben.

§. 274.

Die mehresten Menschen überheben sich gern der Mühe des Nachdenkens, und sehen es gern, wenn andre ihnen diese Arbeit abnehmen. Wenn es also darauf ankömmt, einen Entschluß zu fassen, zwischen verschiedenen Vorschlägen zu wählen, so wird es ihnen ungemein schwer, die Sachen recht zu sehen. Wenige Menschen kennen sich selbst, und wissen, was ihren Kräften angemessen ist; sie wissen also nicht, was sie thun sollen, und laufen zu einem Freunde oder einem Gönner hin, um sich rathen zu lassen.

Um Rath gefragt werden, schmeichelt der Eitelkeit; es beweiset Zutrauen und stellt den Rathgeber ins Licht, als wenn er den Fragenden weit übersähe, viel mehr Verstand und Erfahrung hätte. Rathgeben giebt Ansehen und Einfluß — und dieses wünscht jedermann. Es giebt also viele Rathgeber — die unaufgefodert ihre Dienste anbieten und aufdringen; derjenige, der Rath sucht, findet gewiß zehn Rathgeber für einen.

Bequemlichkeit, Eitelkeit und Mode haben also das Rathsuchen einigermaßen zur Pflicht gemacht. Man nimmts dem übel, der sich in seinen Angelegenheiten selbst berathen will.

§. 275.

Unter Rathgeben versteht man gemeiniglich zweierlei.

1) Wenn man geradezu jemandem sagt, was er in seinen Umständen thun oder lassen soll. Werdet Theolog, Jurist, Soldat, Kaufmann, ꝛc.

2) Wenn man den Fragenden von den Vortheilen und Schwierigkeiten der verschiedenen Vorschläge unterrichtet, und dann ihm selbst die Wahl überläßt, daß er sich nach seinem Geschmack und seinen Kräften bestimme.

Nur ersteres kann eigentlich Rathgeben genannt werden.

§. 276.

Was das eigentliche Rathgeben betrifft, so hat dieses noch weit mehr Schwierigkeiten. Es vereinigt in sich alle Fehler des Unterrichts (§. 246.) und hat noch dazu eigne Fehler, die man ja nicht übersehen darf.

Ich soll einem jungen Manne rathen, was er für einen Stand wählen soll.

Allein — 1) kenne ich denn diese Stände alle, zwischen welchen er die Wahl hat? Gesetzt, ich bin ein Geistlicher — ich mag also wohl die Vortheile und die Nachtheile des geistlichen Standes kennen; und das ist noch die Frage. Mancher hat seinen Stand niemals kennen gelernt — Er sieht manches für Schwierigkeiten an, was ein Andrer für einen Vorzug hält, und umgekehrt.

Die andern Stände, des Juristen, des Arztes, des Soldaten, des Kaufmanns, des Künstlers, sind mir wenigstens nur oberflächlich bekannt, und lange nicht

nicht genug, um eine Wahl dazwischen zu treffen. Wie will ich denn einen Rath geben?

2) Alles ist Verhältniß zu den Kräften des Subjects. Der eine taugt besser zum Geistlichen, der andre zum Soldaten, ꝛc. Ich muß also noch denjenigen genau kennen, der mich um meinen Rath ersucht — Und — wie schwer ists, einen andern zu kennen, und in dem Jünglinge den künftigen Mann zu sehen!

Ohne diese zwiefache Kenntniß aber ist es nicht möglich, einen heilsamen Rath zu geben. Wer hat aber solche? Ohne die Kenntniß von der ersten Art, räth man blindlings, nach Vorurtheil, nach Laune, nach äußerm Schein; so wie das Kind Soldat werden will, weil ihm die Uniform gefällt, oder die Mutter das Kind zum Theologen weihet, weil es gern mit einem Buche im schwarzen Bande und goldnen Schnitte spielt. Ohne die Kenntniß des Subjects (d. h. des Menschen, der den Rath verlangt,) räth man ihm, wie man sich selbst rathen würde.

Ein Jüngling kommt zu mir, und frägt mich, ob er Theologie studiren, oder die Handlung lernen soll. Ich, ein stiller Mann, der ich in der Einsamkeit bei meinen Büchern mein größtes Vergnügen finde, und alles herzlich hasse, was man Geschäfte nennt — ich meyne es mit meinem jungen Freunde recht gut; ich kenne die Reize eines ruhigen Lebens und die Beschwerlichkeiten der Geschäfte — ich rathe, wie ich mir selbst rathen würde, und mein junger Freund widmet sich der Theologie. Allein er ist ein muntrer Mensch. Eingezogenheit drückt ihn, er liebt die Geschäfte, und wird ein erbärmlicher Geistlicher, da er ohne meinen unbe-

sonnenen Rath ein guter Handelsmann geworden wäre. Mein Rath war für mich gut; für ihn taugt er nichts.

§. 277.

Also müßte man in wichtigen Sachen sich selbst berathen, und von andern nur Belehrung, nicht aber Rath fodern. Wie kann man verlangen, daß ein Andrer für uns thue, was wir selbst nicht thun mögen, nachdenken, prüfen, uns und die Umstände kennen lernen?

In wichtigen, zweifelhaften Dingen muß man sich nach Belehrung umsehen — aber auch wohl zusehen, an welchen Mann man sich wendet. Beinahe möchte ich sagen, es wäre besser, geradezu zu der Sache zu gehen, diese selbst zu beobachten. Denn, wenn ich Unterricht suche, muß ich mich erst der Einsicht derer versichern, die mich belehren sollen; ich muß nachher ihren Unterricht prüfen. Ersteres ist schwerer, als die Beobachtung der Sache selbst; letzteres erfordert die Kenntniß der Sache selbst. — Also hat man immer diese Arbeit, die Beobachtung der Sache; oder eine noch schwerere Arbeit.

In Kleinigkeiten darf man es so genau nicht nehmen. Wenn ich einen Schuster annehmen, oder mir ein Kleid machen lassen wollte, würde ich wol Rath und Belehrung annehmen — keinen Rath aber in der Wahl eines Standes oder einer Frau; und die Belehrung würde ich sorgfältig prüfen.

In Dingen, die mich angehen und die ich doch nicht verstehe, bei dem Bau oder dem Kauf eines Hauses, bei dem Verhalten in Krankheiten, u. d. gl. würde ich Rath annehmen, aber nicht ohne Vorsicht. Den Mann müßte

ich kennen, und seinen Rath würde ich, so viel als mir möglich wäre, untersuchen. Es versteht sich, daß ich nur einen Sachkundigen zu Rathe ziehen möchte.

Ein jeder räth, wie ers am besten meint und versteht, wie er für sich rathen würde. Daher kommts, daß, wenn mehrere zu Rathe gezogen werden, mehrere Rathschläge herauskommen. — Sie können unmöglich alle gut seyn. Es giebt also schlechte Rathschläge. Wenn ich also einen nur darum frage, so ist immer zu vermuthen, daß sein Rath fehlerhaft seyn kann.

Sieben und zwanzigstes Capitel.
Vom Beispiel.

§. 278.

In practischen Dingen sind die Menschen sehr geneigt, dem Beispiel Anderer zu folgen — Man thut gern, was Andre thun; man entschuldigt seine Fehltritte damit, daß auch Andre dergleichen gethan haben. Folgen ist leichter, als Wahrheit und Recht untersuchen.

Allein, diese Richtschnur hat, so wie jede andre, ihre Fehler.

1) Es giebt schlechte Muster; denn es ist kein Mensch vollkommen.

Wer bloß nach einem Muster sich umsieht, wählt seine Muster nicht immer gut. Zur Wahl des Musters gehört ja, daß man schon, ohne das Muster, wisse,

 was

was recht und gut ist. Dann aber ist das Muster überflüssig.

Man pflegt seine Muster nach dem Ansehen zu wählen. Man ahmt dem Manne nach, der geehrt und gelobt wird. Es ist allerdings etwas, aber doch nicht zuverlässig. Mancher hat den Beifall der Menschen zu erhaschen gewußt, durch ein Betragen, das nicht in allen Stücken lobenswürdig ist.

§. 279.

2) Gesetzt, das Muster ist gut, d. h. der Mann verdient wirklich Lob, so hat er doch auch seine Fehler — Und zwar stechen diese am mehresten hervor, und sind leichter nachzuahmen. Alexander hing den Kopf — jeder wollte ein Alexander, wenigstens im Kleinen, seyn; es war aber leichter, den Kopf zu hängen, als bei brennendem Durste in den Sandwüsten Indiens das Wasser auszuschütten, das man mit Mühe gesammelt hatte. Leichter ist es, die langen Perioden eines Redners, als seine Beredsamkeit nachzuahmen. Es ist dem Studenten leicht, wie gelehrte Männer, in der Mütze und dem Schlafrocke unter Folianten zu sitzen — er kann dabei immer einen Roman oder eine Comödie oder den Eulenspiegel zur Hand nehmen.

§. 280.

3) Gesetzt aber auch, man habe Unterscheidungskraft und Muth genug, um das Gute von dem Fehlerhaften zu unterscheiden, und nur ersteres anzunehmen. — Die Umstände verändern die Sache. Wie kann der Jüngling, der erst in die Welt tritt, das Betragen eines edeln Selbstvertrauens annehmen, das er einem Manne ansieht, der sich schon Achtung und Vertrauen erworben hat?

hat? Bei dem Manne ist es löblich, bei dem Jünglinge wäre es Unbescheidenheit. Jeder Stand, jeder einzelne Character der Menschen, jede Lage hat ihre Eigenheiten, und verträgt nicht wohl, was in veränderten Umständen schön und gut ist.

§. 281.

Sind denn die Beispiele ganz unnütz? — Nein. Sie können aber nicht als Richtschnur, sondern nur als Reiz dienen. Man muß wissen, was gut und recht und schön ist; dann lasse man sich durch das Beispiel der edlen Menschen anfeuern, es zu thun.

Acht und zwanzigstes Capitel.

Von den Büchern.

§. 282.

Der Unterricht durch Bücher ist einer von den vorzüglichsten, weil der Verfasser auf seine Schrift mehr Zeit und Fleiß verwenden kann, und gemeiniglich darauf verwendet, als der Redende auf seine Rede.

Die Bücher können aber alle bisher beschriebene Fehler haben.

Denn der Verfasser kann unwissend, der Sprache unkundig seyn, in Irrthum gerathen, nachlässig oder zu geschwind arbeiten.

§. 283.

Die Schriften sind entweder philosophischen oder historischen Inhalts.

Philosophische Schriften nennt man solche, die sich mit Untersuchungen und Betrachtungen des Verstandes abgeben.

Historische Schriften erzählen Begebenheiten der Natur und der Menschen. Die ersteren heißen Naturgeschichte; die andern schlechtweg Geschichte. Diese haben noch verschiedene Eintheilungen.

Es ist keine Schrift rein philosophisch oder rein historisch. Die Philosophie bedarf der Geschichte, um sich darauf zu gründen; die Geschichte braucht die Philosophie, um ihre Erzählungen zu berichtigen.

§. 284.

In der Philosophie hat jeder eine Art von System und seine besondre Vorstellungsart, die er entweder von seinen Lehrern erborgt, oder sich selbst durch Nachdenken erworben hat. Nach dieser Lieblingsidee wird alles gestempelt. Jeder Philosoph hat seine Irrthümer.

Wer sich z. B. den Menschen als boshaft vorstellt, erklärt jede Handlung der Menschen aus seinem Grundsatze, und hält alles für Bosheit — er denkt, daß der Irrende irren will, und bestraft den Irrthum als ein Verbrechen. Wer den Menschen für gut hält, der erklärt alles aus Unwissenheit, Irrung und Gewalt der Leidenschaften. Er hat Mitleiden mit dem Irrenden und dem Fehlenden.

§. 285.

Die Geschichte ist nicht zuverlässiger.

Die alte Naturgeschichte redet von Einhörnern; und — wir finden keines; sie beschreibt das Nilpferd wie unsre Pferde, und giebt ihm eine Mähne — Das Nilpferd hat keine Mähne, und mit dem Pferde gar keine Aehnlichkeit.

Die Reisebeschreibungen enthielten sonst, und enthalten jetzt noch, viel Wunderbares — manche widersprechen einander. Wie lange hat man die Patagonen für Riesen ausgegeben! Nichts wäre doch leichter gewesen, als das Daseyn eines Riesenvolks zu untersuchen und zu bestätigen; dazu gehören nur Augen. Allein, die Reisenden haben von jeher gern Wunderdinge erzählt.

§. 286.

Noch mißlicher ist die eigentliche Geschichte. Kaum kann man die Wahrheit einer ganz simpeln Geschichte mit Zuverlässigkeit erfahren, die in unsrer Straße vor einer Stunde geschehen ist. Wie kann man sich versprechen, die Wahrheit einer zusammengesetzten Geschichte zu erfahren. Die mehresten Geschichten beruhen doch auf den Aussagen derjenigen, die bei der Begebenheit zugegen gewesen sind. — (Davon sehe man §. 272. 273.) Man hat falsche Documente — freilich sie von den wahren zu unterscheiden; aber es gehört dazu eine große Gelehrsamkeit. Man vergleiche die verschiedenen Berichte von einer und derselben Schlacht; man lese zwei oder drei Schriftsteller über einen Gegenstand. Norberg und Voltaire erzählen die Geschichte Carls des zwölften auf eine ganz verschiedene Art. Norberg war Hofprediger des Königs und hat manches gesehen. Voltaire ist nicht zugegen gewesen; er rühmt sich aber sicherer Quellen, und führt Urkunden an, die er aus den

Händen der Minister zu haben vorgiebt. Carl der zwölfte wird vor Friedrichshall in Norwegen — nicht in einer Schlacht, wo viel Unordnung herrscht, sondern einen Abend, da alles ruhig ist — vor einem Graben erschossen — in Gegenwart seiner ganzen Armee — und bis diese Stunde weiß man noch nicht, ob der Schuß von den Feinden, oder von seinen eigenen Leuten herkam.

Jahre lang gaukelten die Convulsionisten auf dem Grabe des Küsters Paris mitten in Paris, unter den Augen des zuströmenden Volks. Wunder geschahen, wurden von der Obrigkeit und der medicinischen Facultät untersucht, für ächt erkannt und mit gerichtlichen Attestaten bescheinigt; dennoch ist es gewiß, daß es Possen waren.

Meßmer hat lange Zeit mit seinem thierischen Magnetismus ganz Europa in zwei Parteien getheilt.

Gaßner that Wunder vor Deutschlands Augen in dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts. Die Hälfte von Deutschland ließ sich betriegen.

Das Parlament zu Paris hatte, als Richter, das Recht, alle Wege zur Wahrheit, in der Sache des Halsbandes, sich zu öffnen; es brauchte sein Recht — Wie lange aber währte es, ehe man entscheiden konnte, wer der Schurke war, ein Prinz vom Geblüt, oder eine Enkelin Heinrichs des vierten? Der Proceß wollte kein Ende nehmen.

Nach solchen Proben von der Schwierigkeit, die Wahrheit zu finden, verlasse man sich auf die alte Geschichte — die ohne Documente — denn dazumal machte man keine — oft erst Jahrhunderte nach der Begebenheit,

heit, aus Volkssagen zusammengesetzt wurde! Nun spreche man dem Herodot alle die Wunderdinge nach, die er erzählt!

Dabei ist noch zu bemerken, daß jede Geschichte, auch die gleichzeitige, leicht verfälscht werden konnte. Zu unsern Zeiten ist solcher Betrug schon etwas schwer, weil ein Buch gleich gedruckt und in viele tausend Hände geliefert wird. Vor Alters aber druckte man nicht, man las nicht viel, und schrieb noch weniger. Kaum hatte ein Gelehrter ein Buch oder ein Paar Bücher — die Bücher waren selten und kostbar. Also konnte jedermann sein Buch, wenn er eins hatte, nach Belieben verderben und verbessern; wer konnte den Betrug entdecken? Es ist gewiß kein Buch unversehrt aus dem Alterthum zu uns gekommen.

§. 287.

Wenn die Begebenheiten so schwer zu bestätigen sind, was soll man von den Absichten und Triebfedern dabei sagen? Wer kann wissen, was Könige und Fürsten heimlich in dem Cabinet mit ihren Ministern abhandelten, und die Absichten entdecken, die sie mit der größten Sorgfalt vor ihren Lieblingen verbargen? Das bloße Factum ist nichts — und wenn der Geschichtschreiber Absichten dazu dichtet, so erzählt er Lügen.

Nichts ist lächerlicher, z. B. als wenn uns Livius, und andre nach ihm, lange gekünstelte Reden von Ministern im Cabinet, und von Feldherrn an der Spitze ihrer Armee, Wort für Wort mittheilen.

§. 288.

Die Geschichtschreiber haben, sowohl als die Philosophen, ihre Lieblingsideen — sie haben ihr Interesse,

Furcht oder Hoffnung, Liebe oder Haß — nach diesem müssen die Begebenheiten sich bequemen.

Voltaire, wenn man ihm seine Untreue in der Geschichte vorhielt, soll geantwortet haben — Wenn es nicht so gewesen ist, so hätte es doch so seyn sollen. Dieser Grundsatz giebt keine wahre Geschichten.

§. 289.

Man kann also die Geschichte nicht mit Vertrauen auf das Zeugniß ihrer Autoren lesen; man muß dabei immer auf Wahrscheinlichkeit sehen, und prüfen, ob die Erzählung glaubwürdig ist.

Was wird das aber helfen? — Das Glaubwürdige ist nicht immer wahr. Ein Inquisit in Berlin wußte drei verschiedene wahrscheinliche Lebensläufe aus dem Stegereif dem Richter zu erzählen; und alle drei waren erlogen, ob sie gleich dem Gerichte wahrscheinlich genug vorkamen, um Untersuchungen darüber anzustellen.

Manches ist unwahrscheinlich in der Erzählung, und ist doch geschehen. Manches scheint nur unwahrscheinlich, weil einige Umstände ausgelassen sind, die die Sache ins rechte Licht setzen.

Und zuletzt — wir finden unwahrscheinlich, was von unsern Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen abgeht. Z. B. viele Könige der alten Zeit waren kaum heutige Dorfjunker. Es war nicht schwer, mit einiger Mannschaft ein Paar derselben zu überwinden.

Solche, die uns etwas geschehenes, das sie gesehen oder gehört haben, erzählen, für wahr ausgeben und als solches bestätigen, werden Zeugen genannt.

Wenn

Wenn die Sache wichtig ist, muß man untersuchen, in wie fern man sich auf das Wort derselben verlassen darf.

Deswegen muß man untersuchen:

1) Ob sie rechtschaffene Leute sind. Darum läßt sich der Richter, in wichtigen Dingen, den Lebenslauf seines Inquisiten erzählen; und frägt nach dem Gewerbe der Zeugen, um zu wissen, ob sie sich redlich nähren und kein heimliches, schändliches oder niederträchtiges Gewerbe treiben. Derjenige, der ein schändliches Gewerbe treibt, kann kein Zeugniß vor Gericht ablegen, weil man ihn für keinen rechtschaffenen Mann halten kann.

2) Untersucht man, ob der Zeuge die Wahrheit zu sagen oder zu lügen pflegt. Manche Menschen, ohne es böse zu meynen, und bloß um ihren Scherz zu treiben, pflegen allerlei Lügen auszustreuen. Solchen glaubt man auch nicht, wenn sie im Ernst und von wichtigen Dingen sprechen.

3) In dieser Rücksicht muß man auch beobachten, ob der Mann seine Aussagen mit Betheurungen und Schwüren zu begleiten pflegt. Wer oft betheuert und schwört, muß oft gelogen, oder er muß wenigstens seine Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe nicht genug bewährt haben. Denn wenn er wüßte, daß man ihn für einen ehrlichen Mann hält, daß er auf das Zutrauen Andrer rechnen könnte, warum würde er schwören? Wer ohne Noth Betheurungen braucht, giebt zu erkennen, daß er sein Wort nicht für ganz gültig hält; er verräth, daß er sich bewußt ist, Gelegenheit zum Mißtrauen gegeben zu haben; er klagt sich einigermaßen selbst an. Es ist nicht ausgemacht, ob er nicht ein Lügner ist. Das ist aber gewiß, daß ihm das Selbstvertrauen fehlt, welches

ches aus dem Gefühl der anerkannten Wahrheitsliebe fließt. Es kann Ungewißheit über sich selbst, es kann aber auch bloße Kleinmüthigkeit oder Gewöhnung seyn. So viel ist richtig, daß ein solcher immer Verdacht gegen seine Wahrhaftigkeit erregt.

4) Ist zu beobachten, ob diejenigen, die mir etwas versichern, einiges Interesse bei der Sache für oder wider die Wahrheit haben. Haben sie Interesse, so ist ihr Zeugniß ganz unsicher und verwerflich. Wo nicht, so glaubt man ihnen. Hätten sie gar ein entgegengesetztes Interesse, so daß sie von ihrem Zeugnisse litten, so erhalten sie dadurch den höchsten Grad von Glaubwürdigkeit. Doch, wenn man dabei auf ihre Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit rechnen darf, so muß man deswegen nicht auf ihre Einsicht rechnen. Sie lügen nicht, sie wollen nicht betrügen; sie können aber betrogen seyn, unrecht gesehen und gehört haben. Der Enthusiast kann auch für den Irrthum leiden und sterben. Er hält ihn zwar für Wahrheit, der Irrthum ist aber darum nicht minder Irrthum.

Zu dem Interesse der Zeugen gehören alle Leidenschaften.

Liebe oder Haß, Freundschaft, Gefälligkeit, Achtung und Bewunderung gegen die Personen, von welchen gezeugt wird.

Aus diesem Grunde wird der Inquisit, und jeder, der einen Proceß hat, vor Gericht gefragt, ob er nichts gegen die Personen habe, die wider ihn zum Zeugniß aufgefodert worden sind. Kann er beweisen, daß sie irgend Haß gegen ihn hegen, hat er mit ihnen in Mißhelligkeit gelebt, so werden sie verworfen und ihr Zeugniß gilt nichts.

Die

Die Verwandten und Freunde eines Mannes können auch für ihn nicht zeugen; man vermuthet, daß sie, aus Freundschaft, nicht die reine Wahrheit sagen möchten. Daß sie nicht zum Zeugniß wider ihn zugelassen werden, geschieht aus Menschlichkeit; man will Verwandte und Freunde nicht zwingen, wider ihren Verwandten und Freund zu reden, weil es hart wäre.

Noch ein starkes Interesse ist das Interesse der Ehre. Wenn man einmal etwas gesagt und behauptet hat, nimmt man es nicht gern zurück. Das Zeugniß eines Mannes in solchen Fällen ist nicht sicher.

Nachdem man die Zeugen von der moralischen Seite wohl geprüft hat, muß man sehen, ob sie die Fähigkeit haben und in der Lage sind, daß sie die Wahrheit sehen, unterscheiden, richtig behalten und richtig vortragen können. Leute von Vorurtheilen können in Sachen, welche ihre Vorurtheile betreffen; und Furchtsame können in Dingen, welche Furcht erregen, nicht gehört werden. Wer z. B. Hexen und Gespenster glaubt, muß kein Zeugniß von nächtlichen Erscheinungen ablegen.

Der stumpfe Mensch, der Leichtsinnige, sind keine gültige Zeugen; dieser, weil er nicht aufmerksam ist, und jener, weil er den Zusammenhang der Dinge nicht fassen kann. Personen von eingeschränkten Einsichten und dabei starken Gefühlen und lebhafter Einbildungskraft, sehen die Dinge leicht anders, als sie sind. Leute von schwachem Gedächtniß vergessen leicht Dinge, welche die Sache ins rechte Licht setzen würden. Zum gültigen Zeugnisse in Dingen, die etwas zusammengesetzt sind, taugen wenig Menschen.

Nun muß man auf das Zeugniß selbst sehen. Denn da man in solchen Dingen keine demonstrative Gewiß-

heit

heit haben kann, muß man die moralische Gewißheit so hoch als möglich zu bringen suchen.

Man sehe also vorerst, ob die Sache an und für sich möglich ist. Möglich ist sie, wenn sie den wirkenden Kräften in der Natur und in dem Menschen nicht widerspricht. Man muß aber diese Kräfte kennen.

Hernach betrachte man, ob sie wahrscheinlich ist. Wahrscheinlich wird sie, wenn Kräfte und Gelegenheit da waren, solche zu bewirken.

Eine unmögliche Begebenheit, z. B. daß ein Berg von einer Stelle gewichen sey, können zehntausend der glaubwürdigsten Zeugen nicht glaubwürdig machen.

Wenn es aber heißt: Ein Erdbeben, oder die Erschütterung eines Volcans hat einen Berg aufgethürmt, niedergesenkt, oder etwas verruckt —; dann ist die Sache nicht mehr unglaublich, weil eine Kraft da ist, die eine so erstaunenswürdige Wirkung hervorzubringen vermag.

Von der Wahrscheinlichkeit, die immer unwahr seyn kann, läßt sich nicht leicht urtheilen, weil uns das Maaß der Kräfte in der Natur und in den Menschen nicht bekannt genug ist. Z. B. wenn Berge nicht gewichen sind, so sind es doch Aecker und Häuser durch Erdbeben und durch Wasserfluthen. Daß Horatius Cocles die feindliche Armee aufgehalten habe, bis die Brücke abgebrochen war, scheint uns unmöglich; und in der That hat es wenig Wahrscheinlichkeit; es mag immer eine Fabel seyn, welche die Römische Prahlsucht erdacht, oder das einfältige Volk nach und nach vergrößert hat. Vielleicht war Horatius ein Tribun oder ein Centurio, der mit seiner Mannschaft diese That gethan, die man aber dem Anführer allein zuschrieb, weil er das meiste

meiste dazu beitrug. Die Geschichte erzählt, daß die Heloten, die Sclaven zu Sparta, rebellirten und wider ihre tyrannischen Gebieter in Schlachtordnung aufzogen; daß die Herren, nicht mit Waffen, sondern mit Peitschen sie empfingen, und daß dieses die armen Sclaven so sehr demüthigte und erschreckte, daß sie die Flucht ergriffen. Sehr wahrscheinlich ist dieß allerdings nicht. Wer aber den Menschen kennt, wer da weiß, was die Furcht und die Demüthigung auf eine Sclavenseele für Gewalt hat, wird diese Begebenheit nicht geradezu leugnen. Nicht minder unwahrscheinlich, als diese Züge aus der alten Geschichte, ist gewiß die Geschichte Carls des zwölften. Daß dieser Held, ohne Truppen und Waffen, mit einigen Bedienten, in einem schlechten Hause, gegen ein Corps Truppen von einigen tausend Mann sich vertheidigte, das gehört wahrlich nicht zu dem gemeinen Lauf der Dinge; und doch ist es ungezweifelt wahr.

Neun und zwanzigstes Capitel.

Vergleichung der verschiedenen Quellen unsrer Erkenntniß.

§. 290.

Wir erhalten unsre Erkenntnisse auf drei Wegen; diese sind die Erfahrung, das Nachdenken, und der Unterricht.

Man

Man kann keine von diesen dreien ganz ungenützt lassen — sie drängen sich auf. Erfahrung bekommt man nothwendig; den Reden und Lehren Anderer kann man seine Ohren nicht verstopfen, und bei den stumpfsten Menschen erwacht doch manchmal das Nachdenken.

Es ist also nicht die Frage: welche von diesen Erkenntnißquellen mit Ausschließung jeder andern gebraucht werden soll?

Man kann aber die eine mehr als die andern nützen.

Die Frage ist also: welche von den dreien den Vorzug verdient?

Sie haben alle drei ihre eignen Vortheile und Nachtheile.

§. 291.

Die Erfahrung hat den Vortheil:

1) Daß sie die erste Quelle aller Erkenntniß ist.

2) Daß sie uns die Dinge gerade so vorstellt, als sie für unsere jedesmalige Empfänglichkeit sind. Sie stellt sie uns nicht größer und nicht kleiner vor, weil sie solche nur durch unsre Empfänglichkeit uns vorstellt.

Nachdenken und Belehrung von Andern hingegen, treffen selten das rechte Maaß der Eindrücke. Wenn man mir vorstellt, wie angenehm oder unangenehm, wie schmerzlich oder vortheilhaft, wie groß, wie schön ein Ding ist; so werde ich leicht zu viel oder zu wenig darunter verstehen. Wenn ichs aber sehe oder fühle, dann weiß ich genau, wie es ist. Beim Nachdenken thut die Phantasie das ihrige, sowohl als bei der Beschreibung; immer zu viel oder zu wenig.

3) Daß die Lehren der Erfahrung weit nachdrücklicher sind, als die des Nachdenkens, und noch mehr als

als die des Unterrichts. Ich mag nachdenken, wie ich will, so ist es doch immer möglich, daß ich mir eine Sache, einen Schmerz weit geringfügiger vorstelle, als sie sind. Belehrt man mich, so kann ich zerstreut seyn und nicht merken. Die Erfahrung giebt aber der Sache ihren ganzen Nachdruck, und erlaubt keine Zerstreuung; ich muß wol ihren Lehren Gehör geben.

§. 292.

Die Erfahrung hat aber auch ihre beträchtlichen Nachtheile.

1) Ihre Lehren sind äußerst kostbar. Sie giebt uns keinen Unterricht, ohne uns denselben durch Schmerz bezahlen zu lassen. Oftmals ist der Schaden unheilbar, oftmals ist große Gefahr dabei. Ja zuweilen kommen ihre Lehren zu spät, wenn es nicht mehr Zeit ist, sie zu nützen.

Z. B. ein junger Mensch sollte durch Erfahrung von dem Schaden des Lasters belehrt werden. — Die Strafe kommt nicht gleich; noch wendet die starke Gesundheit eines wohlorganisirten Körpers die Zerrüttung ab. Unterdessen wird der Unglückliche sicher; er sündigt fort. Das Uebel bricht endlich aus; aber er ist zu sehr verwöhnt, er kann das Laster nicht lassen, oder seine Constitution ist unwiderbringlich zerstört.

2) Sie kann nicht alles lehren. Kann ich mich ins Wasser stürzen, kann ich Gift einnehmen, um zu erfahren, daß dieses schädlich ist? Soll ich meine Vernunft in Wein ersticken, soll ich der schändlichen Wollust fröhnen, um zu lernen, daß diese Vergehen Elend und Tod bringen? Vieles muß ich auf Glauben annehmen, wenn ich nicht in meinem Unterricht umkommen will.

3) Die Erfahrung ist nicht immer möglich, und daher äußerst langsam. Ich kann diese oder jene Speise

heute nicht versuchen. Entweder habe ich sie nicht, oder ich bin nicht hungrig; es geht nicht an.

4) Ihre Lehren sind nicht immer recht deutlich, weil viele Ursachen und Umstände zusammentreffen. (S. §. 140.)

5) Endlich — sollte mans glauben? — die Lehren der Erfahrung allein haben, obgleich mehr Nachdruck als der Unterricht, dennoch nicht Kraft genug, um ihre Wirkung zu thun. Das ist sehr merkwürdig!

Kinder können hundertmal fallen, sich brennen, oder sonst schaden, wenn der Schmerz nur nicht allzuheftig ist, ohne dadurch furchtsam oder vorsichtig zu werden. Die rohen Völker ertragen ihre Schmerzen, ohne durch die Erfahrung zu lernen. Wenn man aber zu der Erfahrung den Unterricht hinzuthut, wenn man das Kind auf den Schmerz, den es gelitten hat, aufmerksam macht, dann wird es klug.

Nur muß man sich in Acht nehmen — denn auf diese Art, und noch mehr, wenn es keine Erfahrung hat, kann man es zaghaft machen.

§. 293.

Das Nachdenken ist zu allen Dingen nütze. Von ihm allein erhalten die Erfahrung und der Unterricht ihre Vollendung. Es kostet zwar Anstrengung, aber keine Schmerzen, wie die Erfahrung.

Allein 1) es kommt spät — Nachdenken erfodert entwickelte Kräfte, einen reifen und geübten Verstand. Es ist nicht jedermanns Sache.

2) Es geht, sowohl als die Erfahrung, sehr langsam.

3) Man muß dazu aufgelegt seyn; denn man denkt nicht immer, wenn man will. Der geübteste Geist ist manchmal träge.

§. 294.

§. 294.

Der Unterricht hat das für sich, daß er, sowohl als das Nachdenken, nicht kostbar ist; man braucht ihm nicht seine Lehren mit Leiden zu bezahlen.

Ferner hat er den Vorzug, daß man ihn leicht und geschwind und fast zu jeder Zeit erhalten kann. Ueber Erfahrungen und Nachdenken können Jahre hingehen — Durch den Unterricht kann ich in einer Stunde das lernen, was, auf den andern Wegen herauszubringen, Jahrhunderte gekostet haben mag. Es ist leicht, auf diese Weise klug und gelehrt zu werden.

Durch den Unterricht und die Schrift wissen wir, was die geschicktesten Männer vor tausend Jahren gedacht, beobachtet und gelehrt haben. So vereinigt sich bei uns die ganze Wissenschaft, Klugheit und Gelehrsamkeit der ganzen Vorwelt. Dieß sind allerdings wichtige Vortheile.

Die Mängel sind: 1) daß man dabei unaufmerksam seyn kann.

2) Daß es sehr leicht ist, unrecht zu verstehen.

3) Daß man sich selten von den Dingen einen rechten Begriff macht.

4) Daß man zu wissen glauben kann, ohne in der That zu wissen.

Oftmals, wenn man etwas gehört hat, meint man die Sache recht gefaßt zu haben — wenn man sie nun aber niederschreiben, wiedererzählen oder erklären soll, kann man es nicht — ein Beweis, daß man es nicht recht inne hat. Daher kommts, daß man durch das Lehren so viel lernt, weil man dann erst bemerkt, wo es fehlt.

5) Der Unterricht überhebt mehrentheils den Lernenden des Denkens — wenigstens glaubt dieser das

Denken nicht nöthig zu haben, weil er die Sache zu wissen vermeint; und in der That bedarf es auch beim Zuhören der Anstrengung nicht, die beim Selbstbeobachten, Selbstnachdenken nöthig ist. Der Verstand wird nicht so stark gereizt; mithin wird er nicht so thätig, so stark. Man lernt dabei nicht denken.

6) Da man vieles auf einmal durch den Unterricht lernen kann, und da vieles Wissen der Eitelkeit und der Neubegierde schmeichelt; so pflegt man wol viel zu lernen. Dadurch aber nimmt man sich nicht allein die Zeit, sondern auch die Kraft zum Denken. Denn der Geist kann die große Menge der Dinge nicht fassen, nicht in Ordnung bringen, nicht recht verdauen; es entsteht Verwirrung und Dunkelheit in den Begriffen; der durch das Lernen ermüdete Kopf verliert Muth und Kraft.

Aus diesem Grunde geschiehts, daß manche sehr gelehrte Männer wenig Kraft zum Denken haben. Das ist aber nicht allgemein. Leibnitz, Descartes, Aristoteles, Euler, u. a. m. waren zugleich starke Denker und große Gelehrte.

Bei dem Nachdenken, weil man dabei selbst arbeitet und seine Kräfte braucht, und weil man selbst etwas herausbringt, ist viel mehr Vergnügen, als bei dem Unterricht durch Andere, wo man bloß zuhören darf.

§. 295.

Die Jugend muß aber bei dem Unterricht anfangen; denn sie ist nicht im Stande, alle nöthige Kenntnisse durch eigne Beobachtung und Nachdenken herauszubringen — Sie muß vieles lernen. Denn:

Zur Beobachtung und zum Nachdenken gehören nicht allein Kenntnisse und geübte Kräfte, welche die Jugend noch nicht hat; sondern man muß auch wissen, was man beobachten und bedenken will.

z. B. Es wird wenig helfen, wenn ich dem Jünglinge und jedem Ungelehrten sage: — Betrachte die Natur; sie verkündigt dir einen großen Schöpfer — Was soll er nun betrachten? Alle Dinge bieten sich ihm dar; er sieht viele Geschöpfe neben einander stehn — daraus kann er aber nichts nehmen, als den Begriff von Menge. Die Menge macht, daß er nichts besonders betrachtet, und er weiß nicht, was er zuerst betrachten soll — Die Dinge laufen in einander; das erweckt Verwirrung in seinem Kopf, und er sieht nichts als Verwirrung in der Natur. Ehe er die Macht und Weisheit des Schöpfers darin sehen kann, muß er wissen,

1) Daß diese Dinge alle sehr groß und künstlich sind —

2) Daß keine Kraft der Geschöpfe etwas hervorzubringen vermag, kein Sandkorn, keinen Wassertropfen machen kann.

3) Was denn Weisheit ist — nemlich Anordnung der Mittel zu den Zwecken, so daß diese am leichtesten und gewissesten erreicht werden.

4) Er muß Zwecke kennen, und Mittel einsehen, um zu wissen, welche Zwecke der Schöpfer gehabt haben mag, und wie die Mittel dazu angeordnet sind.

5) Er muß wissen, wie schwer es ist, in einer Menge Dinge und Verhältnisse eine gewisse Ordnung zu finden.

Ohne diese Kenntnisse alle kann er die Natur nicht beobachten, über dieselbe nicht nachdenken, nichts herausbringen.

Man muß also schon viel gelernt, viel gesehen haben, ehe man im Stande ist, durch Beobachtung und Nachdenken etwas zu lernen.

§. 296.

Keines von diesen drei Mitteln zur Erkenntniß der Wahrheit reicht allein zu, alle die nöthigen Erkenntnisse zu verschaffen.

Nachdenken allein ist unmöglich; es muß von der Erfahrung und dem Unterricht den Stoff zum Denken, die Ideen erborgen.

Erfahrung allein reicht nicht weit, und ist gefährlich.

Unterricht ohne Bestätigung durch Erfahrung und ohne Prüfung durch Nachdenken, ist seicht, oberflächlich, schwankend, unbestimmt.

Man muß also diese drei Quellen vereinigen.

Dann erst, wenn man fleißig dem Lehrer zugehört, und gesucht hat, seine Lehre recht zu fassen; — wenn man dieser Lehre nachgedacht, solche von allen Seiten betrachtet, und, so viel es möglich ist, mit der Natur und den Dingen um uns her verglichen hat; — dann erst wird es im Kopfe hell; dann erst werden die Kenntnisse solide, richtig und brauchbar.

Dreißigstes Capitel.

Von der Wahrheit.

§. 297.

Nach allem dem, was ich bisher gesagt habe, ist es klar, daß die Wahrheit nicht leicht zu finden ist, daß sie uns in manchen Fällen ganz und gar verborgen bleibt. Selten können wir uns derselben ganz und gar versichern; und selbst wenn wir sie gefunden haben, fehlt es

uns manchmal an Mitteln, uns vollkommen gewiß zu machen, daß wir sie besitzen; wir haben vielleicht keinen untrüglichen Maaßstab der Wahrheit.

Von dieser Regel ist die reine Mathematik ausgenommen.

§. 298.

Aus dieser Ungewißheit fließen zwei wichtige Lehren.

1) Daß wir uns wohl vorsehen, und nicht leicht etwas für wahr und ausgemacht annehmen müssen, damit wir nicht betrogen werden.

Als Folgen dieser ersten Lehre — müssen wir

Uns bemühen, alles recht zu prüfen und genau zu betrachten.

Nicht leicht etwas, das wir wahr glauben, behaupten.

Und endlich nicht denken, daß alle diejenigen, die anders denken, als wir, Irrende, Verblendete, oder gar Feinde der Wahrheit sind.

2) Daß wir, um der Wahrheit willen, niemanden hassen, niemanden verachten, niemanden verfolgen müssen. Es wäre die höchste Ungerechtigkeit. Jeder denkt, wie er kann. Vielleicht bin ich der Irrende. Wer weiß es?

Noch könnte man zu diesen Lehren eine dritte hinzusetzen:

Wenn du was zu wissen vermeinst, sey nicht stolz darauf; du weißt ja nicht, wie viel Unächtes, wie viel Irrthum in deinem Wissen steckt.

§. 299.

Sehr merkwürdig ist folgende Betrachtung, welche durch die Erfahrung bestätigt wird. Je weniger der Mensch weiß, je unvollkommner und ungewisser seine Erkenntniß ist, desto mehr dünkt er sich zu wissen. Der Schüler in der Schule prahlt mit seiner Wissenschaft;

 der

der Student, wenn er von der Universität kommt, glaubt nun alle Wissenschaft zu besitzen; und denkt sich mit jedermann messen zu können. Er geht unbesorgt an die Beantwortung der schwersten Fragen, die der größte Gelehrte nur mit Schüchternheit berührt. Und diese Dreistigkeit ist immer desto größer, je weniger er gelernt und gefaßt hat. Der Mann, der sein halbes Leben den Wissenschaften gewidmet hat, sieht überall Zweifel und Abgründe; er fühlt, daß er wenig weiß. Sokrates sagte, gegen das Ende seines Lebens, er wisse nur Eins, nemlich — daß er nichts wüßte. So gehts manchem fleißigen Denker.

Die Ursach davon —? Hier ist sie. Ein Mensch, der niemals einen Berg gesehen hat, hört von hohen Bergen und steilen Klippen reden. Er stellt sich aber vor, daß er sie schon ersteigen wollte. Er reiset, kommt in die Schweiz, sieht von fern die Alpen, und sie scheinen ihm so beträchtlich, so unersteiglich nicht, als man sagt. Nun hat er den Fuß des Cenis oder des Gothards erreicht — den fürchterlich hohen Gipfel sieht er nicht, und hält die ersten Erhöhungen des Fußes dafür. Stufenweise steigt er, und glaubt allemal die Höhe des ganzen Berges vor sich zu haben, und deswegen glaubt er immer bald ganz oben zu seyn. Je mehr er steigt, desto mehr findet er Schwierigkeiten, desto weiter ist die Aussicht, desto steiler wird der Berg; und er lernt nun aus Erfahrung, daß er lange noch nicht oben ist.

Es ist sehr leicht, dieß auf die Wissenschaften anzuwenden.

§. 300.

Es ist nicht möglich, lauter Wahrheit zu besitzen, immer mischt sich darunter einiger Irrthum — das ist unvermeidlich.

Es ist nicht möglich, alle Wahrheiten zu kennen. Gott allein kennt sie.

Es ist nicht möglich, daß ein Mensch alle Wahrheiten, die den Menschen bekannt sind, einsehe und besitze. Er kann nur einen Theil davon haben.

§. 301.

Wir dürfen uns aber darüber nicht betrüben. — Denn

1) Sind nicht alle Wahrheiten von gleicher Wichtigkeit. Was gehts mich an, ob Cyrus in einer Schlacht gegen die Amazonen umkam, und sein Kopf in einen Schlauch voll Blut gesteckt wurde, wie Herodot erzählt; oder ob er auf seinem Bette starb, wie es Xenophon sagt? Es giebt tausend solcher Gegenstände, worüber man sich den Kopf zerbricht.

2) Die Wahrheiten, die uns nützlich und nothwendig sind, sind mehrentheils nicht schwer zu finden. Wie leicht ist es nicht zu wissen, daß Mäßigkeit, Nüchternheit, Menschenliebe, Freundschaft nützlich und angenehm sind? Wie leicht kann man erfahren, was uns schadet oder nützet! Wie leicht ist es nicht, sich des Daseyns eines mächtigen und gütigen Schöpfers zu versichern, und zu wissen, daß eine Fürsehung über uns waltet, die alles aufs weiseste anordnet?

3) In vielen Fällen ist es zu unserm Wohl gar nicht nöthig, daß wir die Wahrheit wissen. Z. B. die Dinge mögen an und für sich beschaffen seyn, wie sie wollen, und ich mag mich, in der Erklärung von der Fruchtbarkeit der Erde, von dem Lichte, von dem Schalle ꝛc., irren oder nicht; — genug, daß mir die Erde die Früchte geben wird, die ich von ihr erwarte, wenn ich sie gehörig baue und für guten Saamen sorge. Genug, wenn ich weiß, wie viel Licht ich brauche, wie ich

es mir verschaffen, und wie das Licht mich betriegen kann. Genug, wenn ich weiß, welcher Schall angenehm, und welcher schädlich ist. Zu meiner Nahrung ist es nicht nöthig zu wissen, welche die Bestandtheile der Speisen sind, wie mein Magen beschaffen ist und die Speisen verdauet, wie die Nahrung geschieht, und dergleichen. Nur das ist wichtig, daß ich weiß, welche Speise mir heilsam, welche mir ungesund ist, woher ich sie nehmen soll, und welches Maaß davon mir zuträglich ist. Dieses alles ist gar nicht schwer zu wissen. So ists in allen Stücken. Die Natur der Dinge ist uns ein unauflösliches Räthsel — Allein die Verhältnisse der Dinge unter sich und zu uns, ihre Schädlichkeit und ihren Nutzen, können wir in den meisten und wichtigsten Fällen leicht erfahren.

§. 302.

Auf der andern Seite können wir weit mehr wissen, als zu unserm Wohl nöthig ist, ob wir gleich, im Gegentheil, manches Wichtige nicht wissen können.

Z. B. die Astronomie — Sie ist allerdings nützlich, schön, und vergnügt den, der sich derselben befleißigt — Sie ist aber zu unserm Wohl und zu unsrer Ruhe nicht unentbehrlich. Eben so die Naturgeschichte, verschiedene Theile der Naturlehre und der Mathematik; und doch haben wir in denselben manche ansehnliche Fortschritte gemacht.

§. 303.

Es giebt nothwendige, nützliche und minder nützliche Wahrheiten; es giebt unter den mindernützlichen welche, die den Geist erheben und ihn durch Uebung stärken. Da wir nicht alle Wahrheiten wissen können, müssen wir wählen. — Die Wahl hat folgende Regeln.

1) Vor-

1) Vorerst diejenigen Wahrheiten, welche zu unserm Wohl und zu unsrer Ruhe unentbehrlich sind. — Wie wir unser Leben fristen, und unter unsern Nebenmenschen in Ruhe und Friede leben können.

2) Unter den nicht unentbehrlichen wähle man diejenigen, wobei der Geist Nahrung und Erhebung findet. Z. B. Astronomie und Mathematik müssen in dieser Rücksicht der Geschichte vorgehn, obgleich letztere, wenn sie wahr ist und wohl vorgetragen wird, allerdings ihren großen Nutzen hat.

3) Manches ist ganz entbehrlich an und für sich, wird aber, weil es einmal die Mode ist, von jedem verlangt, der einige Erziehung hat. Von der Art sind manche Theile der alten Geschichte, die Griechische Götterlehre, mehrere Sprachen. Man muß sie lernen, nicht um ihres Nutzens, sondern nur um der Andern und der Gewohnheit willen, damit es nicht heiße, man sey unwissend.

§. 304.

Die Verstandeskräfte sind unter den Menschen sehr ungleich vertheilt. Der eine kann viel, der andere nur wenig lernen, fassen, anwenden. Der eine ist zu dieser Art des Wissens, der andre zu einer andern Art aufgelegt. Bei manchem will es, Trotz alles Fleißes, nicht fort; mancher macht ohne Mühe die größten Fortschritte. Der eine macht täglich neue Entdeckungen, der andre kann kaum das begreifen, was man ihm mit vieler Arbeit erklärt. Einige lernen Geschichte, Geographie, Zeitrechnung, und können nicht eine geometrische Progression begreifen; andre begreifen Algebra und Infinitesimalrechnung, die nicht behalten können, in welchem Jahrhundert Ludwig der Fromme lebte.

Dar-

Daraus folgt, daß jeder das Maaß und die Art seiner Fähigkeiten kennen lernen muß, wenn er in Wissenschaften etwas leisten will. Verfehlt er seine Sphäre, oder umfaßt er zu viel, so quält er sich vergebens, und kann nicht fortkommen.

§. 305.

Noch eins ist hier sehr merkwürdig. — Wer schon viel gelernt hat, lernt in der Geschwindigkeit viel zu; wer noch nichts weiß, lernt nur wenig und langsam. Dieß beruht auf folgenden Gründen.

1) Da die Erfahrung der Grund alles Wissens und Lernens ist, so ist es klar, daß man desto mehr lernen kann, je mehr man Erfahrung hat.

2) Das Nachdenken erhebt den Unterricht und die Erfahrung erst zu der Würde wahrer Erkenntnisse. Das Nachdenken aber erfodert Vorerkenntnisse, geübte Kräfte, und einen durch Jahre gereiften Verstand. Da man also nicht eher nachdenken kann, als bis man schon manches gelernt und durchgedacht hat, so kann man nicht eher viel und geschwind lernen, als bis man schon vieles gelernt hat.

3) Um recht und viel zu lernen, müssen die Kräfte, das Gedächtniß, der Verstand, durch Uebung gestärkt und entwickelt seyn. Wer noch wenig oder nichts gelernt hat, der hat keine geübte Kräfte, kann also nur langsam und wenig lernen. Erst dann, wenn er durch vieles Lernen sich geübt haben wird, wird er viel, geschwind und leicht lernen.

4) Wenn man von einer Sache wenig oder nichts versteht, findet man in jedem Unterricht noch zu viel Neues, so daß man nicht alles fassen und noch weniger behalten kann. — Ja, mancher Unterricht ist so beschaf-

sen, daß, wer nicht alles versteht, gar nichts faßt. Dieß ist der Fall in jeder zusammenhängenden Wissenschaft. Wenn zu viel Neues vorkommt, will man alles umfassen, die Kräfte werden zu sehr getheilt, die Dinge gehen zu geschwind vor unsern Augen vorbei und verdrängen einander; wir wissen nicht, was wir sehen und bemerken sollen. — Und so können wir, vor zu großer Lernbegierde, gar nichts lernen.

5) Man kann die Gründlichkeit und Wichtigkeit einer Lehre nicht einsehen, wenn man sie oder die damit verwandten Ideen nicht schon überdacht hat; wenn man nicht auf den Umfang und die Erheblichkeit ihres Nutzens, durch Erfahrung oder anderweitiges Nachdenken, aufmerksam gemacht worden ist. Z. B. die Sentenz: Prüfe dich selbst, kann von der Jugend nicht begriffen und geschätzt werden; weil die Jugend noch gar nicht weiß, wie sehr mannigfaltig die menschlichen Triebe sind. Wer nun solche Lehre lieset, ohne vorher viel nachgedacht zu haben, der übergeht solche, und zieht keinen Nutzen daraus.

§. 306.

Daraus folgt, daß die rechte Zeit des Lernens — nicht die Kindheit und Jugend, sondern das männliche Alter ist. Der Jüngling lernt mehr, als das Kind; der Mann weit mehr, als der Jüngling; und der Mann lernt immer um desto mehr, je mehr er schon gelernt hat. Ein Gelehrter kann in einer Stunde an Erkenntniß mehr zunehmen, als der fleißigste Jüngling in vielen Tagen. Eine einzige Idee, weil er solche recht zu fassen und anzuwenden weiß, kann über seine Wissenschaft ein neues Licht verbreiten. Und wer nicht arbeitet, so weit zu kommen, der wird nimmermehr etwas rechtes leisten.

Wie irrig ist also der Wahn derjenigen jungen Leute, welche nach ihren Schul- oder Universitätsjahren sich einbilden, mit ihrem Wissen schon zu Stande gekommen zu seyn; und sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß sie nunmehr in Ruhe ihre erworbene Weisheit werden nützen können, und daher die Bücher aus der Hand legen, die sie nur mit Verdruß und aus Zwang darin hatten! Diese Jünglinge werden immer sehr mittelmäßige Menschen seyn.

Das Feld der Wahrheit ist so groß, daß der Mensch, er mag noch so stark an Erkenntniß wachsen, und noch so lange leben, immer an Erkenntniß zunehmen kann — In aller Ewigkeit wird er die Quelle nicht erschöpfen.

Wenn aber das Kind und der Jüngling wenig lernen können — was thun sie denn? Wozu quälen sie sich? was haben sie für Nutzen von ihrer sauren Arbeit? — Sie bereiten sich, einst etwas lernen zu können; sie legen den ersten Grund zu dem Gebäude der Wissenschaften, das sie einst aufführen werden.

§. 307.

Mit allem Fleiß und aller Mühe werden wir niemals in allen Stücken zu eigner Einsicht der Wahrheit und zur entschiedenen Gewißheit gelangen. Immer wird noch vieles ganz verborgen, vieles ungewiß bleiben, und vieles, selbst wichtiges, werden wir auf Glauben annehmen müssen.

Z. B. sehr wichtig ist mir meine Gesundheit; dennoch muß ich mich wegen der Erhaltung und Wiederherstellung derselben auf den Arzt verlassen; es ist mir unmöglich, alle die Wissenschaften zu studiren, die darauf einen Einfluß haben.

Wir müssen uns dabei zu beruhigen und unsrer Wißbegier Schranken zu setzen suchen; denn wenn wir dar-

darüber hinaus wollten, würden wir nichts, als gewagte Vermuthungen herausbringen.

Ein und dreißigstes Capitel.
Verschiedene Grade des Wahrheitsgefühls.

§. 308.

Wir unterscheiden die Wahrheit und die Unwahrheit, wie wir das Gute und Schöne, das Recht und die Billigkeit von dem Schlechten und von der Ungerechtigkeit unterscheiden, nemlich durch das Gefühl. Die mehresten Menschen unterscheiden das Wahre und Falsche von einander, ohne zu wissen, warum sie das Eine für wahr, und das Andre für falsch ansehen, und woran sie solches erkennen. Sie sprechen — Es ist doch so! weiter kommen sie nicht.

Dieses Gefühl des Wahren und Falschen, und das Gefühl des Guten und Schlechten, des Rechts und Unrechts, erhalten wir nur durch die Vergleichung der entgegengesetzten Dinge. Wenn wir niemals etwas andres als Gutes und Rechtes gefühlt hätten, so wüßten wir nicht, daß das, was wir fühlen, recht und gut ist. Wenn wir an eine Art von Kleidung gewöhnt sind, wenn sie auch etwas unbequemes haben sollte, fühlen wir weder die Unbequemlichkeit, noch die Kleidung selbst. Die Damen mit ihren Schnürbrüsten werden die Wahrheit dieser Bemerkung bestätigen. Nur ein neuer ungewöhnlicher Druck, oder der Mangel des Gewohnten, lassen sich bemerken. Was aber nicht bemerkt wird, das kann

weder gut noch schön, weder recht noch unrecht genannt werden; es hat für uns gar keinen Character.

Eben so mit der Wahrheit — wenn nicht zuweilen Ungereimtheiten uns aufstießen, die gegen den geraden Gang der Wahrheit in unserm Gefühl strebten, und unsern Kräften so zu sagen eine unbequeme Falte eindrückten, so würden wir Wahrheit haben, ohne zu wissen, daß es Wahrheit ist.

Also kann der Irrthum allein uns zum Gefühl und Genuß der Wahrheit verhelfen. Ich sage: und zum Genuß; denn wir würden von der Wahrheit kein Vergnügen haben, wenn wir solche nicht als Wahrheit fühlten, und ihre Vortreflichkeit empfänden.

Wenn also der Mensch durch Wahrheit beseligt werden sollte, mußte er nicht allein irren können, er mußte wirklich irren.

Lüge konnte er nicht erfinden. Wer nicht von Irrthum und Unwahrheit weiß, durch Zufall oder durch üble Führung, oder durch ein Versehen, das hernach berichtiget wird, oder durch einen Fehler seines Gedächtnisses; — der wird nie den Begriff von Irrthum und noch weniger von Lüge sich bilden können, mithin auch nicht den Begriff von Wahrheit.

Es war also gut und nothwendig, daß der Mensch irren, daß seine Sinne betrogen werden, und daß sein Gedächtniß schwanken konnte.

Und man klagt so sehr darüber, daß der Mensch irrt!

Wenn durch die Umstände, durch die Erziehung, durch die Lage, das Gefühl der Wahrheit bei dem Menschen eine falsche Richtung bekommt, dann wird das Gefühl irrig, und nur solche Irrthümer, welche zu seiner Richtung passen, scheinen ihm Wahrheit. Es ist mit diesem Gefühle, so wie mit einem Richtscheid. Ist dieses

krumm

krumm geworden, so zeigt es nur Dinge, die eben so krumm als es selbst sind, als gerade an. (S. §. 202.)

§. 309.

Der gebildete Mensch, dessen Verstand entwickelt und geübt ist, läßt es bei dem Gefühl der Wahrheit nicht bewenden; er hat Grundsätze, nach welchen er die Wahrheit von dem Irrthume unterscheidet.

Diese Grundsätze sind in dieser Schrift entwickelt worden.

§. 310.

Es giebt viele verschiedene Grade der Gewißheit.

Wahrheit ist immer da, nur erkennen wir sie oftmals nicht; und noch öfter sind wir ungewiß, ob unsre Erkenntniß Wahrheit ist.

§. 311.

Es giebt Wahrheiten, von welchen wir uns mit ziemlicher Gewißheit versichern können; die uns wenigstens so überzeugen, daß uns kein Zweifel daran übrig bleibt. Solche Wahrheiten **wissen** wir.

Von der Art sind 1) die Lehren der reinen Mathematik.

2) Die Eindrücke in die Sinne, wenn wir mit gesunden und geübten Sinnen in der gehörigen Lage aufmerksam beobachten; und wenn wir daraus weiter nichts, als die Verhältnisse der Dinge zu uns, und nicht die Natur derselben, folgern wollen. (S. §. 64.)

§. 312.

Andre Vorstellungen sind so beschaffen, daß wir sie zwar für wahr halten, aber davon doch keine ungezweifelte Gewißheit haben. Solche sind **wahrscheinlich**, und wir **glauben** sie.

Man kann aus Gefühl, aus Gewöhnung, ohne allen Grund glauben.

Der Glaube kann stark seyn, bis zur unerschütterlichen Gewißheit gehn; wenn man nemlich Sätze, die nicht ganz gewiß sind, für gewiß hält.

Er kann aber auch ungewiß oder schwach seyn.

Der schwankende Glaube kann wahr, und der feste irrig seyn.

Von seinen Gründen und seiner Wahrheit oder Irrung erhält der Glaube verschiedene Namen.

§. 313.

„Die Neigung ein Urtheil beizubehalten und nicht „zu ändern, heißt Glaube (*).

„Dieser entsteht

„1) Entweder daher, daß wir die Wahrheit unserer Vorstellungen durch Vergleichung mit den Kennzeichen der Wahrheit, für wahr erkannt haben. Dieß „ist der rechte oder ordentliche Glaube.

„2) Oder daher, daß unsre Vorstellung, ohne „Vernunftgründe zur Ueberzeugung — mit irgend einer „unsrer Neigungen übereinstimmt, oder, wie ich §. 308. gesagt habe, bloß auf Gefühl beruht — „Dieß ist ein „unrechter oder unregelmäßiger Glaube, und wird „Aberglaube genannt.

„Sieht man auf den Gegenstand des Glaubens, „oder auf das Urtheil, das man wahr glaubt, so ist der „Glaube wahr oder falsch, je nachdem das Urtheil „wahr, oder irrig ist.

„Der rechte Glaube kann, sowohl als der un„rechte, falsch seyn.

„Der rechte Glaube, wenn er falsch ist, heißt „Wahn.

„Der

(*) Ich erborge diese Distinctionen von Wittens Versuch über die Bildung der Völker zur Vernunft.

„Der unrechte Glaube, wenn er irrig ist, heißt „im eigentlichen Sinn Aberglaube. Im weitläu„figsten Sinn heißt er auch Aberglaube, wenn er auch „zufälligerweise wahr wäre.

„Der Wahn, oder der rechte und irrige Glau„be, entspringt:

1) „Entweder aus unächten Kennzeichen der Wahr„heit, und heißt Vorurtheil.

Z. B. das Ansehen eines Lehrers ist kein Kennzeichen der Wahrheit; denn manche angesehene Lehrer haben Irrthum gelehrt. Dennoch hält mancher eine Lehre, bloß aus diesem Grunde, für wahr.

„2) Oder aus unrichtiger Anwendung der Kenn„zeichen der Wahrheit; dann ist es ein Mangel an „Urtheil, oder ein Versehen.„

So z. B. nehmen manche den Nutzen einer Lehre als ein Kennzeichen der Wahrheit an. Sie sagen: Wahrheit kann nicht schaden. Was also schadet, ist nicht Wahrheit; was aber schadet, ist Irrthum.

An und für sich ist allerdings dieser Satz richtig. — Denn Wahrheit ist das Verhältniß der Dinge zu einander; die Lehre von diesen Verhältnissen ist Wahrheit; diese lehrt uns der Natur der Dinge gemäß handeln; und wer jedesmal der Natur der Dinge gemäß, oder nach ihren Verhältnissen mit uns, handelt, der kann keinen Schaden nehmen.

Es steckt aber einiger Irrthum in der Anwendung dieses Kennzeichens.

Rousseau z. B. sagt: das Poul Serrho der Indianer (eine Brücke, über welche die abgeschiedenen Seelen in jenes Leben gehen müssen, und von welcher die unversöhnlichen Menschen ins Wasser gestürzt werden,)

 habe

habe manche Versöhnung gestiftet, folglich viel Gutes gethan. Also ist dieses Poul Serrho — Wahrheit. Dieser Schluß ist augenscheinlich falsch.

Wenn man eine darnach eingerichtete Lüge für Wahrheit ausgeben kann, ists möglich, eben den Nutzen, den die Wahrheit leisten würde, daraus zu ziehn.

Die Wahrheit kann nicht schaden, unter zwei Bedingungen:

1) Daß der Mensch im Stande sey, die ganze Wahrheit zu begreifen.

2) Daß die Lage, in welcher der Mensch sich befindet, natürlich sey.

Ohne diese beiden Bedingungen kann die Wahrheit schaden.

Z. B. Wenn man die Indianer überredete, das Poul Serrho sey eine Lüge, und diese könnten nicht zugleich die Wahrheit begreifen, daß die Versöhnlichkeit zu einem glücklichen Leben in dieser und jener Welt nothwendig ist; so würde man ihnen durch die Benehmung des Vorurtheils schaden; sie würden nicht so versöhnlich seyn, als mit ihrem Wahne: weil sie nur einen Theil der Wahrheit, nemlich, daß ihr Glaube falsch ist, begreifen; die ganze Wahrheit aber würde ihnen fehlen.

Wenn der Mensch in einer unnatürlichen Lage ist, kann die Wahrheit ihm schaden, weil sie mit seinem Zustand in Mißverhältniß steht.

Z. B. die Negersclaven in Africa müssen, um ihrer eignen Ruhe willen, so lange ihre Sclaverei währt, die Wahrheit von den Rechten und der natürlichen Gleichheit der Menschen nicht erfahren. Es wäre, in diesem traurigen Zustande, für sie gut, wenn man sie mit dem Wahne verblenden könnte, daß ihre tyrannischen Herren höhere Wesen sind.

Also

Also ist jenes Kennzeichen der Wahrheit gut, nur muß es recht angewandt werden; und Rousseau ist in den Fehler des Versehens bei seinem Schluß verfallen. Es war ein Mangel an Urtheil.

§. 314.

Andere Vorstellungen beruhen nur auf einigen unvollkommnen Gründen. Als z. B. die Hoffnung zukünftiger Dinge, wozu einige Veranlassung da ist; oder die verborgenen Gesinnungen der Menschen, wovon wir einige Merkmale in ihrem Betragen zu sehen glauben. Solche Vorstellungen sind Vermuthungen; wir zweifeln aber an der Wahrheit derselben.

Der Zweifel ist ein Zustand des Verstandes, in welchem er, wegen entgegenstehender Gründe, eine Idee weder für wahr, noch für falsch hält.

Der Zweifel ist die beste Vorbereitung zur Erkenntniß der Wahrheit; denn da der Verstand nichts ausgemacht hat, für nichts eingenommen ist, so kann er alles ruhig prüfen, und wird nur durch Gründe zu der Abfassung eines Urtheils bewogen. Wenn man aber für oder wider die Wahrheit einer Lehre eingenommen ist, dann übereilt man sich gemeiniglich in seinen Urtheilen, untersucht die Gründe nicht gehörig, und entscheidet nach Gunst für seine vorgefaßten Meinungen.

Es giebt Sätze und auch Wahrheiten, die uns unwahr zu seyn scheinen. Diese sind unwahrscheinlich. Wahrscheinlich ist dasjenige, was bei uns mehr Gründe für sich, als wider sich hat.

Es sind unendlich viele Grade der Wahrscheinlichkeit.

Viele Wahrheiten sind gänzlich außer unsrer Sphäre.

§. 315.

Bey vielen Menschen findet man eine Neigung zu glauben, und bei andern eine Neigung nicht zu glauben. Erstere heißen leichtgläubig, letztere ungläubig. Beide haben keine Grundsätze.

Beide entgegengesetzte Neigungen vereinigen sich bei vielen Leuten auf eine befremdende Art in einer und derselben Person.

Wie viele lassen sich von jedem alten Weibe Ungereimtheiten vorsagen, trauen jedem Unwissenden, der ihnen in ihren Leiden die schleunigste Hülfe durch gar geringe und wohl gar abentheuerliche Mittel verspricht. Dem Arzt, dem Rechtsgelehrten, der Obrigkeit, dem Pfarrer, geben sie kein Gehör, lassen sich von diesen weder sagen noch ausreden. Gegen jene Unwissenden sind sie leichtgläubig; gegen diese besseren und verständigen Männer aber ungläubig.

Das kommt theils daher, weil jene Unwissende ihnen nach dem Sinne reden, in der Sphäre ihrer Vorstellungen bleiben; jene aber erheben sich darüber, und das Volk hat dafür keinen Sinn: theils hegt das Volk gegen diejenigen Mißtrauen, welche über ihm sind, weil es mit ihnen keinen Umgang hat, ohne gegen dieselben seine Kleinheit und wohl gar seine Untergebenheit zu fühlen.

§. 316.

Die Vollkommenheit unsers Verstandes erfodert, daß wir so viel Wahrheit erwerben, als uns möglich ist. Wenn wir aber unsere Wißbegier übertreiben, nehmen wir Irrthum für Wahrheit, Vermuthung für Wissen, und quälen uns vergeblich.

Die vollkommenste Erleuchtung des Menschen besteht.

1) Dar-

1) Darin, daß er die größte Menge von Kenntnissen besitze.

2) Darin, daß er, ohne Irrthum, zu unterscheiden wisse, was in seinem Vorrath von Ideen, gewiß, wahrscheinlich, zweifelhaft und unwahrscheinlich ist. Im Falle der Wahl, ist die Richtigkeit der Erkenntniß der Weitläufigkeit derselben vorzuziehn.

In Rücksicht auf unser Wohl, ist die nützlichste Kenntniß die vollkommenste.

Eine deutliche, zusammenhängende, gründliche Erkenntniß in einer Sache heißt Wissenschaft. Eine weitläufige Kenntniß führt den Namen der Gelehrsamkeit.

Gelehrsamkeit ist etwas andres, als Wissenschaft; beide gehen nicht immer zusammen. Ja sie trennen sich sehr oft.

Wissenschaft ist besser, als Gelehrsamkeit; sie ist dem Irrthum weniger unterworfen, sie trägt mehr zur Vollkommenheit des Verstandes bei.

Zwei und dreißigstes Capitel.

Von einigen Mitteln zur Erkenntniß der Wahrheit, oder vom Nachdenken.

§. 317.

Alles, was ich bisher gelehrt habe, waren Mittel zur Erkenntniß der Wahrheit, und ich darf hier nur einiges nachholen.

Nachdenken ist in jedem Falle nöthig, wenn man etwas lernen und sich der Wahrheit seiner Erkenntniß versichern will.

§. 318.

Nachdenken erfordert deutliche und bestimmte Begriffe.

Man muß also vor allen Dingen für die Bestimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe sorgen. Dieß geschieht durch aufmerksame Betrachtung des Gegenstandes, durch genaue Bemerkung seiner Theile und Kennzeichen; durch Vergleichung mit andern gleichartigen Dingen, um die Aehnlichkeit und Verschiedenheit herauszubringen.

Diese Vergleichung ist um desto nöthiger, weil man ohne dieselbe die Kennzeichen eines Dinges nicht entdecken kann, und selten alle Theile desselben bemerkt.

Da die Vergleichung der Gegenstände oder der Ideen mit einander nöthig ist, um die Begriffe deutlich zu machen und zu bestimmen; und da die Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe das erste Erforderniß zum Nachdenken abgiebt; so ist diese Vergleichung der Grund alles richtigen Nachdenkens.

Man muß sich also befleißigen, durch Uebung Fertigkeit darin zu erlangen. Schon in den niedern Schulen sollten die Lehrer die Kinder darin üben, wie es wirklich schon an mehreren Orten geschieht.

§. 319.

Ferner betrachte man einen Begriff nach allen seinen Beziehungen und Verbindungen, damit man ihn ganz fasse. Denn aus einem Theile eines Begriffs läßt sich immer etwas andres herausbringen, als aus dem ganzen Begriffe, weil ein Theil den andern modificirt.

So z. B. kann man sich in einem Menschen sehr irren, wenn man bloß auf eine Eigenschaft desselben

sieht, als etwa auf seine Gutherzigkeit, ohne auf seine Klugheit, seine Neigung zum Zorn, seinen Stolz, xc. zu sehen.

§. 320.

Man muß sehen, ob der Schluß, den man aus einem Grundsatze gezogen hat, nicht etwa der Erfahrung oder einem andern Schlusse oder Grundsatze widerspricht. In dem Falle ist Irrthum darin.

Z. B. die Welt kann nicht ewig seyn, denn sie muß einen Anfang genommen haben. Hätte sie keinen Anfang, so hätte Gott solche nicht geschaffen; die Welt wäre selbstständig, wir hätten keinen Gott.

Auf der andern Seite aber — Gott ist unveränderlich. — Seine Vorstellungen und sein Wille sind immer dieselben; also hat sich Gott von Ewigkeit her die Welt vorgestellt; von Ewigkeit her hat Er das Daseyn der Welt gewollt. Sein Wille aber ist wirksam, und also von Ewigkeit her wirksam; also hat die Welt sogleich existiren müssen, so bald als Gott solche gedacht und gewollt hat. — Also muß die Welt von Ewigkeit her existirt haben.

Diese beiden Beweise geben gerade entgegengesetzte Folgerungen; sie können also unmöglich beide wahr seyn. Es ist ein Fehler in dem einen nothwendig; wo aber der Fehler ist, weiß ich nicht.

Drei und dreißigstes Capitel.

Von der Lesung der Bücher.

§. 321.

Das Lesen der Bücher kann sehr nützlich seyn. Es erfordert aber, daß der Leser einige Vorsicht dabei beobachte.

Es giebt gute und schlechte Bücher. Die Jugend kann aber die Wahl darunter nicht treffen, weil sie die Sache wol nicht verstehen möchte, und hauptsächlich weil sie die Bücher erst lesen müßte, um zu wissen, ob sie dieselben mit Nutzen oder ohne Schaden lesen dürfte. Denn man kann ein Buch nicht beurtheilen, wenn man es nicht gelesen hat.

Es wäre also hier der Ort nicht, von der Wahl der Bücher zu reden; ich übergehe diese Materie und bemerke nur, daß die Jugend wohl thun wird, wenn sie über ihr Lesen den Rath sachverständiger Männer annimmt.

§. 322.

Es ist nicht genug, ein gutes Buch zu haben, man muß es auch gut zu lesen verstehen; auf gutes Lesen kommt alles an.

§. 323.

Wer bloß lieset, um nur gelesen zu haben, der lernt gar nichts.

§. 324.

Wer mit Nachdenken lieset, so daß er alles wohl begreift, was der Verfasser hat sagen wollen, der hat den Vortheil von seinem Lesen, daß er sich im Nachdenken übt,

übt, seinen Verstand bildet, manche Begriffe bekommt, und die Begriffe, die er von der Sache schon hatte, näher beleuchtet.

§. 325.

Wer aber lernen will, der muß schon andre Mittel ergreifen.

1) Er muß keinen Schritt weiter gehen, ohne das vorhergehende wohl begriffen und ins Gedächtniß so gefaßt zu haben, daß er sichs bei seiner ganzen Lesung erinnern könne. Das ist nöthig; denn in einem gutgearbeiteten wissenschaftlichen Werke muß allemal das nachfolgende durch das vorhergehende erklärt werden.

Es kommt aber bei einem wissenschaftlichen genauen Vortrage öfters alles auf ein Wort oder eine Erklärung an, so daß, wenn man diese nicht recht gefaßt oder richtig behalten hat, die ganze Folge unverständlich wird, oder irrige Vorstellungen erregt.

Gut wäre es, wenn man sich, im Falle daß man sich auf sein Gedächtniß nicht verlassen könnte, die vornehmsten Sätze und Erklärungen niederschriebe, theils um sie besser zu begreifen, und theils um sie gewisser zu behalten und allenfalls vor den Augen zu haben. Wer schreibt, lieset zweimal; sagt das lateinische Sprichwort.

Daher ist die Methode, aus den Schriften, die man lieset, die merkwürdigsten Stellen auszuziehn, sehr nützlich.

2) Um das Ganze zu behalten, muß man mehrmals dasselbe überlesen, und den Plan zu fassen suchen. Die Ordnung und der Zusammenhang der Ideen, das heißt der Plan — macht erst die Wissenschaft aus. Wer also die Wissenschaft in einer Sache erlangen will, der muß den Plan übersehen, und ins Gedächtniß zu fassen und zu behalten trachten.

Dazu

Dazu ist eine andre Art von Auszügen, als die N. 1. nützlich.

Man sucht die Materie nach der Ordnung in kurzen Sätzen auszudrucken, und so, daß der Zusammenhang sichtbar werde.

Z. B. Wenn ich den Auszug dieses Buches machen wollte, würde ich es ohngefähr so anfangen, wie folget.

1) Die Wahrheit ist zu unserm Wohl nothwendig; der Irrthum aber schädlich. Folglich muß man erstere suchen, und letzteren aufs möglichste vermeiden.

2) Man muß also wissen, wie man Wahrheit erlangen und Irrthum vermeiden kann; folglich muß man die Quellen beider kennen, um die Fehler derselben zu entdecken.

3) Die Quellen der Wahrheit und des Irrthums sind:

a) Die Sinne — worunter das innere Gefühl, der Geschmack, das moralische Gefühl und das Gewissen gehören.

Die dadurch erlangte nachdrückliche Erkenntniß heißt Erfahrung.

b) Das Nachdenken; welches Beobachtung, Urtheil und Schluß begreift.

c) Die Mittheilung, welche uns Andre von ihren Kenntnissen gewähren; wozu Unterredung, Rath, Beispiel, eigentliche Lehre und die Bücher gehören rc.

Nun fährt man fort, den ganzen Gang des Werkes auf diese Art zu verfolgen. Nach einem solchen Auszuge kann man das Ganze leichter übersehn.

4) Um sich völlig zu versichern, daß man alles wohl verstanden hat, wird es nicht undienlich seyn, eine — oder mehrere Materien nach einander schriftlich auszuarbeiten. Wenn man schreibt, muß man denken.

Und

Und da man nicht schreiben kann, was man nicht versteht, so wird man durch diese Probe alle Mängel in seiner Wissenschaft finden.

Nach verfertigter Arbeit, vergleiche man sie mit dem Werke, und sehe ob man nichts ausgelassen hat.

Sehr gut wäre es, mit einem Freunde von der gelernten Wissenschaft zu sprechen, seine Einwürfe anzuhören, und zu sehen, ob man sie nicht beantworten kann.

Das mehreste von diesen Betrachtungen ist auch auf die Anhörung des mündlichen Vortrags eines Lehrers anwendbar.

Eine solche Bearbeitung einer Wissenschaft ist, was man Studiren nennt. Daraus sieht man, daß nicht alle, welche Gymnasien und Academien besuchten, studirt haben.

Vier und dreißigstes Capitel.

Von der Beurtheilung der Wahrscheinlichkeit.

§. 326.

Fast alles in unserm Leben ist Wahrscheinlichkeit; wir müssen also die Wahrscheinlichkeit schätzen lernen.

Es giebt verschiedene Grade derselben. Wenn ein junger Mensch gute Empfehlungen hat; ist er wahrscheinlich ein guter Mensch; es wird mir aber seine Güte noch wahrscheinlicher, wenn ich ihn eine Zeitlang beobachtet und gut befunden habe. Gewiß ist es noch nicht, denn er kann sich ändern oder auch versteckt haben.

§. 327.

§. 327.

Die mehresten Wahrscheinlichkeiten kann man ihrem Werthe nach berechnen. Man nimmt die völlige Gewißheit als eine ganze Summe an, die man in so viel Theile theilt, als Möglichkeiten oder Umstände, welche die Sache bestimmen, da sind. Nun macht ein jeder günstiger Umstand einen Theil der ganzen Summe aus.

Z. B. ich habe einen Freund, der verreiset ist, ohne daß ich weiß, welchen Weg er genommen hat. Seine Absicht war, Leipzig, Dresden, Potsdam und Berlin zu besuchen, weil er daselbst nothwendige Verrichtungen hat.

Nun frägt mich jemand: Wo ist ihr Freund?

Voritzt nehme ich als gewiß an, daß er keinen Unfall gehabt hat.

Es ist also gewiß, daß er in Leipzig, Dresden, Potsdam oder Berlin ist.

Also ist die ganze Gewißheit eine Summe von vier Wahrscheinlichkeiten — So viel als Orte sind, wo er seyn kann.

Aber in welchem von diesen vier Orten ist er jetzt?

Berlin ist einer von diesen vier Orten; wenn ich also sage: er ist in Berlin, so habe ich eine Wahrscheinlichkeit von einem Viertel, oder ich habe einen Fall für mich, und drei gegen mich: Wenn man mit mir wetten will, kann ich nur einen Thaler gegen drei Thaler setzen. Denn gesetzt, ich wette so gegen vier Personen; gegen die erste: mein Freund ist in Berlin; gegen die andre: er ist in Dresden; gegen die dritte: er ist in Leipzig; und gegen die vierte: er ist in Potsdam; so verliere ich bei dreien gegen jeden einen Thaler, macht drei Thaler,

Thaler; gegen den vierten gewinne ich drei Thaler: und so habe ich weder Gewinn noch Verlust.

Nun aber nehme ich an, daß er sich in Berlin vierzehn Tage, in jedem der drei andern Orte aber nur acht Tage aufhalten will, so wird die Wahrscheinlichkeit für mich größer. Sein ganzer Aufenthalt in allen Orten ist fünf Wochen: also, der Dauer der Zeit nach gerechnet, habe ich für Berlin eine doppelte Wahrscheinlichkeit, da ich vorher eine nicht größere als für die andern Orte hatte. Ich habe zwei Fälle gegen drei; oder zwei Fünftheil der ganzen Gewißheit.

Allein es gehört Zeit zu der Reise von einem Ort zum andern. Es ist möglich, daß mein Freund jetzt an keinem von den vier Orten, sondern unterweges ist. Dies giebt einen andern Calcul.

Fünf Wochen bleibt er aus — Diese haben fünf und dreißig Tage. Von hier nach Berlin sind vier Tagereisen: von da nach Potsdam eine, von dort nach Dresden drei, von Dresden nach Leipzig zwei, von Leipzig hierher drei; macht zusammen dreizehn Tagereisen. Die übrige Zeit ist so eingetheilt, daß der Reisende zehn Tage in Berlin, und vier Tage an jedem andern Orte, (in den drei zusammen zwölf,) zubringen will. Dann ist meine Wahrscheinlichkeit, daß er unterweges ist, gegen die Wahrscheinlichkeit des Aufenthalts an jedem andern Orte insbesondre die größte, nemlich $\frac{13}{35}$, Berlin $\frac{10}{35}$ und jeder andre Ort $\frac{4}{35}$. Wenn ich also wetten will,

a) Daß er unterweges ist, setze ich 13 gegen 22.

b) daß er an einem Orte überhaupt ist, 22 gegen 13.

c) daß er in Berlin ist, 10 gegen 25.

d) daß er in Leipzig ist, 4 gegen 31.

e) daß er in Berlin, und in keinem von den drei andern Orten ist, 10 gegen 12.

Wenn

Wenn ich, nach dieser Berechnung, auf alle mögliche Fälle wette, so kann ich nichts gewinnen, und nichts verlieren.

Wohl zu merken, ich habe nicht alle mögliche Fälle hier angezeigt.

Es treffen noch mehr Möglichkeiten hier ein — Er kann den Wagen gebrochen, er kann umgeworfen haben, er kann aufgehalten worden, (durch Räuber, oder durch Mißverständniß als eine verdächtige Person,) oder er kann krank, auch todt seyn.

Dieses alles setzt meine Wahrscheinlichkeiten um soviel herunter, als diese Fälle oftmals sich gegen die ganze Summe der Reisen verhalten. Gesetzt, daß durch solche Zufälle zusammengenommen unter hundert Reisenden immer einer aufgehalten würde, so würden alle meine Wahrscheinlichkeiten um ein Hunderttheil sinken. Man sieht, daß die Wette immer geringer werden muß, je unsichrer die Gegend ist; wenn etwa Räuber sich darin aufhalten, wenn es Krieg ist, und die Feinde in der Gegend stehen, wenn das Land sehr arm, oder die Hungersnoth eingerissen ist.

Auf diese Art werden viele Angelegenheiten berechnet. —

Die Sterbe- und Wittwencassen;
Die Assecuranz der Schiffe;
Die Lotterien;
Die Wahrscheinlichkeit, daß wir vom Blitz getroffen werden;
Die ganze Handlung;
Die wahrscheinliche Lebenslänge der Menschen.
Die Vorkehrungen der Polizei gegen Krankheiten.
Fast unser ganzes Leben ist eine Berechnung von Wahrscheinlichkeiten.

Ein

Ein junger Mann hat Hoffnung zu einer Bedienung — vier Competenten haben sich gemeldet.

Er hat ein Viertel Wahrscheinlichkeit für sich, und drei Viertel wider sich. Es ist dreimal gewisser, daß er nicht erhält, als daß er erhält.

Dabei bleibt es aber nicht stehen. Die Wahrscheinlichkeit steigt und fällt, je nachdem die Candidaten alle mehr oder minder bekannt, beliebt sind und Fürsprache haben.

§. 328.

Wir müssen uns in vielen wichtigen Dingen auf Andre verlassen, weil wir nicht alles, was zu unsrer Erhaltung und unserm Wohl nöthig ist, selbst wissen und selbst lernen können. Wenn wir ein Haus bauen, ein Kleid machen lassen wollen, wenn wir etwas wichtiges kaufen, wenn wir Hülfe in Krankheit oder in Geschäften suchen, — überall bedürfen wir der Hülfe und des Raths Andrer.

Es ist nun aber nicht gleichviel, ob wir in die Hände eines geschickten oder unwissenden, eines rechtschaffnen Mannes oder eines Schurken fallen. Wir müssen also wählen, und dürfen nicht blindlings vertrauen. Was wir zu untersuchen haben, ist, ob der Mann, den wir brauchen wollen, geschickt und ehrlich ist.

Die Wissenschaft eines Mannes können wir nicht prüfen, wenn wir sie nicht selbst verstehen; es giebt andre, freilich immer unzuverlässige Merkmale, woran man sie erkennen kann.

Z. B. wenn der Student auf Universitäten kommt, kann er die Professoren nicht prüfen, um den geschicktesten zu seinem Lehrer zu wählen; eben so wenig kann der

Patient die Aerzte, und der Baulustige die Bauleute examiniren.

Man sehe vorerst auf den Ruf. Man wähle den, der den meisten Beifall unter seinen Collegen hat.

Doch dieser Beifall ist äußerst mißlich. Diejenigen, welche eben die Kunst oder Wissenschaft treiben, die es, als Gelehrte in diesem Fache, am besten wissen können, was von ihren Collegen zu halten ist, pflegen selten zuverlässig zu seyn. Verschiedenheit der Meinungen, und manchmal Neid, verfälschen ihre Urtheile.

Das Publicum, oder diejenigen, welche nicht Kunstgenossen sind, verstehen die Sache nicht genug, um ein gegründetes Urtheil zu fällen. Den Lehrer, Prediger, Professor beurtheilen sie nach dem Tone und der Stärke seiner Stimme, nach der Annehmlichkeit seines Vortrages; der Student giebt dem Professor, der ihm durch Schwänke manchen Spaß macht, seinen Beifall. Man urtheilt nach der Deutlichkeit; aber diese kann Seichtheit seyn. Die Munterkeit im Umgange ist oft die einzige Empfehlung; dabei kann ein Mensch sehr mittelmäßig seyn.

Zweitens nehme man auf die Erfahrung Rücksicht.

Der Mann, welcher schon lange seine Wissenschaft bearbeitet oder seine Kunst getrieben hat, sollte allerdings gelehrter und geschickter seyn, als ein jüngerer Mann. Er sollte, sage ich — ists aber nicht immer — denn mancher treibt sein Geschäft ruhig fort, ohne daran zu denken. Solche Männer kommen gegen die andern immer weiter zurück, je älter sie werden, weil man in allen Künsten und Wissenschaften immer neue Entdeckungen macht, die sie nicht wissen oder nicht wissen wollen.

Drit-

Drittens kann man einen Mann aus dem Erfolge seines Fleißes beurtheilen.

Z. B. der Lehrer, welcher viele geschickte Schüler geliefert, der Prediger, dessen Gemeine gut gesittet ist, der Arzt, der viele Kranke geheilt, der Mann, dessen Rathschläge häufig gut ausgefallen sind — alle diese Männer erwerben sich Zutrauen.

Allein — der Lehrer kann auch ein besonders Glück in seinen Schülern gehabt haben. Es waren viele gute Köpfe darunter; und gute Köpfe bilden sich leicht selbst; aus den schlechtesten Schulen sind gute Männer ausgegangen. Die Gemeine mochte schon gebildet seyn, oder es sind andre Umstände dazu gestoßen, als etwa ein großer Unglücksfall, welche, ohne den Prediger, gute Wirkungen gethan haben. Der Arzt hat starke Patienten bekommen. Zwei Aerzte haben jeder hundert Kranke gehabt; dem einen sind vier, dem andern zwanzig gestorben. Welcher ist der geschickteste? Wenn alle Kranken gleiche Krankheit, gleiche Kräfte und gleichen Verstand hatten, so entscheide ich für den ersten. Allein der erste ist der Arzt der Reichen, welche ein klügeres Verhalten beobachten, kräftigere Arzeneien bezahlen können, und bessere Aufwartung genießen. Der andre hat mit abergläubischem, störrischem Pöbel zu thun, welcher noch oben drein keine Bedienung, wenig Arzeneien und nur schlechte Speisen bezahlen kann. Oder, der eine hat entnervte Schwelger curirt, der andre dauerhafte Menschen, deren Säfte unverdorben waren. Der eine hat leichte Krankheiten, der andre lauter schwere Patienten curirt. — Und dann, wer weiß, ob der eine nicht, als ein Marktschreier, durch gewaltsame Mittel, bloß Symptome unterdrückt und die Krankheit für jetzt nur

gehoben hat, wodurch er seinen Kranken nur den Schein der Gesundheit giebt, um sie nachher in weit fürchterlichere Krankheiten zu stürzen. Nichts ist schwerer, als den Arzt zu beurtheilen.

Viertens, wenn ich den Mann nicht in seiner Kunst prüfen kann, so bin ich doch im Stande zu erkennen, ob er überhaupt deutliche Begriffe, richtige Grundsätze und einen denkenden Kopf hat. Aus dem, was ich von Geschicklichkeit in den mir bekannten Fächern entdecken werde, kann ich auf seine Geschicklichkeit in seinem Fache, das mir unbekannt ist, schließen.

So muß man sich im Leben zu behelfen suchen.

Halle,

gedruckt mit Gebauerschen Schriften.

[library stamp]

2. 9. 71

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Villaume, Peter,

Practische Logik für junge Leute, die nicht studiren wollen

Libau 1794

Coburg, Landesbibliothek -- B II 10/60
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916413-3